

Neue Heidelberger Jahrbücher

Historische-Philosophischer Verein (Heidelberg, Germany)


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG SIGILLVM
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VII



HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1897

Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning, Heidelberg.

INHALT.

Philipp Melanchthon.[1])

Von

Adolf Hausrath.

Es sind demnächst vierzehn Jahre verflossen seit wir die vierte Säkularfeier Martin Luthers begingen. — Dass damals die grosse Gestalt des deutschen Reformators dem Auge der Nation vorüberging, ist von nachhaltigster Wirkung gewesen. Eine Reihe von neuen Lutherbiographieen gingen jenem Feste voran und die wertvolleren folgten ihm nach. Lutherfestspiele versammelten noch Jahre lang eine andächtige schaulustige Menge und begründeten eine neue Gattung von Volksschauspielen, die noch immer Anklang findet. In einer neuen Gesamtausgabe der Werke des grossen Reformators löste auch die gelehrte Forschung eine alte Ehrenschuld ein, an die der 10. November 1883 sie gemahnt hatte. — Auch hier in Heidelberg sah die Heiliggeistkirche eine gedrängte Menge um einen teuern Redner versammelt, dem wir gerne auch heute lauschen möchten und es wird andächtig still in unserer Seele, wenn wir jener feierlichen Stunde gedenken, als Karl Holsten uns Luthers Bild in unvergesslicher Weise vor die Seele führte.

In bescheidenerem Rahmen hält sich die heutige Feier. Jubiläen sind Feste dankbarer Erinnerung, und solchen Dank schuldet die Pfalz ihrem grössten Sohne, schuldet die Universität Heidelberg dem Manne, der an ihrer Reorganisation aus einer mittelalterlich scholastischen in eine humanistisch evangelische Anstalt thätigen Anteil nahm.

Philipp Schwarzerd[2]) ist ein Sohn dieses Landes und er teilt durchaus die Eigenart jenes rheinschwäbischen Stammes, dem er durch seine Brettener Geburt und als Sohn eines Pfälzers und einer Schwäbin

---

1) Festrede, gehalten in der Aula der Universität am 16. Februar 1897.

2) Straussens Vermutung, er habe Schwarzert geheissen, widerspricht die Unterschrift des Bruders, die bis zu dessen Tod Schwarzerd heisst. Auch giebt es zwischen Knittlingen und Bretten einen Schwarzerdhof.

angehört. Die Eigentümlichkeiten der Aussprache und Gestikulation, die Neigung zu stiller Gemütlichkeit und dazu ein leises Heimweh nach seiner süddeutschen Heimat haben das Brettener Kind auch an der Elbe niemals verlassen.

Am 16. Februar 1497, als Luther in Magdeburg die Kurrende sang, Zwingli in Bern seinen Studien oblag, Hutten sich anschickte, die väterliche Burg mit dem verhassten Kloster Fulda zu vertauschen und Loyola als Page am Hofe Ferdinand des Katholischen die Schleppe seiner Herrin trug, wurde zu Bretten Philipp Schwarzerd geboren. Der Vater stammte aus Heidelberg und hiess in Bretten der Heidelberger Schlosser. Vertraulich und wohlbekannt schaut uns darum alles an, was wir von Melanchthons Familie hören. Am Fusse unseres Schlossbergs lag die dem Grossvater gehörige Werkstatt des Waffenschmieds und Schwertfegers Georg Schwarzerd. Der kunstreiche Mann, der selbst für Kaiser Max zu dessen hoher Zufriedenheit gearbeitet hatte, machte zu Speyer mit einer Nichte des berühmten Gelehrten Reuchlin Hochzeit, der zahlreiche Ritter anwohnten, denen er Harnische und Schwerter geschmiedet. Dann verliess der junge Ehemann die Werkstatt des Vaters und liess sich in dem kurpfälzischen Bretten nieder. Dort wurde ihm heute vor vierhundert Jahren sein berühmter Sohn geboren, der nach dem Landesherrn, dem Kurfürsten Philipp, genannt wurde. Magister Philippus rühmt von seinem Vater, dass er nie einen Prozess gehabt, nie einen Fluch gebraucht und dass er ihn niemals trunken gesehen. Diese milde massvolle Art hat er dem Sohne vererbt. Der Mutter wird das Lob einer sparsamen Hausfrau, die ihre festen Grundsätze hatte, wie viele Teile der Einnahme auf diese und wie viele auf jene Bedürfnisse verwendet werden dürften, und noch der Sohn wiederholte scherzend ihr Sprüchlein: „Wer mehr will verzehren, Als sein Platz kann ernähren, Der wird leichtlich verderben Und am Galgen sterben".

Der Vater starb schon 1507, da er auf einer Reise aus einem vom Feinde vergifteten Brunnen getrunken hatte, und nun nahm die Grossmutter, die Schwester Reuchlins, die Enkel Philipp und Georg aus dem kleinen Ackerstädtchen nach Pforzheim, wo der Humanist Simler einen weithin berühmten Unterricht in den alten Sprachen erteilte. Reuchlin, damals Richter des schwäbischen Bundes, kam häufig von Stuttgart nach Pforzheim herüber, freute sich der Fortschritte des Grossneffen, schenkte ihm als Preis seiner Fortschritte Bücher, einmal sogar seinen Doktorhut und als der Neffe eine der Reuchlin'schen Schulkomödien mit seinen Freunden zur vollen Zufriedenheit des berühmten Autors agiert hatte,

meinte der alte Herr, ein so gelehrtes Männchen dürfe nicht mehr Lips Schwarzerd heissen, sondern nannte ihn Philippus Melanchthon.

Als der junge Grieche gelernt hatte, was zu Pforzheim zu lernen war, trug man kein Bedenken, den zwölfjährigen Knaben nach der Universität Heidelberg zu schicken, wo er am 13. Oktober 1509 in der Artistenfakultät immatrikuliert wurde. Der Theologieprofessor Spangel hatte Melanchthon in sein Haus aufgenommen, aber die subtilen Fragen der scholastischen Theologie konnten dem Neffen Reuchlins kein Interesse abgewinnen. Seine Neigungen und seine Verbindungen gingen nach der humanistischen Seite. Als fixer Grieche und prompter Verseschmied war der kleine Brettener den Heidelberger Studenten bekannt. Auch sein Lehrtrieb regte sich früh, indem er Schwächeren nachhalf und den Unterricht der jungen Grafen von Löwenstein leitete. Im Jahre 1512 erwarb er sich den Titel eines Baccalaureus, als er sich nun aber sofort auch um den Magistergrad bemühte, wies die Fakultät ihn ab, weil er zum Magister zu jung sei. In süddeutscher Empfindlichkeit, auch darin erkennen wir den Landsmann, beschloss der Gekränkte, Heidelberg zu verlassen. Sein Pforzheimer Lehrer Simler, der jetzt in Tübingen die Rechtswissenschaft lehrte, und der in Stuttgart lebende Grossoheim Reuchlin luden ihn nach Tübingen ein, wo unter ihren Auspizien der jugendliche Humanismus eine seiner Werkstätten aufgeschlagen hatte. Wie der Oheim mit einer hebräischen Grammatik seinen Ruhm begründet, so versuchte der Neffe sich mit einer griechischen Grammatik, die er, wie er bescheiden sagt, als Knabe für Knaben schrieb. Das Buch hat ihn durchs Leben begleitet und von seinem Freunde Camerarius verbessert, ist die Melanchthon'sche Grammatik durch viele Generationen ein verbreitetes Schulbuch geblieben. Ihm vor allem verdankte der Verfasser seinen Namen: praeceptor Germaniae. Nachdem er neben andern Arbeiten auch den Terenz ediert, erhielt er am 25. Januar 1514 den ersehnten Magistergrad und es ist vielleicht eine Erinnerung an seine Heidelberger Erfahrung, dass er einen höheren niemals begehrte noch annahm. Nach damaliger löblicher Sitte konnte man Student und Dozent zugleich sein. Während er Aristoteles vortrug, hörte er juristische Kollegien, während er Astronomie lehrte, studierte er Medizin, Student in der Philosophie war er Lehrer der alten Sprachen. Universalität des Wissens war auch eines der Ideale des jugendlichen Humanismus und noch liessen sich die Wissenschaften so übersehen, dass der Einzelne hoffen konnte, sie alle zu erlernen. Und keine Faustische Enttäuschung, sondern helle Schülerfreude am Lernen war damals die Lebensstimmung

des Magister Philippus. Die Burse, der er angehörte, war die der Neckargenossen und von den Gelehrten der alten Schule gekränkt, wurde der junge Magister mehr als seine freundliche Art sonst erwarten liess, ein streitbarer Vorkämpfer der Neuen. Freilich ging der Streit auch ganz persönlich ihn an, denn im Mittelpunkte desselben stand sein von Kindesbeinen an verehrter Oheim Reuchlin.

Ein getaufter Jude, Pfefferkorn, betrieb seit 1510 ein Verbot der jüdischen Religionsbücher, ein Vorgehen, aus dem sich vielleicht wie in Spanien eine allgemeine Judenverfolgung und Zwangsbekehrung entwickelt hätte, wäre nicht Reuchlin, damals der erste Kenner der hebräischen Litteratur, diesem Anschlag entgegengetreten. So war der friedfertige Gelehrte in einen heftigen Streit mit den Dominikanern geraten, der auf seinem Höhepunkte stand, als Melanchthon in Tübingen dem verehrten Manne wieder näher trat. Magister Philippus und seine Freunde stellten sich mit Enthusiasmus auf die Seite Reuchlins und so bahnte sich ein brieflicher Austausch mit den bekannteren Erfurter Reuchlinisten an, die in einem Briefe Hesse's Melanchthon zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die Dominikaner aufforderten, um diese Ungeheuer so zu peinigen, dass sie weder zu Land noch zu Wasser Ruhe finden sollten. Aus diesem Kreise ist die berühmte Satire der epistolae obscurorum virorum hervorgegangen, an deren späteren Serien auch Melanchthon beteiligt gewesen sein soll. Ihm hat man die poetische Epistel des Magister Schlauraff zugeschrieben, der in barbarischen Versen die Odyssee seiner Irrfahrten durch Deutschlands Herbergen und Poetenschulen erzählt und in Tübingen den Magister Philipp Melanchthon als besonders gefährlichen Humanisten hervorhebt. In Tübingen freilich zog dem Brettener Dozenten seine Parteinahme für die Jungen die Feindschaft der Alten zu. Ernste Konflikte schienen sich vorzubereiten, aber der freundliche Stern, der von seiner Wiege an über seiner Jugend geleuchtet hatte, entführte ihn den dortigen Verhältnissen, als sie eben anfingen sich zu trüben. Reuchlin erhielt im Jahre 1518 von Friedrich dem Weisen den Auftrag, ihm für Wittenberg zwei Professoren, einen der hebräischen, einen der griechischen Sprache zu besorgen und alsbald schrieb er seinem Neffen: „Gehe aus Deinem Vaterlande und von Deiner Freundschaft und aus Deines Vaters Hause in ein Land, das ich Dir zeigen will, und ich will Dich segnen und Dir einen grossen Namen machen und Du sollst ein Segen sein.“ Zuerst freilich war man in Wittenberg enttäuscht über den unscheinbaren jungen Menschen, den mehr der Oheim als der Gelehrte Reuchlin empfohlen zu haben schien. Als dieser Knabe aber nach vier Tagen die Pracht seines

Latein über die Anwesenden ausgeschüttet und sich mit ächtem Humanistenzorn gegen die scholastischen Verderber der Wissenschaft ausgesprochen hatte, da verstummten die Spötter. „Wir haben alsbald von seiner äussern Erscheinung abgesehen“, schrieb Luther an Spalatin, „und können uns nur Glück wünschen und dem Fürsten danken. So lang wir ihn haben, wünsche ich keinen andern griechischen Lehrer“. In jenen Tagen entspann sich das schöne Verhältnis des geistesgewaltigen Augustiners mit dem feinsinnigen Humanisten, das zu den erfreulichsten Episoden der deutschen Geschichte gehört. Luther sorgte für den Ankömmling wie ein älterer Bruder, Melanchthon aber ging ein neues Leben in dem Umgang mit dem tiefsinnigen Mönche auf. Seine lichte hellenische Anschauungswelt wurde nun plötzlich überflutet von jenen dunkeln religiösen Problemen, mit denen Martin Luther die Welt überfallen hatte. „Hier ist viel mehr“, schrieb er den Freunden in Tübingen, „als alle menschliche Weisheit. Ich bin ganz in den theologischen Studien. Sie sind ein wunderbarer Genuss, ein himmlisches Ambrosia“. Wenn sich so sein ganzes Wesen im Umgang mit Luther vertiefte und man wohl sagen darf, er wäre ohne Luther nie das geworden, was der Name Philipp Melanchthon für die Welt bedeutet, so darf man andererseits nicht vergessen, welch ein Zuwachs auch er für Wittenberg war. Bis dahin hatte Luther den lateinischen Text der Vulgata seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt. Jetzt schreibt er: „Ich danke es meinem Philipps, dass er mich griechisch lehrt. Ich bin älter als er, aber das hindert mich nicht!“

Noch mussten an dieser Hochschule die ersten Fundamente der Bildung erst gelegt werden. Die Beschaffung hebräischer und griechischer Bibeln, eines Druckers, der griechische Lettern besass, eines lateinischen und griechischen Wörterbuchs, einer lateinischen und griechischen Schulgrammatik, einer Rhetorik, der Ausgaben der Klassiker, das alles war Melanchthons Werk. Durch diese Thätigkeit erzieht er jene Humanisten der evangelischen Kirche, die an den Gymnasien der Städte und den protestantischen Hochschulen ihre Lebensarbeit finden und die nicht wie die Humanisten Italiens als vornehme Heiden auf den Volksglauben herabsehen und ihn bespötteln, sondern in schönem Universalismus Sophokles, Plato und Seneca preisen und dennoch sich beugen vor Propheten, Aposteln und Evangelisten. Dass unser Humanismus in der Kirche stand, das ist das Verdienst Melanchthons, des Praeceptors Germaniae. Seit seiner Beteiligung an der Leipziger Disputation mit hineinverflochten in den theologischen Streit, drang Melanchthon auch hier auf Durchführung des humanistischen Grundsatzes:

„Zurück zu den Quellen“ und Luther sah mit Bewunderung, wie sich bei Melanchthons sicherer Methode alle Fragen vereinfachten. Welch einen Lehrer Luther in Melanchthon, welch einen Schüler Melanchthon in Luther gefunden hatte, das bewies die im Oktober 1520 erscheinende Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, die in sorgfältiger Arbeit alle Fundamente der Sakramentslehre umsichtig und säuberlich aufgrub und blosslegte, um zu prüfen, ob sie auf die Schrift gegründet sei? Der humanistische Grundsatz: „Zurück zu den Quellen“, war nie umsichtiger und gründlicher gehandhabt worden. Man erkannte den Mönch nicht mehr, der Tetzel mit tollem Humor und Hogstraten mit vernichtender Verachtung behandelt hatte, so war hier alles methodisch, gründlich, ohne Sprünge in der Beweisführung, ohne Lücke des gelehrten Apparats. Wenn die Einen dieses Buch Erasmus, die Andern Melanchthon zuschrieben, war das eben ein Ausdruck für die Thatsache, mit welchem Erfolge Luther Melanchthons Schüler geworden war. Gerade dieses Buch aber war das radikalste, das Luther je geschrieben hatte und die ganze Kirche erbebte von diesen Mauerstössen gegen ihre Fundamente. Denn die babylonische Gefangenschaft war das Buch der neuen Weltanschauung, das verkündete, es gibt keine an sich heiligen Handlungen, durch die der Priester dich selig machen könnte, nur dein eigener Glaube bestimmt deine Stellung zu Gott. Seine Mitverantwortlichkeit für diese Wendung in Luthers Schriftstellerei hat Melanchthon nie verläugnet und als die Pariser Sorbonne, die Mutter aller Weisheit, dem Gefangenen auf der Wartburg, den Kaiser und Papst von sich gestossen, nun auch ihrerseits verdammt hatte, da war es Melanchthon, der das Dekret der Pariser in so überlegener und ruhiger Weise zurückwies, dass die Fürsten und Staatsmänner erkannten, hier habe sich die Feder gefunden, der forthin alle diplomatischen Schriftstücke und öffentlichen Manifeste der Evangelischen anzuvertrauen seien. Luther selbst aber schrieb, ob er nach Wittenberg zurückkomme oder nicht, daran sei wenig mehr gelegen, denn Philippus und die Andern seien selbst die Männer, die Feste zu halten auch ohne ihn. Darin freilich hatte Luther in seinem grossartigen Vertrauen und seiner neidlosen Bewunderung des gelehrteren Freundes seine eigene Bedeutung unterschätzt. So lang es sich um theoretische Fragen handelte, war Melanchthon allerdings der Mann, der diese Aufgaben spielend löste. Aber als die Fluten über die Ufer traten, als die Heerhaufen des vierten Standes lärmend und tobend ihren Einzug hielten in die deutsche Geschichte, da stellte sich heraus, wie hilflos alle Genossen Luthers den entfesselten

Massen gegenüberstanden. Die Universität Erfurt wurde gesprengt, Wittenberg sah sich von gleichem Schicksal bedroht und nicht eher kehrte die Ruhe zurück, als bis Luther wieder auf seiner Kanzel stand und mit seinem gewaltigen Worte die Geister des Aufruhrs erschlug oder verjagte. Fragt man nun, warum Magister Philippus das nicht vermochte, so darf man am wenigsten an Mangel an Mut denken. Der zarte, feinsinnige Gelehrte hat ohne Scheu und in gewohnter Freundlichkeit mit den wilden Propheten verkehrt, aber er war ein Mann der Theorie und als sie ihm ihre Meinungen aus der Schrift erwiesen, wagte er nicht, sie anzutasten. Seine reine Seele konnte an unreine Absichten nicht glauben. Keinen Augenblick kam ihm der Gedanke, dass es eitel Lug und Trug sei, was diese inspirierten Konventikelleute ihm vorgaukelten und durch dieses kindliche Vertrauen wurde er ihre Beute. Ein Idealist durch und durch, beurteilte er die Andern nach dem eigenen freundlichen aufrichtigen Herzen, wo Luthers gesunder Realismus den Dingen sofort auf den Grund sah.

Mit um so glücklicherem Sinne kehrte er nun, nachdem der rechte Führer die Zügel wieder ergriffen hatte, zu seinen stillen Studien zurück, die immer mehr theologische geworden waren. Schon seit dem Sommer 1519 erklärte er den Römerbrief und las über die Philosophie des Paulus oder, wie wir sagen würden, über den paulinischen Lehrbegriff. So entstand seine Einleitung in die paulinische Theologie, die er unter dem Namen theologische Hauptpunkte, loci communes rerum theologicarum, herausgab. Melanchthons loci waren die erste positive Leistung der theologischen Renaissance. An Stelle der endlosen Dispute, des sic et non sic der mittelalterlichen Scholastik, traten hier die einfachen religiösen Grundgedanken des ersten Christentums, und eben darauf beruhte der ungeheuere Erfolg dieses Buches, dass es die theologische Welt von dem erdrückenden Wuste einer ausgelebten Vergangenheit befreite. Es war, als ob ein gothisches Gebäude mit tausend Spitzen, Schnörkeln und Verkröpfungen gefallen wäre und an seiner Stelle sah man die schlichte Schönheit einer antiken Basilika.

Eine zweite Aufgabe erwuchs ihm durch die Bibelübersetzung, die Luther von der Wartburg mitbrachte. Zunächst sah er das neue Testament mit Luther durch, das im September 1522 erschien, und bis zur Vollendung des ganzen Werkes im Jahre 1534 war er Luthers hauptsächlicher Mitarbeiter bei dieser grössten litterärischen That des sechzehnten Jahrhunderts. Kraft und Wohlklang verdankte die deutsche Bibel dem Sprachgefühle Luthers, Treue und Genauigkeit der

Uebersetzung verdankte sie Melanchthon. Wenn in der bekannten Charakteristik der Mitarbeiter Melanchthon der Dialecticus genannt wird, so heisst das, dass er Zusammenhang und Gedankengang der Schriftsteller am genauesten erfasste, wie das seine neutestamentlichen Kommentare auch erweisen, die neben jener Arbeit hergingen und sie gelehrt ergänzten. So hatte die Mitarbeit an der kirchlichen Reform ihn selbst wieder auf seine geliebten Sprachstudien zurückgeführt. Und es that Not, dass er, auch hier Luthern ergänzend, mit grosser Tapferkeit seinen Mann stellte. In ihm regte sich gegenüber dem Taumelgeiste, der die Jugend ergriffen hatte, immer stärker der strenge Gelehrte und gebildete Humanist. Die Geistesausgiessung der Zwickauer Propheten und die beginnenden Unruhen des Bauernkriegs hatten Tendenzen in die Jugend getragen, die ihm missfielen. Es drängte sich eine Studentenschaft nach Wittenberg herzu, der Begeisterung und Glaube leichter eingingen, als lateinische Grammatik und griechische Syntax. Ihm wollte es nicht gefallen, dass diese Jugend, statt hebräisch und griechisch zu lernen, die soziale Frage löste oder ihre Zeit vergeudete mit Schelten auf das Papsttum. „Die Zungen sollte man denen ausschneiden“, schrieb der eifrige Mann, „die die Jugend auf den Kanzeln von diesen Studien abmahnen; wenn sie nicht recht gelernt werden, was für Theologen werden wir erziehen?“ Nur zu klar hatte er die Lage beurteilt. Durch die schwere Bedrückung der leibeigenen Bevölkerung vorbereitet und durch die Wühlerei und Hetzerei der neuen Propheten zur Reife gebracht, brach jene grösste Massenbewegung los, die die deutsche Geschichte kennt: der Bauernkrieg. Von den Alpen bis zum Harz stand alles Landvolk unter den Waffen und mit der bürgerlichen Ordnung schien alle höhere Kultur dem Untergang geweiht. In dieser Not erinnerte man sich im Kurfürstenschlosse zu Heidelberg des berühmten Landsmanns, dem die Universität einst den Magistergrad abgeschlagen hatte, und der nun magister Germaniae geworden war. Wie die Bauern sich Luther als Schiedsrichter wollten gefallen lassen, so verlangte Kurfürst Ludwig V., der Gründer unseres Ludwigsbaus, ein Gutachten Melanchthons. Nur wenige Monate vor Ausbruch des Aufstands hatte sich dieser durch einen Besuch in Bretten der Heimat in Erinnerung gebracht. Als er die Turmspitze seiner Vaterstadt erblickte, war er vom Pferde gestiegen und hatte gerufen: „Oh Heimaterde! Wie danke ich dir, oh Herr, dass du mich sie wieder sehen lässest“. Die Heidelberger philosophische Fakultät liess ihm in Bretten in jenen Tagen einen silbernen Becher überreichen, um ihre frühere Unfreundlichkeit wieder gut zu machen. Jetzt meinte

der Kurfürst in Magister Philippus den Mittler gefunden zu haben, den grossen Streit zu schlichten. Melanchthon sollte nach Heidelberg kommen, um als Schiedsrichter mit den Bauern zu verhandeln. Aber Melanchthon wusste wohl, dass er dazu nicht der rechte Mann sein würde. Er empfahl in einem Gutachten einige Erleichterung der Frohnden und Abgaben und legte dem Kurfürsten die kirchliche Reform an das Herz, die die Mittel beschaffen könnte, das Schulwesen und die Armenpflege zu bessern und damit die Quellen des ganzen Elends zu verstopfen. Sympathie mit den Aufrührern aber hatte der Mann der stillen Studien nicht. Stellte sich bei Luther unter dem Eindruck dieses tollen Jahres eine Abkehr von seinen ursprünglichen Gedanken einer Gemeindekirche ein, so traten bei Melanchthon in Folge der gleichen Enttäuschung die Ideale seiner Jugend wieder in den Vordergrund, die er mit Erasmus teilte. Reform des Unterrichts, der Schulen, der Universitäten, das war der Fortschritt, der nach ihm die Welt befreien sollte. Bleibt Luther das geistige Haupt der kirchlichen Reform, so wird Magister Philippus der Reformator des Schulwesens, der praeceptor Germaniae. Zuerst der Magistrat von Nürnberg, dann zahlreiche andere städtische Obrigkeiten und Landesfürsten haben sich seines Beirats bedient bei der Errichtung von Lateinschulen, Gymnasien und Hochschulen. Die Hebung der deutschen Bildung ist von nun an sein festes Ziel und heiliger Lebenszweck. Ein treues Abbild seiner humanistischen Ideale bot seine Lehrwirksamkeit zu Wittenberg und vor allem sein eigener Hausstand. Seit 1520 mit des Bürgermeisters Tochter verheiratet, nahm er einen schwäbischen Diener in sein Haus, der bald in ganz Wittenberg als Muster aller famuli galt. Zu den Kindern kamen die Kostgänger, die er selbst unterrichtete und denen er ein gelehrter Vater ward. Der Beste wurde Hauskönig; obenan durfte sitzen, wer die untadeligsten Verse gemacht hatte. Talentvolle Zöglinge krönte Melanchthon selbst zu Dichtern oder besang sie in lateinischen Versen voll liebenswürdigen Humors. So fanden die Gewohnheiten der süddeutschen Poetenschulen und humanistischen Akademien eine Stätte in dem sächsischen Zion, das sonst ein waffenklirrendes Feldlager war. Ihm hätte dieses still umfriedete Glück genügt, aber aus seinem humanistischen Idyll entführten ihn seit 1527 je und je die beginnenden Kirchenvisitationen, für die er die Visitationsartikel schrieb. Es war von übler Vorbedeutung, dass er in denselben den Eiferern gegen das Papsttum nicht genug that und seine Forderung, das Gesetz müsse gepredigt werden, dahin missdeutet ward, als ob er die Rechtfertigung aus dem Glauben verläugne. Und während ihm dieser vom Zaun

gebrochene Zank vielen Verdruss schuf, brach der Abendmahlsstreit mit den Schweizern aus, der ihn von seinem alten Tübinger Freunde Oekolampadius schied. Im Prinzip geneigt, der Tradition so nah als möglich zu bleiben, trat er Luthers wörtlicher Deutung der Abendmahlsworte bei und stand ihm 1529 zu Marburg gegen Zwingli zur Seite, wie er ihm 1519 zu Leipzig gegen Eck beigestanden hatte. Aber in dem gemeinsamen Kampfe kam ihm dennoch der Unterschied ihrer Naturen immer mehr zum Bewusstsein. In ihm war ein innerstes Widerstreben gegen alles Gewaltsame. Jede Trennung, jede Scheidung machte ihm Schmerz. Die durchreissende Energie Luthers, die alles auf jede Gefahr hin wagte, war ihm beängstigend und es kamen Stunden, in denen er sich in dem Wittenberg des Gewaltigen wie ein Gefangener fühlte und doch nicht loskam von dem grossen Manne, der ihm persönlich immer der gleiche liebevolle Freund blieb. Zum ersten mal 1530 wurde dieser Gegensatz auf dem Reichstage zu Augsburg auch für die Welt offenbar. Da Luther in der Reichsacht war, fiel es Magister Philippus zu, den Kurfürsten Johann auf die Reichstage zu begleiten. Schon 1529 wohnte er so dem berühmten Reichstage zu Speyer bei, wobei er Gelegenheit fand, die Heimat wieder zu besuchen. Die Mutter lebte zu Bretten in dritter Ehe, der alten Kirche treu, und nachdem sie dem Sohne ihre Gebete gesagt hatte, liess er sie dabei. Auch so könne sie selig werden, sagte der grosse Mann, indem er der alten Frau nicht rauben mochte, was sie beruhigte. In Speyer erfuhr er, dass die Gegner auf gewaltsame Massregeln hinarbeiteten und nachdem er den Bischöfen Auge in Auge geblickt, wurde es ihm schwer, Luthers heitere Sorglosigkeit zu begreifen. In solcher Stimmung begleitete er den Kurfürsten nach Augsburg, während Luther auf der Feste Koburg zurückblieb. Melanchthon ist für sein Verhalten auf dem Reichstage zu Augsburg viel gescholten worden, aber warum hatte man ihn an einen Platz gestellt, den einzig Martin Luther auszufüllen vermochte? Magister Philippus war gelehrt und aufrichtig, friedliebend und geschickt, aber zum Genossen des grossen Donnerers nur ein Mensch. Dem Wirbel von Intriguen auf dem Reichstage war er nicht gewachsen. Es ist bekannt, wie die aus seiner Feder stammende Konfession die Differenzpunkte so unvollständig aufzählte, dass Karl V. selbst anfragen liess, ob das wirklich alle Abweichungen der Protestanten seien, und Luther spottete: „Ja, ja, der Satan lebt noch und merkt, dass diese euere Apologie, die Leisetreterin, die Artikel vom Fegfeuer, vom Heiligendienste und vor allem von dem Papste, dem Antichrist verheimlicht hat“. Als freilich die

Gegner in ihrer Konfutationsschrift die Miene annahmen, seine Konfession widerlegt zu haben, da regte sich in ihm sofort wieder der überlegene, schriftkundige Gelehrte, und in der Apologie, die er der Konfutation entgegensetzte, liess er keinen Zweifel, dass wenn er auch manche Differenz um des Friedens willen zurückgestellt, er das biblische Recht auch dieser Aenderungen durchaus nicht verläugnet haben wollte. So behielt seine Arbeit trotz aller Anfechtungen, die der Verfasser erduldet, schliesslich dennoch das Feld. Und bedenkt man, wie viele Gegensätze damals noch klafften, wie alle diese Fragen im Jahre 1530 noch im Gähren und Arbeiten waren und wie wenig im Grunde sich bereits eine sichere, übereinstimmende, abgeschlossene Ueberzeugung gebildet hatte, so kann man nur bewundern, wie richtig Melanchthon das Gemeinsame herausgefunden und wie würdig und fest er diese gemeinsame Ueberzeugung in seiner confessio Augustana vorgetragen hatte.

Aber bei dem Allem liess sich von da an ein Gegensatz zwischen Luther und Melanchthon nicht mehr bergen. Luther wollte reformieren kraft der landesherrlichen Gewalt, Melanchthon fand die Freiheit der Kirche besser aufgehoben bei evangelischen Bischöfen. Luther wollte die Einheit der deutschen Kirche herstellen durch Sturz des Papstes und der Hierarchie, Melanchthon durch Konzessionen beider Teile, auch der Protestanten. So konnte es kommen, dass Melanchthon das Bekenntnis Luthers zu Schmalkalden nur mit dem Vorbehalt unterschrieb, dass man dem Papst seine Stellung lassen könne, falls er das Evangelium zulasse und dass er das in Aussicht gestellte Konzil beschicken wollte, das alle anderen Evangelischen ablehnten. Aber trotz dieses Dissensus übertrugen ihm dann die Fürsten die Denkschrift über den menschlichen Ursprung des römischen Primats und auch die Rekusationsschrift, die die Einladung zum Konzile abschlug, ist aus seiner Feder. Besser als mit diesem Ausgleiche mit Rom gelang es ihm mit der Versöhnung der zwinglisch gesinnten süddeutschen Städte. Die Wittenberger Concordie 1536 war wesentlich Melanchthons Verdienst und ihm hatte man es zu danken, dass bis zum Abfall der Pfalz zum Calvinismus eine einige deutsch-evangelische Kirche existiert hat. Gerade, weil er innerlich freier war und ihm die ewige Seligkeit nicht von der Schriftmässigkeit jedes einzelnen Brauches abhing, nahm er es mit den Abweichungen leichter als Luther, der kein Haar von seiner Schriftauslegung nachliess. Es war eine bittere Zeit im Leben Melanchthons, als die zunehmende Reizbarkeit des greisen Reformators sich auch gegen ihn wendete. Ihm hatte er sein Verhältnis zu Erasmus, seine Freundschaft mit Oekolampad

geopfert, als nun aber Luther den mit tausend Mühen von ihm beigelegten Abendmahlsstreit wieder aufnahm, da schrieb er: „Wenn man die Elbe mit meinen Thränen füllen könnte, so wäre die Grösse meines Schmerzes über diesen unseligen Streit noch nicht erschöpft". Zum Teil Rücksicht auf Luthers Argwohn war es, dass er sich zu Regensburg 1541 den Friedensanerbietungen der Kurie gegenüber „stracklich steif" hielt. Auch siegte in Luther bald wieder die alte Anhänglichkeit an seinen Philippus über die Einflüsterungen der Gegner. Sie waren in bestem Einvernehmen, als der grosse Mann, der die Leuchte seines Lebens gewesen war, am 18. Februar 1546 zu Eisleben die müden Augen schloss. Melanchthon war eben im Begriff, in den Hörsal zu gehen, wo er den Römerbrief auslegte, als er die Todesnachricht erhielt. Er teilte den Studenten die Trauerbotschaft mit: „Der Wagen Israels ist dahin!" und brach dann in lautes Weinen aus. Und nun kam zu all den Wirren, die Melanchthon in der eigenen Kirche ängsteten, nun alsbald auch noch der Schrecken des Religionskriegs. Die freilich kannten Magister Philippus schlecht, die gemeint hatten, er habe den Frieden mit dem Papste gesucht, weil er Krieg und Gefahr für sich scheute. Er war der Letzte, der Wittenberg mit Luthers Familie verliess, als schon die Vorposten des Feindes an der Elbe anlangten. Aber als dann der Friede kam, den der siegreiche Habsburger diktierte, ging Magister Philippus willig auf die Bestrebungen zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit ein, die der weitaus grösste Teil der lutherischen Theologen verabscheute.

Wittenberg gehörte jetzt dem Bundesgenossen des Kaisers, Herzog Moritz, dem Kurfürsten Judas, wie die Protestanten ihn nannten, und diese machten es Melanchthon zum Vorwurf, dass er es ablehnte, nach Jena überzusiedeln, wo die Söhne Johann Friedrichs eine feste Burg des Luthertums zu gründen dachten. Die Eifersucht zwischen Jena und Wittenberg, zwischen den unterlegenen Ernestinern und dem siegreichen Albertiner beherrschte forthin die Lage. Aber die Politik, die zur Niederlage von Mühlberg geführt, hatte Melanchthon stets bekämpft; die Leute, die zu Jena das grosse Wort nahmen, hatten Luther gegen ihn aufgewiegelt und ihm selbst war es nicht um die Erhaltung dieser oder jener dogmatischen Formel zu thun, sondern um Geistesfreiheit, Bildung und Gelehrsamkeit, die ihm nirgend schlechter aufgehoben schienen als bei den Streittheologen zu Jena. Er blieb in dem Wittenberg, das er geschaffen, das durch ihn und Luther aus einem Dorfe zur Stadt geworden war. Aber nun konnte er auch nicht ablehnen, an den Schritten zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit sich zu beteiligen, die der

Landesherr und Sieger befahl. Die katholisierende Gottesdienstordnung, die bis zur definitiven Reorganisation der Kirche durch die Synode von Trident gelten sollte, das sogenannte Interim, wurde unter seiner Mitwirkung im Kurstaate eingeführt. Seine alten Schüler wollten es kaum glauben, dass ihr Lehrer eine Agende gebilligt haben solle, die den katholischen Kultus, die Fronleichnamsfeier, die Siebenzahl der Sakramente, die Anrufung der Heiligen, die Messe und die Anerkennung des Papsttums in sich schloss und von allen Erungenschaften Luthers ihnen nichts liess als den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe. Es half Melanchthon nichts, dass er in dem Bekenntnis für das Tridentiner Konzil, in der confessio Saxonica, den Standpunkt Luthers klar und unzweideutig vortrug und damit die Unterwerfung unter das Interim als das bezeichnete, was sie war, als eine erzwungene Konzession, die man um des Friedens willen über sich nahm. Auch die, die selbst das Interim annahmen, schrieen gegen ihn als gegen den Urheber ihres eigenen Abfalls. Da machte Kurfürst Moritz durch seinen Angriff auf Karl V. dem ganzen Glaubensdruck der Spanier ein Ende. Moritzens Sieg ist es gewesen, der Karl V. ins Kloster schickte, Ferdinand zum Religionsfrieden zwang und die Welt daran gewöhnte, dass es gleichberechtigte Christen neben der römischen Kirche gebe. Melanchthon hatte richtig gewählt, als er diesen Landesherrn den nur durch ihre Beschränktheit berühmten Söhnen Johann Friedrichs vorzog. Diese Rückkehr des gewaltigen Kriegsmanns zur Sache des Evangeliums bewies, welches Verdienst Melanchthon sich erworben hatte, indem er in Wittenberg aushielt. Dass der neue Kurfürst August den Kurstaat noch als einen evangelischen vorfand, dass Leipzig und Wittenberg protestantische Universitäten geblieben waren, das hatte man der hohen Achtung zu danken, die der Dresdener Hof für den grossen Gelehrten empfand. Die streitbaren Kämpfer zu Magdeburg und Jena hatten die Welt mit Lärm erfüllt, dass aber das Interim in Kursachsen so schonend wie nirgend sonst vollzogen worden war, dass zahlreiche Freunde Luthers in der Stille hatten heimkehren dürfen, dass der Hof selbst evangelisch blieb, das war nicht ihr, sondern Melanchthons Verdienst. Aber wann hätte Parteiwut je nach Verdiensten des Gegners gefragt! Die aus den Verfolgungen des Interim Heimgekehrten standen mit Märtyrerhochmut den Gefallenen gegenüber, und unter diese Gefallenen rechneten sie in erster Reihe Melanchthon. Von Jena aus verkündeten sie, dass Magister Philippus fürder nicht würdig sei, den Wagen Israels zu leiten. Seine Behauptung, dass es gleichgültige Äusserlichkeiten, Adiaphora, gewesen seien, die das Interim ver-

langt habe, wurde zur Ketzerei gestempelt; dass er in seinen locis und in den späteren Ausgaben der Confession die Bestimmtheit der früheren Fassungen abgeschwächt, um die Verbindung mit Calvin nicht abzubrechen, trug ihm nicht nur gerechten Widerspruch, sondern eine Fülle ungerechter Schmähungen ein. Und doch, wenn er dann in den öffentlichen Geschäften wieder hervortrat, dann stellte sich heraus, dass die Meinung der Nation eine andere war als die ihrer lärmenden Parteiführer. Als Melanchthon im August 1557 nach Worms reiste, wo Kaiser Ferdinand neue Konferenzen zur Beilegung des religiösen Zwiespalts befohlen hatte, da gestaltete sich seine Reise nach Worms zu einem ähnlichen Triumphzuge, wie ihn einst sein grosser Freund gefeiert hatte, und knirschend berichten die Gegner nach Jena, wie die Nation noch immer an diesem Götzen hange. Damals war es auch, dass Magister Philippus von Worms aus nach Heidelberg herüberkam, wohin ihn der Kurfürst Ott Heinrich, glorreichen Angedenkens, eingeladen hatte, um die Reformation unserer Universität zu leiten. Es wäre eine erfreuliche Wendung gewesen, wenn der grosse Vertreter der theologischen Renaissance am Orte des Ottheinrichsbaues die klassischen Studien gepflegt hätte und wie viel Schweres hätte er selbst sich erspart; aber Melanchthon konnte sich nicht entschliessen, seine Schüler in Sachsen dem Wüten der Gegner zu überlassen. Es blieb bei einem Besuch. Im Oktober 1557 nahm er in der bekannten Herberge zum Hirschen am Markte Wohnung und zwischen den Festlichkeiten, die der Hof, die Universität und die Stadt Heidelberg ihm gaben, fanden die Beratungen statt, aus denen das neue Universitätsstatut Heidelbergs hervorging. Doch bereits gönnte ihm das Leben keine ungetrübte Freude mehr. Auf einem Morgengange durch die Rebgänge des Schlosses musste sein Freund Camerarius ihm die Nachricht vom Tode seiner treuen Gattin mitteilen. So fanden die frohen Tage einen leidvollen Abschluss. Das Wormser Religionsgespräch löste sich auf, da zuerst die Jenenser, dann die Päpstlichen austraten. Und nun entbrannte eine kaum zu übersehende Menge von Streitigkeiten, die rasch in öden und giftigen Zank ausarteten. Denn das ist das Unselige bei diesen theologischen Fehden, dass sie keine gewaltigen, edeln Leidenschaften entbinden, die zugleich die Seele erheben, sie grösser und weiter machen, sondern dass sie die Menschen innerlich herunterbringen, so dass in diesem Schulstreit auch die Grössten klein und hässlich erscheinen. Wie fröhlich hatte der junge Philippus unter Reuchlins humanistischem Sterne sein Leben begonnen, wie schön hatte er als Waffenträger neben dem grossen Augustiner gestanden, wie treu

und tapfer hatte auch Amsdorf, Luthers Begleiter nach Worms, zu beiden gehalten, um nun mit Leuten wie Flacius und Hesshusen hundert Punkte aufzuspüren, in denen Melanchthon der reinen Lehre Luthers etwas vergeben und das Evangelium verraten haben sollte. Es trat ein wahrer Wetteifer ein, wer den grossen Mann am gemeinsten beschimpfen, wer sich am rohsten alles Dankes gegen den Mitbegründer der deutschen Freiheit entschlagen könne. Melanchthon hat unendlich gelitten in diesen Kämpfen bei seiner Art, das alles innerlich in sich durchzuarbeiten und in schlaflosen Nächten den ganzen Jammer eines solchen Ausgangs der grossen Zeit zu bedenken. Es war die Schuld dieser Angriffe, dass er vor der Zeit dahinfiel. Und doch hatte er in gewissem Sinne bereits zu lang gelebt. Die geistige Freiheit, die er hatte bringen wollen, war zum Märchen geworden. Er, der in grossen antiken Anschauungen lebte, ward von dem neuen Geschlechte, das auf Formeln eingehetzt war, gar nicht mehr verstanden. Dass er Kollegien über Homer las und den Studenten Terenz empfahl, machten diese Thoren ihm zum Vorwurf. Mit seiner feinen klassischen Bildung stand er in Deutschland zwischen diesen Leuten ebenso allein wie in Italien die letzten Humanisten zwischen der Meute Caraffas. Aber Melanchthon trug den Schmerz in seiner Seele, dass er selbst diese Leute erzogen hatte. Es waren seine Schüler, die ihn beschimpften und mit Füssen traten, was ihm heilig war. Das alles in tiefster Seele fühlen, unter den Streichen der eigenen Schüler erliegen, das war sein thränenreiches und thränenwertes Loos. Als er beim Wehen des Frühlings 1560 den Tod herankommen fühlte, da schrieb er nach der Väter Weise in kurzen Sätzen auf, was ihn bewegte. „Du wirst an's Licht kommen — Du wirst den Sohn Gottes anschauen. Von allen Mühseligkeiten, von dem unmenschlichen und unversöhnlichen Hasse der Theologen wirst Du befreit sein“. Nachdem er sein grosses Talent und ein ganzes Leben der Theologie gewidmet hatte, war das sein letzter Wunsch. Er wurde ihm am 19. April 1560 erfüllt. Ueber seinem Grabe tobte der Kampf weiter; aber als auch dieses Geschlecht der lärmenden Streiter zur Ruhe gebracht war, da erglänzte in der Erinnerung immer lichter und heller das Bild des milden und friedvollen Magister Philippus, dessen Name in all dem Streit und Kampf der Kirche eine Mahnung zum Frieden ward. Was man im Gegensatze zu dem starr gewordenen Luthertum den philippistischen Typus nannte, war eine Verheissung auf die Union beider evangelischer Kirchen, die zu seinen Lebzeiten der heisseste seiner Wünsche war.

Das war der eine Segen, in dem sein Andenken nachwirkte. Aber auch das ist sein Verdienst, dass durch ihn die Sache des Protestantismus die Sache der Bildung blieb. Nicht umsonst hatte er die klassische Bildung für eine der Vorbedingungen jeder rechten Theologie erklärt. So blieb das Studium der Alten der neuen Kirche erhalten und eine neue deutsche Renaissance erwuchs, die die deutsche Kultur bergan führte. Das ist der Grund, warum wir Philipp Melanchthon zu den Patriarchen der deutschen Bildung rechnen. In diesem Sinne ziemte es auch unserer Ruperto Carola seiner heute zu gedenken und einen Kranz niederzulegen an dem Bilde des Mannes, ohne den sie nicht wäre, was sie ist, und was sie stets bleiben möge: eine Schule der Weisheit und des Friedens.

Treitschke und das Elsass.

Vortrag, gehalten zu Heidelberg am 2. Februar 1897

von

Richard Graf Du Moulin Eckart.

Heinrich von Treitschke ist nicht mehr. Schon geht das Jahr zu Ende, das den nimmermüden Mann dahinnahm: aber noch ist es, als ob er unter den Lebenden weilte, noch wirkt der mächtige Eindruck seiner Persönlichkeit nach und nur der Torso seines unvergleichlichen Werkes sagt uns, dass er schied, dass seine Meisterhand es nicht vollenden durfte. Aber er war grösser noch als sein Werk. Das fühlen wir jetzt weit mehr denn früher, trotzdem der gewaltige Klang seiner Stimme nur noch in der Erinnerung nachtönt und das hoheitsvolle und doch so liebenswürdige Wesen uns nicht mehr gefangen nimmt. Die Lauterkeit dieses einzigen Charakters tritt uns jetzt ganz vor Augen, die Fülle dieses Geistes und dieser Feuerseele wird uns jetzt völlig klar. Und so ist denn auch verstummt der Tadel der kleinen und kleinsten Geister: die mächtige Grösse des Toten, die tiefe Wahrhaftigkeit seines Schaffens, dem jeder Schein fremd war wie die Lüge, machte ihn schweigen. Doch ich will keine Trauerrede halten auf den Geschiedenen, wenn auch sein Name noch immer Wehmut weckt. Aber sie mag verstummen! Denn mag der Schmerz uns künden, was er uns war, so sagt die Freude, was er uns ist. Und fürwahr mächtig muss die Freude sein, dass wir ihn besessen haben. Denn er war unser in des Wortes ganzer Bedeutung. Was uns in Gegenwart und Vergangenheit begeistert, was uns in Kunst und Leben bewegt und erhebt, was die Geister in Politik und Wissenschaft beschäftigt und erregt, was uns in Allem als Ziel aus weiter Ferne winkt, das erfüllte auch ihn, dahin wies er, unseres Volkes getreuer Pilot.

Seltene Vielseitigkeit war ihm eigen; nnd doch zeugt sein Leben und Schaffen von tiefer Einheit. Freilich: denn alles stellte er unter die Liebe zum Vaterland. Doch ist es nicht dies allein. Seine Liebe zum Vaterlande war zugleich das Produkt einer Seelenstärke, die an antike Grösse gemahnt. Unter schweren inneren Kämpfen bildete sich seine politische Überzeugung aus. Denn er empfand nicht nur als Historiker, sondern auch als Mensch am eigenen Leibe den Fluch des zersplitterten nationalen Lebens. Als er, fast noch Knabe, sein ganzes Leben in den Dienst des deutschen Einheitsgedankens stellte und als Sohn eines sächsischen Offiziers der wärmste Verteidiger des preussischen Staates wurde, dem allein er die Kraft zutraute, die deutschen Dinge zu vollenden, da nahm er den Kampf auf gegen seine Liebe zum Vater und Vaterhaus, einen Kampf, den er mit schwerem Herzen und hartem Ringen zum Siege geführt hat. Das unterscheidet ihn zumeist von Ranke, der ja auch den Weg von Sachsen nach Preussen gefunden, aber im innersten Herzen doch immer Kursachse geblieben ist, bis an sein spätes Ende. Was ihn vor dem Altmeister auszeichnet, das ist die grosse politische Leidenschaft, die er selbst einen köstlichen Schatz nennt. Er besass ihn im reichsten Masse. So umfasste er bald mit grenzenloser Liebe sein Vaterland. Aber nicht mit jener Gefühlsseligkeit der vormärzlichen Zeit, die im Liede nach der alten Kaiserherrlichkeit rief. Er ist frei von dem falschen Pathos jener überwundenen Epoche, das er mit scharfen Worten verurteilt, dem er fast ebenso feindlich gesinnt ist wie dem alten Puppenkram eines veralteten Partikularismus. „Wohl war es notwendig“, sagt er, „dass einst Klopstock und die Dichter der Freiheitskriege in überschwänglichen Dithyramben die Herrlichkeit des deutschen Namens priesen. Es bedurfte gewaltiger, ästhetischer Erregung, wenn die gehorsamen Unterthanen deutscher Kleinfürsten den Mut gewinnen sollten, ihr ganzes Volk in hochherziger Liebe zu umfassen. Wenn aber heute die unbestimmten Kraftworte jener alten Zeit noch in die politische Debatte hineingezogen werden, wenn man eine tiefernste Machtfrage zu entscheiden denkt durch den Vers „soweit die deutsche Zunge klingt“ . . . dann emfinden wir tief beschämt die Macht der Phrase in der deutschen Politik“. Und doch — wie seltsam, aber es liegt in seinem Charakter begründet — geht er, wie wenige, den Spuren deutschen Wesens nach und ist erfreut über die bescheidenste Blüte, wenn sie ihm nur rein und unverfälscht erscheint. Gerade in den Tagen, wo er, fortgerissen von der Notwendigkeit der Dinge, die Fehler und Gebrechen des deutschen Bundes schildert und den kleinen Fürsten, die seiner Göttin „Einheit“ die schuldige

Verehrung weigern, mit allzuschroffer Kühnheit ein „Memento mori“ zuruft, zeigt er für jeden Stamm und jede Stammeseigenart warmes Verständnis, das nur selten in einem Augenblick politischer Aufwallung getrübt wird. Streng und unerbittlich gegen die Kleinstaaterei, hat er doch jeder Gegend deutschen Landes das Schöne und Sinnige in Natur und Volksleben abgelauscht, bei seinen Wanderungen durch Berg und Thal nicht minder wie durch das weite Feld der deutschen Geschichte. Hielt er mit der eisernen Härte eines Cromwell an seinem politischen Glaubensbekenntnis fest, um so mehr trieb ihn sein grosses, treues Herz, zu loben und zu lieben, wo er's vermochte. Und wenn er nun den Ausbau des preussischen Staates in Gedanken vollendete, wenn sein freier Geist von den Dünen der Ostsee und den Marschen der Friesen hinschaute zum Süden, und dort am Bodensee und jenseits der Vogesen die schwarzweissen Grenzpfähle einschlug, wenn er mit starker Befriedigung nachwies, dass nirgendwo in Deutschland die Stammesgrenzen mit den politischen zusammenfallen, dass Dank dieser bunten Vermischung das deutsche Volk in Sitte und Sprache das Einheitlichste der grossen Kulturvölker Europas geworden, so konstatiert er nicht minder freudig, dass die Macht der Geschichte die Gemeinschaft der Stammesart und des Verkehrs in den so lose zusammengefassten Verbänden einen starken und hochberechtigten Provinzialgeist hervorgerufen, der zu den edelsten sittlichen Gütern des Staates zählt. „Jedermann“, sagt er, „nennt sich mit Stolz einen Schlesier, einen Rheinländer, Jedermann fühlt, dass in Köln, Breslau, Königsberg ein eigentümliches Kulturleben seinen Brennpunkt findet“. Ohne Unterschied und Vorliebe spricht der Historiker, der klassische Gegner des Partikularismus, die schönen Worte: „Unsere Stämme sind alle gleich edel und gleich deutsch“. Diese Gedanken, von früher Jugend an in ihm rege, sind mit seinen Wanderungen und Wandlungen gereift. Sie waren vorhanden, da er seinen eigentlichen Beruf noch nicht erkannt hatte, sie entwickelten sich im vollen Einklang mit seiner politischen Begabung, die später durch weise, schmerzvolle Selbstbeschränkung seinen historischen Werken, den herrlichen Bildern unserer und fremder Dichter die künstlerische Eigenart gegeben. Als seine begeisterte Seele anhub, von deutschem Ruhm zu singen, da erfasste ihn und erfasste er den Charakter der deutschen Stämme und ihrer alten Sinnesart mit lebhaftem Interesse. Was uns heute als grosses nationales Ziel vorschwebt, die Wiedergeburt der Hanse, getragen von dem Geiste und den Kräften der gesamten Nation, das besang er in jugendlich kräftigen Rhapsodien, aus denen uns die markige Gestalt Jürg

Wullenwebers besonders kraftvoll entgegentritt. Freilich klingen sie alle aus in die Klage um vergangene Grösse, so in den ergreifenden Worten:

„Das ist der Fluch, den kranke Völker tragen,
Ihr lichter Ruhm selbst wird ein Quell der Klagen",

oder steigern sich zu dem Wehruf:

„Ihr Thoren, nichts ist ewig
Als eines Volkes Schmach".

Aber wie er in die Individualität der einzelnen Stämme und ihrer Helden sich einlebt, so lauscht er auch ihrer Heimat den Reiz der Landschaft ab. Wie ergreifen ihn Schönheit und Schrecken der nordischen Natur, „wo Meer und Feuer Zwiesprach halten". Da singt er mit warmer Reflexion:

„O heil'ger Frieden, wenn im Norden
Der Nebel weicht dem Sonnentag:
Ob an des Arno reichen Borden
Der Lenz so Schönes bieten mag?"

Und wie seine Freude an Kampf und Schlacht, an starkem Ringen zum Heil des Staates seinen Geist und seine Phantasie besonders lebhaft anregten, so wandte sich sein dichterischer Schaffensdrang den Rittern des deutschen Ordens zu, „die gleich den Fürsten Niedersachsens und den Bürgern der Hansa mit Schwert und Pflug die grösste Kolonisation vollführten, welche die Welt seit den Tagen der Römer gesehen". Und aus den Nebeln des Ordenslandes steigt ihm sein Held empor, sein „Heinrich von Plauen", ein gewaltiger dramatischer Stoff, freilich unselig wie der Held selbst, an dem seine poetische Kraft scheiterte wie einst Heinrich von Kleist an seinem „Robert Guiscard".

Ich habe hiermit bereits in eine spätere Periode von Treitschke's Entwicklung gegriffen. Der Kampf zwischen seinem poetischen Drang und seinem historisch-politischen Streben fällt in die Leipziger Zeit, wo er als junger Dozent die Herzen der akademischen Jugend in gleichem Masse gewann, wie er das Misstrauen des engherzigen sächsischen Ministeriums weckte. In jenen schönen Tagen seiner Bonner Studentenzeit, wo Dahlmann als Mensch und Lehrer so bedeutsamen Einfluss auf ihn gewann, wo er sich mit jugendlicher Begeisterung und unerschöpflichem Frohsinn den Freuden der ersten Semester hingab, da ging seine Poesie noch andere Pfade und schlug Töne an, die in seinem ganzen Leben nachgeklungen haben. Die Schönheit des Rheines, die sonnige Umgebung von Bonn, die er mit freier Burschenlust durchwanderte, übte auch auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Die Schwere des Abschieds von

dem geliebten Rheinland, das er im August 1852 für lange Zeit verlassen sollte, zeigt am deutlichsten, wie all sein Fühlen und Denken mit dem deutschen Strome verwachsen war: „Nächsten Donnerstag Abend denkt an mich; dann stehe ich oben auf dem Rolandsbogen und sehe zum letztenmale den Kölner Dom und die Bonna Rhenana im Abendrote flimmern, höre zum letztenmale des Rheines Wellen an den buschigen Klosterinseln anschlagen, während fern die Königin der Eifel, die Olbrücker Burg, im nächt'gen Nebelthau versinkt — zum letzten Male werde ich es sehen, und jede frohe Stunde, die ich hier durchschwärmt, jedes wackere Wort, das mir je aus eines Freundes Munde getönt, jeder Gedanke an mein grosses Vaterland, den mir je der deutsche Strom erweckt, wird vor mich treten, wenn ich mit gierigen Augen das geliebte Landschaftsbild einsauge“.

In jenen Bonner Zeiten nun hatte ihn ein Stoff gefesselt, der ihn zuerst zu Elsass und seiner Geschichte in Beziehung brachte, und ihn lange Zeit beschäftigte: Das Sängerkönigtum von Rappoltstein, das noch heute im Elsass in der Erinnerung fortlebt. Wer je an den sonnigen Oktobersonntagen von dem in allen Farben des Herbstes prangenden Waldhöhen der Vogesen in das liebliche Rappoltsweiler hinabgestiegen, und sich dort dem frohen Feste des Pfeifertags gesellt hat, der wird die Jahrhunderte alte Pfeiferweise vernommen und bemerkt haben, wie hier alljährlich mit dem neuen Wein der alte Geist erneut wird.

Im Sinne dieses feuchtfröhlichen Festes war denn auch das Lied gehalten, zu dem er zunächst den Stoff verdichtete. Im Kreise seiner Bundesbrüder ward es nach der weinfrohen Melodie: „Als Noah aus dem Kasten war“, gesungen und ist es erhalten geblieben, vor allem wohl aus Pietät. Verpflanzte er doch das vergangene Sängerkönigtum von der zerfallenen Burg von Rappoltstein in seine geliebte Burschenschaft.

Seine Phantasie liess ihn aber dabei nicht ruhen. Wie er den Stoff in den übermütigen Kreis der Burschen gezogen, so zog ihn jetzt die Idee mit aller Macht zurück in die Zeit, da die Herren von Rappoltstein noch ihres seltsam reizvollen Amtes gewaltet. Er wollte dieses wunderbar phantastische Sängerkönigtum, das Königtum der Spielleute und fahrenden Sänger in einem gross angelegten, weit ausgesponnenen Epos verarbeiten. Ein ganzes Jahr lang beschäftigte ihn der Gedanke, und zwar, wie wir jetzt wissen, mit leidenschaftlicher Gewalt. Dann aber vernichtete er sein Manuskript[1]). Noch ist unbekannt, aus welchen direkten Gründen.

1) Th. Schiemann, Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre. München und Leipzig 1896. S. 44 ff.

Aber sie sind wohl leicht zu erkennen. Sein feiner, ästhetischer Sinn, die pulsierende Kraft seiner Natur waren nicht darnach geartet, sich in das stille Fahrwasser epischer Breite und lyrischer Detailmalerei zu verlieren. Dann hatten ihm wohl auch seine eingehenden Studien, die er zu seiner Dichtung in der That gemacht zu haben scheint, die Schwächen des Stoffes deutlich genug enthüllt. So reizvoll auch der Gedanke von diesem sonderbaren Reiche war, in Wahrheit war es doch eine Schöpfung des Verfalls. Kamen doch die fahrenden Leute erst zur Geltung, seit die ritterliche Dichtung entartet war. Die Sänger nicht minder wie alle jene Bohémiens, die unter dem Namen der Fahrenden allerlei Kurzweil von Ort zu Ort brachten, als Musikanten und Gaukler, als Possenreisser und Puppenspieler, sie alle hatten als ehrlose Leute gegolten, sie waren verachtet gewesen, und wenn man sich im Anflug guter Laune ihrer Künste einen Augenblick gefreut hatte, so jagte man sie im nächsten Augenblick mit kargem Lohn, aber mit um so reichlicherem Spotte und Verachtung davon. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte dann eine Veränderung gebracht, als ein Symptom der sich wandelnden Zeit. Die Fahrenden fanden im Elsass als Zunft volle Geltung. Nur deren Glieder hatten das Recht, die Künste der Fahrenden zu treiben. Allmählich kam, zunächst im Scherz, der Name des Königreiches auf, bis sie in den Grafen von Rappoltstein ihre Patrone fanden. Diese ernannten den Pfeiferkönig, der in dem alljährlich tagenden Pfeifergericht den Vorsitz führte. Hier wurden alle Streitigkeiten der Fahrenden ausgetragen; es ward ein Fest, durch den Charakter des heiteren Völkleins, bunt und fröhlich genug. Mit der Zeit gewann es mehr lokale Färbung, das Abenteuerliche schwand, und der Zopf machte sich hier, wie in fast allen Zünften geltend. Da wurde denn die Feier durch einen festlichen Zug zur Kirche eingeleitet, wo man bestimmte Opfergaben niederlegte. Die ganze Stadt, die Stadtmusikanten wurden aufgeboten, dem Pfeiferkönig mit der vergoldeten Krone wurde die Fahne vorangetragen. Ihm folgten die Mitglieder der Innung; und jedes spielte auf seinem Instrumente seine eigene Weise. Dann tagte das Gericht und ein dreitägiges rauschendes Gelage beschloss die Feier. Die Revolution machte dem tollen Spuck ein Ende und bewahrte den alt gewordenen Brauch vor lächerlicher Verflachung. Die jetzige Feier, welche den alten Namen beibehalten, hat sich einen neuen durchaus volkstümliehen Charakter zu gewinnen gewusst[1]).

Kein Wunder also, wenn Treitschke von der Idee schon aus rein sachlichen Erwägungen abkam. Aber es kamen wohl auch andere Gründe

1) Vergl. O. Lorenz und W. Scherer, Gesch. des Elsasses. Berlin 1871. I, 171.

hinzu. Er fand bald die epische Form überhaupt nicht mehr zeitgemäss und seine historisch-litterarischen Studien führten ihn weit über solche jugendliche Pläne hinaus, bis ihm endlich sein Aufsatz über Otto Ludwig zu vollem Bewusstsein brachte, dass die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können (vergl. Schiemann). Auch seine gesamte politische Entwickelung bot zu solchen romantischen Ideen keinen Raum mehr. Es musste ihm bei seinem bis zur Empfindlichkeit gesteigerten Nationalgefühl widerstreben, in phantastischem Liede einen Brauch deutschen Volkstums zu besingen, von einem Lande, das, noch waren es kaum siebzig Jahre, dem deutschen Leben entfremdet worden war. Und mächtig pochte der Verlust deutschen Landes an das Gewissen des jungen, feurigen Patrioten. Zieht er doch in seinem Gedichte: „Der Wahn des Kranken“ den Vergleich zwischen Deutschland und dem zertrümmerten Reiche der Jagellonen.

„Da fuhr ich auf: Willst Du mit uns vergleichen,
Dies Bettlervolk, dies tote, heimatlose?
O sieh' umher in uns'ren gold'nen Reichen“.
„Ich sah mich um! Ja von dem Mutterschosse
Der Heimaterde sind wir nicht vertrieben,
Zum mindesten noch nicht alle. Manch ein Teil
Des heil'gen Reiches ist uns noch verblieben.
Noch sind nicht alle deutschen Gauen feil
Des Fremden beutegierigen Verlangen.
Was hilft's? Nicht reicher Felder üppig Prangen,
Nicht hoher Städte Glanz, nicht starke Heere, —
Was Völker bildet, ist allein die Ehre“.

Aber auch diese Klagen verstummten unter dem mächtigen Erwachen seiner politischen Leidenschaft. Über sein politisches Programm war er sich bereits im Jahre 1859 völlig klar. Es ist für den treuen Sohn des treuen sächsischen Offiziers der Ausdruck hoher Seelenstärke, wenn er sein Glaubensbekenntnis dahin ablegt: „Nur ein Heil giebt es, einen Staat, ein monarchisches Deutschland unter der Dynastie der Hohenzollern, Vertreibung der Fürstenhäuser, Annexion an Preussen! Das ist rund und nett mein Programm! Wer glaubt, dass dies friedlich geschehen kann? Aber ist die Einheit Deutschlands unter Kaiser Wilhelm I. eine Idee, die nicht hunderttausend Leben aufwiegt? Dieser Idee gegenüber ist mir mein Leben keinen Schilling wert!“ Da gingen die Wogen seiner politischen Leidenschaft zu hoch, um mit den Augen schwärmerischer Poesie nach dem Elsass hinüberzuschauen. Die Zeit forderte die ganze Kraft des Mannes. Zuerst galt es die Konsolidierung

der deutschen Bundesstaaten, ein Erstarken der militärischen und materiellen Kräfte Deutschlands. Ein ideales Deutschland allein liess er nicht gelten. Da machte denn das Wort Uhlands grossen Eindruck auf ihn: „Bei Deutschlands politischer Zersplitterung kann auch der bestgemeinte Vorschlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermutigen; immer nur der Stein statt des Brotes! — Wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein; jede Frage der Gegenwart, wenn sie das Herz bewegt, muss einer würdigen Behandlung offen stehen!“ Als Treitschke diese Worte Uhlands kennen lernte, da hatte in ihm selbst eine tiefe Wandlung begonnen. Vom Epos hatte er sich dem Drama zugewendet, und nun, da er über die Brücke einer gründlichen staatswissenschaftlichen Bildung immer tiefer in der Geschichte vorgedrungen war, erkannte er am eigenen Volke die Gefahr der eigenen Zersplitterung. In geistvollem Rückschluss charakterisiert er einmal diese Beziehungen: „Unser Volk gleicht einem geistvollen Menschen, dessen vielseitiger Begabung sich viele Wege zugleich darzubieten scheinen. Und doch kann nur auf Einem Wege der Kern seines Wesens zu rechter Entfaltung gelangen und doch droht dem Zweifelnden die Gefahr, dass er nicht einmal jenen Grad der Kraft und Sicherheit erlange, den eine einseitige Natur rasch und mühelos erreicht“. Seine gesunde Natur hat diese Klippe, die für ihn freilich ein Sirenenfels war, glücklich vermieden. Es könnte als der Ausdruck eigener Resignation erscheinen, wenn er in der Träumerei „Das Reich Thalia's“ die Muse also sprechen lässt:

„Lang noch bleib' ich euch fern, ihr Deutschen! Der strengeren Klio
Weiht euch kühn zum eisernen Dienst! Wenn einst der Geschichte
Heiliges Buch sich füllt mit der Kunde germanischer Thaten,
Wenn ihr der Welt zum Trotz ein Volk, ein einiges, dasteht:
. . . . . . Dann seid mir die theuersten Söhne“.

Und dennoch war es wiederum die Poesie, war es Uhlands Weihegruss an den Strassburger Münster, der ihn wieder nach dem jenseitigen Ufer des jungen Rheins hinüberwies, und der Tag sollte nicht ausbleiben, wo Treitschke's schönheitsfrohe Seele aufjubeln konnte, befreit von dem Drucke nationaler Erniedrigung, gehoben von dem Glanze glorreicher Siege.

Aber vorher hat er das Elsass selber betreten und bereist[1]). Zu Pfingsten 1865 hatte er sich aus dem Drang der ermüdenden Arbeiten, welche die erste Zeit seines Freiburger Lehramts ausfüllten, nach dem

1) Strassburg hatte er bereits Ostern 1854 auf einige Stunden besucht. Vergl. Schiemann a. a. O. 82 f.

Kaiserstuhl und nach Breisach geflüchtet. Da winkten ihm die Vogesen gar zu verlockend über den Rhein und so ging er ins Elsass, in das Land seiner Jugendträume hinüber. Er durchwanderte das schöne Gebirgsland, er sah an der Hohkönigsburg den staufischen Adler prangen, er sah nun seine geliebten Rappoltsteiner Burgen in Wirklichkeit. Aber der Schmerz um das verlorene deutsche Land beherrschte auf der ganzen Reise seine Stimmung. „Ich habe mich doch in die Seele meiner Vorfahren geschämt“, schrieb er nach seiner Rückkehr. „Das ist ein herrliches Stück deutscher Gebirgsromantik, wie man es nur im Harz oder Schwarzwald finden mag. In schönen Kugeln steigt der rote Sandsteinfels aus dem Buchenwald hervor, oben hängen kühn drei Burgen über einander!“ Da gedachte er auch seines Sängerkönigs. Aber schmerzlich berührt ihn jetzt der Kontrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart: „Auf Hohenrappoltstein hat Jahrhunderte lang ein köstliches Leben voll deutscher Laune gespielt: der Graf war König der Pfeifer und Sänger und fahrenden Leute des heiligen Reichs. Alljährlich hielt dort das lustige Landvolk seinen Landtag. Von solcher ernsten Fröhlichkeit versteht der Franzose nichts“. Überhaupt gewann er von der Natur des Landes die schönsten Eindrücke. Die Zeit sollte kommen, wo er sie in der freudigsten Weise verwerten konnte. Im Augenblicke verdarben ihm freilich die Menschen die schöne Gegend. Er sah, wie das Land verwälschte, wie das Deutschtum zusehends im Rückgang war. Er konnte ja erkennen, dass die deutsche Sprache noch vorherrschte, aber er sah auch, dass das Deutsche für den gemeinen Mann lediglich Dialekt war, dass er reines Hochdeutsch kaum verstand. „Ich fürchte“, giebt er seiner Besorgnis Ausdruck, „die Verwälschung wird rasch vorwärts gehen. Die Frauen, die in solchen Dingen wichtiger sind als die Männer, treiben's am schlimmsten. Ich weiss von Elsässern, dass die Frauen fast nur französische Bücher lesen und auch mir fiel es auf, wie oft die Frau französisch sprach, während der Mann noch dem Deutschen treublieb“.

Ein Umstand, der auch später bei allen seinen Deduktionen über das Elsass vorherrscht, bot ihm von Anfang einigen Trost: der Protestantismus. Auf ihm beruhten die Hoffnungen des deutschen Wesens. Standen doch auch die gelehrten und gebildeten Kreise Strassburgs damit in engster Beziehung. Aber sonst gefiel ihm die alte Reichsstadt wenig, wie er überhaupt die elsässischen Dinge nicht sehr rosig ansah. „Mehr als ein Bastardvolk werden sie nicht, wir müssen zufrieden sein, wenn sie zwischen französischer und deutscher Kultur die Vermittlerrolle spielen und nur nicht gänzlich sich uns entfremden“ (Schiemann 233 ff.).

Was er übrigens von dieser Vermittlerrolle hielt, das hat er uns keineswegs verhehlt: „Das Elsass spielte eine Zeit lang mit Glück die Rolle des Vermittlers zwischen den beiden grossen Völkern. Das will sagen: seine Gelehrten brachten den Franzosen die Ergebnisse deutscher Wissenschaft, ohne uns eine ebenbürtige Gegenleistung zu bieten". Im Übrigen meidet er bis zum Jahre 70 jedes Wort, das auf die Wiedereroberung des Elsass anspielte, trotzdem er die französischen Verhältnisse einer kaum minder scharfen Kritik unterzog als die deutschen Dinge. Sah sich doch Napoleon III. sogar veranlasst, seine Geheimpolizei gegen Treitschke spielen zu lassen (S. Schiemann). Aber um so mehr verurteilte er jenes elsässische Vermittlerwesen. Denn er verhehlte sich nicht, dass diese Annäherung auf der stillschweigenden Voraussetzung beruhte, dass sich die Deutschen immerdar mit dem Reiche des Gedankens begnügen würden. Brachte doch auch das Jahr 1866 die sofortige Wendung.

Indessen beschäftigte er sich seitdem viel mit den elsässischen Dingen, die Studien zu seinen historisch-politischen Arbeiten, wie zu seinem ersten Band brachten es mit sich. Über viele Verhältnisse bildete sich gerade in dieser Vorbereitungszeit sein Urteil völlig aus. Dabei verlor er aber die Gegenwart nicht aus den Augen, und in seinem umfangreichen Aufsatz über das französche Kaisertum fallen eine Reihe heller Lichter auf das Elsass und seine Beziehungen zu Frankreich und Deutschland. Er zieht zu Feld gegen die chauvinistischen Prahlereien gewisser Elsässer Gelehrten, dann aber erteilt er den historischen Romanen von Erckmann-Chatrian gebührende Anerkennung. Gefallen konnte ihm diese poetische Zwittergattung im Stil der Mühlbachischen Produkte freilich nicht. Aber er erkannte doch das Talent der beiden an, die sich stellenweise zu echter, poetischer Kraft zu steigern vermochten. Auch den ethischen Wert ihrer Schriften wusste er zu schätzen, die, von entschieden humanem Geist getragen, mit den herrschenden kriegerischen Strömungen Frankreichs in starkem Widerspruch standen. Erkannte er doch die Schwächen und die dadurch bedingten politischen Maximen des zweiten Kaiserreichs mit voller Schärfe. Er wusste sehr wohl, dass dieses régime, so oft auch Napoleon III. immer wieder erklären mochte: „l'empire c'est la paix", dem Kultus des Kriegsruhms sein Dasein verdankte, und die Lehre von der Rheingrenze damit aufs Engste verknüpft war. Es entging ihm nicht, dass in allen bedenklichen Zeiten die offiziösen Blätter die leidige Frage anregen mussten. Hatte doch auch die Akademie unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz dem Buch Lavallée's über die Lehre von den natürlichen Grenzen in ostentativer Weise den Preis zuerkannt. Wie

hätte er im Unklaren darüber sein können, dass die deutsche Sprache an unserer Westgrenze in höchst gefährdeter Defensive war, wenn selbst Duruy, der sich sonst als Beschützer friedlicher Aufklärung bewährte, nun plötzlich von jenen ungeheuren Lücken in der französischen Grenze, die sich von Dünkirchen bis Lauterburg erstrecken, zu sprechen begann. Ging dieser sonst so biedere Gelehrte doch so weit, die deutsche Sprache im Elsass als ein rohes, unberechtigtes Patois zu verurteilen. Seine demonstrativen Absichten wurden freilich durch den Kaiser selbst vereitelt, der billig genug dachte, den elsässischen Schulen die deutsche Sprache zu erhalten, wodurch er sich bei den republikanischen Elsässern immerhin manche Freunde gewann.

Überhaupt brauchte Treitschke nur die täglichen Ereignisse auf sich wirken zu lassen, um zu richtiger Kenntnis der Lage zu gelangen. Unter diesen Eindrücken arbeitete er an seinem grossen, geistvollen Aufsatz: „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus“ weiter, den er indess erst nach dem Kriege vollendete. Aber selbst nach den glorreichen Siegen und der Wiedereingliederung der „avulsa imperii“, wie er Elsass-Lothringen gerne zu nennen pflegte, musste er gestehen: „Wir sehen am Elsass, mit wie festen Banden selbst ein gesunkener Staat seine Glieder umschlingt und wie hart es den Menschen ankommt, sich aus einer politischen Gemeinschaft loszulösen“. Er sah auch, dass noch Napoleon III. so manches gethan, um die Elsässer an sich zu fesseln. Kannte dieser doch seine Leute recht gut und wusste damit zu rechnen, dass sie bei allem Patriotismus auf die wälschen Franzosen wie auf ein halbfremdes Volk herabsahen. So schonte er denn ihr Volkstum und liess sie in vielen Dingen frei gewähren, um sie dann wiederum durch segensreiche Einrichtungen noch mehr mit Frankreich zu amalgamieren. So vor allem durch seine ganz ausgezeichnete Arbeiterpolitik, die in der Einrichtung menschlicher Arbeiterwohnungen ganz besonders zum Ausdruck kam. Treitschke sah dies alles mit gemischten Gefühlen. „Den Deutschen“, schreibt er einmal, „überkam wohl eine bittere Empfindung, wenn er in jenen Jahren den schönen Sundgau, der für uns immer verloren schien, durchwanderte und dann Abends aus den Thoren von Mülhausen die dichten Scharen kräftiger Männer hinausströmen sah nach den sauberen Gartenhäuschen der Arbeiterstadt — es waren ja zumeist unsere Landsleute, die dort dem deutschen Leben verloren gingen“. Indessen gereichte es ihm doch zum Troste, dass von der starken Verwilderung, die fast ganz Frankreich ergriffen hatte, das Elsass mehr oder minder verschont blieb. Er weist mit Befriedigung nach, dass,

während im übrigen Frankreich die Schulbildung in erschreckendem Masse gesunken war, in den Ostprovinzen die Zahl der Analphabeten fortwährend abnahm. Die Ursache hiervon sieht Treitschke in den Volksbibliotheken, welche die Gemeinden im Elsass mit Sorgfalt pflegten, und vor allem im Protestantismus, der hier auf seinem exponierten Posten tapfer aushielt. War er doch „die letzte Stütze deutscher Sprache und Sitte im Elsass“. So konnte es nicht wundernehmen, wenn die Elsässer Protestanten nach dem Urteil entschiedener Chauvinisten, wie General Ducrot, nicht als wahre Franzosen galten. Und doch waren sie es in so hohem Grade, dass etliche Heisssporne sprachen von „évangéliser la France“. So lange Elsass französisch war, behielt der Protestantismus lediglich provinzielle Bedeutung. Und was hätte die kleine Schar gegenüber der allgemeinen Stimmung vermocht?

Und diese wandte sich mit elementarer Gewalt Frankreich und seiner antideutschen Politik zu. Waren doch die Pläne des Marschalls Niel von der allgemeinen Wehrpflicht, die in ganz Frankreich Entrüstung erregten und als ein Werkzeug der Knechtschaft zurückgewiesen wurden, in den Ostlanden mit Freuden aufgenommen worden.

Bei dieser Lage der Dinge vermied es der feine Takt Treitschke's um so mehr, über die eventuelle Wiedereroberung des Elsass zu sprechen. Und so hat er bis zum August 1870 weder in seinen publizistischen noch in seinen historischen Arbeiten je ein Wort über diese heikle Sache gesprochen, so sehr ihn das Land all die Jahre her beschäftigte. Er grollte auch nicht Frankreich wegen des Raubes. Wusste er doch recht wohl, wo die Schuld an dem Verluste lag. Aber es widerstrebte ihm, da Worte zu verschwenden, wo nur das Schwert entscheiden konnte, wenn es zu rechter Zeit aus der Scheide fuhr. Und — das geschah. Endlich erfüllte sich die Zeit! Jetzt, da die deutschen Kolonnen über den Rhein setzten, da er den Norden und den Süden einig sah, da brach auch bei ihm der lange zurückgehaltene Gedanke rückhaltlos und mit elementarer Gewalt hervor, wiederzugewinnen, was verloren war. Mit feuriger Begeisterung begrüsste er den Krieg! Vom ersten Tage an stand es bei ihm fest, dass wir siegen müssen, dass das Elsass der Preis des Sieges sein muss. So rief er denn den deutschen Streitern die Mahnung zu:

„Auf zur letzten blut'gen Reise
Nach dem höchsten Siegespreise:
Holt uns wieder Strassburgs Dom
Und befreit den deutschen Strom“.

Aber auch der Historiker, nun voll ergriffen von der Grösse der Zeit, entfaltete seine ganze Kraft. Und so schrieb er jene glänzenden Aufsätze: „Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes“, „Was fordern wir von „Frankreich?“, „Friedenshoffnungen“ u. s. w., in denen er die Fülle seiner begeisterten Gedanken, seiner klaren Anschauungen über das vom Erfolg berauschte Deutschland ergoss. Vor allem die rasche Einigung der deutschen Stämme zu gemeinsamer Waffenthat hatte ihn tief ergriffen, mehr fast als alle die späteren Siegesnachrichten, die nun fast jede Woche brachte. „Heute“, schreibt er unter dem 3. August, „lassen wir beschämt die Feder sinken, denn in diesen gesegneten Wochen des Einmuts weiss der Klügste nichts zu sagen, was nicht der Einfältigste schon in bewegter Brust empfände“. Doch klar blickt er auch jetzt in die Zukunft, alle Verhältnisse würdigend. Nun kann er auch den süddeutschen Staaten gerecht werden, aber mit um so schärferer Kritik beleuchtet er die Haltung des Auslands. Dem bonapartistischen Kaisertum und mehr noch dem französischen Volk spricht er das Urteil, warnt aber dringend vor dem gefährlichen Beispiel von 1814, wo die Idee, man führe Krieg gegen den Despoten, nicht gegen das Volk, Deutschland um die Früchte seiner schweren Siege gebracht. Es ist klar, worauf er dabei anspielt. Aber in seiner gottesfürchtigen Bescheidenheit sagt er: „Giebt uns Gott den Sieg, so haben wir ernsthaft die Frage zu erwägen, wie der Staat Frankreich, nicht sein Herrscherhaus, also geschwächt werden soll, dass wir mit erhöhter Zuversicht eine neue Störung des Völkerfriedens erwarten können“. Es ist für seine ganze bisherige Haltung in dieser Frage charakteristisch, wenn er diese Gedanken noch am Vorabend der Schlacht von Weissenburg mit den Worten zurückdrängt, dass darüber ein gesittetes Volk erst nach dem Siege rede. Man kann nicht ohne Rührung lesen, wie dieser stolzgemute Mann, jetzt, wo er im Geiste die Säulen der Südarmee in die altddeutschen Gauen des schönen Elsass vorstossen sieht, die Dinge der ewigen Gerechtigkeit empfiehlt und zuversichtlich auf den Sieg der guten Sache hofft, auch wenn der erste, zweite und selbst der dritte Schlag vergeblich geführt würde. Aber es kam anders. Jeder dieser Schläge war ein Sieg! Und nun schrieb er unter den Eindrücken der beispiellosen Siege jenen stolzen Aufsatz, der wohl zu dem schönsten gehört, was der grosse Krieg an litterarischen Werken hervorgerufen hat. Nun kam es heraus, was er all die Jahre her gehofft und gefühlt hatte für das Land drüben über'm Rhein. Schon das Wort Huttens, das er zum Motto wählte, war bezeichnend:

„Sag' an, Du Wolf, wann bist Du voll?
Denkst nit, dass etwa käm' ein Tag,
Der Dir bisher verborgen lag,
Da Du musst speien aus den Frass?"

Er überträgt auch diesen streitbaren Ruf auf die Lage: „Der Gedanke, welcher zuerst leise anklopfend wie ein verschämter Wunsch, in vier raschen Wochen zum mächtigen Feldgeschrei wurde, lautet kurzab: Heraus mit Elsass-Lothringen". Das erschien ihm jetzt selbstverständlich. Kaum hält er es für notwendig, die Gründe zu erörtern. Er beruft sich auf die herrliche Schrift des alten Arndt und auf die Autorität aller jener, die von Stein bis auf den Kronprinzen von Bayern die Rheingrenze gefordert haben. Der Rechtsinn der Deutschen, meint er, fordere die Verkleinerung Frankreichs und auch in Elsass-Lothringen empfinde man, dass um ihr Schicksal die eisernen Würfel rollen. Mit kurzen Strichen zeichnet er die Unsicherheit der seitherigen Grenzen, welche gebieterisch den Pass ins Reich, das alte Strassburg, fordert, das in französischen Händen fortwährend die Sicherheit des Reiches bedroht. Jetzt freilich, meint er, musste die Kehler Brücke gesprengt werden, während früher alljährlich zur schönen Sommerszeit die Strassburger Pioniere ihre Schiffbrücken über den Rhein schlugen, „zur freundnachbarlichen Vorübung für den deutschen Krieg".

„Kurzum eine solche Grenze ist schimpflich für ein stolzes Volk, eine lebendige Erinnerung an die Tage deutscher Ohnmacht". Sieht er doch prophetisch voraus, dass Frankreichs Hass uns auch treffen würde, selbst wenn wir den Sieg nicht nützten. Da kann nur eine gesicherte Grenze helfen, die Deutschland nicht blos sich selbst, sondern auch Europa schuldig ist. Erst wenn von den Pässen der Vogesen die deutschen Feuerschlünde in das wälsche Land herniederschauen, dann ist der Friede gesichert, den Europa wünscht. Daher weist er alle Einwände, selbst die Wünsche der Eingeborenen, mit aller Entschiedenheit zurück. Er erklärt, dass diese Lande unser nach dem Recht des Schwertes, kraft des Rechtes der deutschen Nation, die ihren Söhnen nicht gestatten kann, sich für immer dem deutschen Reiche zu entfremden. Die Deutschen wissen besser, was den Elsässern frommt, als diese Unglücklichen, denen wider ihren eigenen Willen ihr eigenes Selbst zurückgegeben werden soll.

Wie verflogen ist jetzt der Pessimismus, mit dem er vor fünf Jahren die elsässischen Verhältnisse betrachtet hatte. Jetzt ist nicht mehr die Rede von einem Zwittervolk, von dem Bastardstaat. Nun, nachdem so Grosses gelungen, sollen auch sie dem Deutschtum völlig zurückgewonnen

werden. Es ist auch dies eine der vielen wohlthätigen Wirkungen der herrlichen Tage auf Treitschke's starke, so unbeugsame Natur. Nun erscheint ihm selbst diese Aufgabe minder schwer. Und kaum ist in ihm die Wandlung vor sich gegangen, da weist er auch schon auf die sittlichen Mächte der Geschichte hin, die schon mehr gewirkt und Grösseres vollbracht haben. „Der Geist eines Volkes", ruft er getrost aus, „umfasst nicht blos die nebeneinander, sondern auch die nacheinander lebenden Geschlechter". So schaut er denn zurück in die Vergangenheit des Elsass, er ruft sie an, all' die starken Männer, die einst der Sprache und Sitte, der Kunst und dem Gemeinwesen des Oberrheins den Stempel deutschen Geistes aufprägten. Gerade mit Rücksicht auf die grosse deutsche Vergangenheit darf man nicht länger deutsches Volkstum grundsätzlich zerstören, vor unseren Augen herabwürdigen lassen zum Frohndienst gegen ihr Stammvolk. Was bisher ein ungesunder Zustand war, das wäre heute ein Verbrechen wider die Vernunft der Geschichte. Würden doch die Franzosen über die elsässischen Deutschen neue Bedrückungen heraufbeschwören, die uns zwängen, noch einmal das Schwert gegen Frankreich zu ziehen. Das schönste Motiv aber, das er für die Annexion ins Feld führt, entspricht so recht Treitschke's Weltauffassung, dass niemand leben könne ohne Freude: und so will er denn sein Volk heraus haben aus der Zeit trüber Entsagung; er will ihm zurückgeben die helle Lebenslust, die ihm so not thut, die sich nur wiegt auf den Wellen grosser Tage. Er will ihm das Selbstgefühl wiedergeben, das nur ein völlig ausgenutzter Sieg erwecken und erhalten kann. „Das alte Lied „o Strassburg, o Strassburg, du wunderschöne Stadt" erklingt überall unter den Bauern des Südens, und von dem Tage an, da die deutsche Fahne vom Strassburger Münster weht, wird auch in den entlegenen Hütten des Schwarzwalds und der rauhen Alp der frohe Glaube erwachen, dass die alte deutsche Herrlichkeit auferstanden". Und das Reich selbst! Er sieht es mit seinen höheren Zwecken wachsen. Schon weist er, da es doch erst gegründet werden soll, auf die künftige Weltstellung, die künftige Weltpolitik Deutschlands hin. Aber auch die gewichtigen volkswirtschaftlichen Gründe weiss er zu würdigen, dass das arme Deutschland diesen deutschen Gau, dessen Erdreich unter einem milden Himmel von Segen trieft, nicht entbehren kann. In geistvoller Weise erörtert er ferner die Grenzfrage, wobei er eine Reihe von grossen Gesichtspunkten entfaltet, die den historisch-nationalen wie den politisch-militärischen Fragen in gleicher Weise gerecht wird. Die alte Träumerei von den Herrscherrechten der Deutschen über das alte Reich der Ottonen und Staufer wirft

er ohne Zaudern über Bord. Ihre Macht und Herrlichkeit, nicht ihr Reich, gilt es zu erneuen. Er giebt gerne zu, dass dritthalbtausend Geviertmeilen des heiligen Reichs jetzt zum weitaus grössten Teil mit vollem Rechte französisch sind. Er warnt vor Übergriffen, vor jenen gleichgiltigen historischen Erinnerungen, die für die heutige deutsche Staatskunst völlig wertlos sind. Gerade deshalb, weil der nun deutsche Staat seine Kraft der nationalen Idee verdankt, gilt es jeglichem Volkstum redliche Nachbarschaft zu halten. Sprache und Sitte des Landvolks haben denn auch die Westgrenze scharf vorgezeichnet. „Was darüber hinausliegt, ist wälsch". Er kennt sie wohl von seinen Wanderungen! „Wer von dem rührigen Städtchen Wesserling im oberen Elsass westwärts wandert, steigt zuerst aufwärts durch rauschenden Wald, freut sich des Anblicks in das heitere Thal der Thur". Das ist deutsches Land. Jenseits der Wasserscheide aber, sobald man aus dem Dunkel des Verbindungstunnels heraustritt, „sind Land und Leute sofort verwandelt. Der deutsche Wald ist verschwunden, kahle Berge umgeben das Thal der jungen Mosel". Diese Grenze will er gezogen wissen zwischen den beiden feindlichen Staaten, was darüber hinausliegt, so Nancy, „das liebliche Versailles des Stanislaus Bienfaisant", mag bei Frankreich bleiben. Nur Metz und Belfort fordert er noch zum Schutz der deutschen Grenze. „Das deutsche Land aber, das wir fordern, ist unser durch Natur und Geschichte." Das beweist er durch ein wahrhaft klassisches Exposé von Land und Leuten im Elsass, von seinen Sagen und seiner Geschichte: ein Bild, so warm und hell, das uns dies Volk als deutsch zeigt von Urzeit her. Die Natur selber, glaubt er, hat die oberrheinische Ebene zur Schicksalsgemeinschaft bestimmt. „Dem Breisgauer Bauern ist der Elsässer Belchen der Wetterverkündiger, wie der Sundgauer von drüben nach dem Schwarzwälder Belchen und nach dem Blauen schaut". Man erkennt jetzt erst richtig, wie altvertraut ihm diese Gegenden auf seinen Wanderungen geworden waren. Aber jetzt erst wird er ihrer Schönheit froh, jetzt erst zeichnet er sie mit sonnigen Farben, da dies „Prachtbild deutscher Landschaft" wieder deutsch werden soll. Und es ist seltsam. Der Erste, den er über diese vom deutschen Schwert wiedergewonnenen Gefilde wandeln sieht, ist die verklärte Gestalt des jungen Goethe. Ihm folgt er aus den Höhen des Gebirgs, wo der dunkle deutsche Tann rauscht, hinunter in die Ebene, wo ihn einst die breiten Fruchtbäume mitten im Kornfeld entzückten und „die alten Linden der Wanzenau, und das Spiel des Sonnenlichts, das sich in der weiten welligen Fläche in unzähligen Mulden fängt und bricht." Und ist doch

gerade durch ihn in Zeiten der Fremdherrschaft das Elsass dem deutschen Volke tief ins Herz gewachsen. „Denn deutscher ist kein Buch“, sagt er, „als jenes einzige, das von dem allerschönsten Geheimnis des Menschendaseins, von dem Werden des Genius erzählt, und wärmer, inniger kein Bild aus Goethe's Leben als die Geschichte der glückseligen Liebezeit im Elsass. Aus dem Pfarrhause von Sesenheim ist ein Strahl der Liebe in die Jugendträume jedes deutschen Herzens gedrungen“.

Und wie er Goethe's Jugendtage uns in so traute Nähe rückt, in sagenhaft schönem Lichte zeigt, so weckt er all' die Geister der Sagen, die sich wie der Ephen um das Gemäuer der hundert Burgen des Sundgaus ranken. Er schlägt jede Saite an, deren Ton im Deutschen den Wiederklang verwandten Fühlens weckt. Er mahnt an die Kämpfe des Walthariliedes auf dem Wasgenstein, an des grimmen Hagen Heimat zu Tronje. Von Burg Nideck weiss er zu erzählen, vom Odilienbrunnen und dem weinfrohen Turmbau zu Barr. Daneben weist er auf die herrlichen Münster Erwins von Steinbach und auf das ganze Walten deutscher Kunst im Elsass hin, wo Otfried seinen „Christ“ in der Klosterzelle geschrieben, und Gottfried von Strassburg sein hohes Lied der Minne. Neben den treuherzigen Bildern Martin Schongauers gedenkt er der heiteren Poesie, die stets heimisch war im Elsass: blieb doch die Schelmerei, das neckische Spiel des Witzes den leichtlebigen Söhnen unserer Grenze immer eine Freude. Und auch die Geschichte des Elsass, die er in knappen, aber kräftigen Zügen skizziert, erscheint unter seinen Händen als deutschen Lebens Bild: von den Zeiten, da die Löwen der Hohenstaufen von der Hohkönigsburg herrschend herniederschauten auf das kleine Land, wo dennoch in den elf Reichsstädten sich die Macht und Kühnheit deutschen Bürgertums entfaltete, bis zu den Tagen der Reformation, wo das Elsass das Wehen des deutschen Geistes spürte, bis dann die Zeit kam der französischen Herrschaft. Er grollt indessen darob nicht den Franzosen: nur die schimpfliche Ohnmacht des Reichs, die Erschütterung der sittlichen Kräfte in Deutschlands hohem Adel schmerzt ihn, da im dreissigjährigen Kriege der Kurfürst von Baiern das Elsass preisgab. Musste er es doch als Notwendigkeit erkennen, dass Frankreichs schroffe Staatseinheit die Trümmer deutscher Staatshoheit vollends zerstörte, die in seine neuen Gebiete noch eingesprengt waren. Und doch blieb Elsass deutsch in Sprache und Brauch, bis die Revolution seine Bewohner in den Staat und die Staatsgesinnung der Franzosen einfügte. Da wurde freilich die Axt an die deutsche Gesinnung gelegt. In den Stürmen der grossen Bewegung lernten die Elsässer ihre

Vergangenheit vergessen, sie brachen mit ihrer früheren Geschichte. Wie kalt dünkt daher Treitschke die berühmte Vorrede, die der Maire von Strassburg, Schützenberger, zur Herausgabe der Strassburger Chroniken geschrieben hatte. Jedes Gefühl für die deutsche Vergangenheit der Stadt war verstummt. „Grässliches und Ungeheueres", meint er, „hat geschehen müssen, bis sich eine so grundtiefe Umwandlung der Staatsgesinnung vollziehen konnte". So erkennt er denn in den Grausamkeiten der Jakobiner, die unter Saint Juste und Lebas die Guillotine in Permanenz erklärt hatten, den Vernichtungskampf gegen das Deutschtum, selbst gegen die deutsche Tracht, die verboten wurde, während man dem Münsterturm die rote Mütze aufstülpte. Hingegen vermag er in den einheimischen Revolutionären Eulogius Schneider und Jung noch einen Zug von deutschem Idealismus zu erkennen. Ebenso erkennt er in der republikanischen Gesinnung des elsässischen Landvolks, welches die Revolution segnete, lediglich das Erwachen des alten alemannischen Freiheitstrotzes. Freilich immer grösser sieht er die Kluft sich öffnen zwischen den Deutschen diesseits und jenseits des Rheines. Die durch den französischen Freiheitsgedanken Berauschten bezauberte vollends der Ruhm des Soldatenkaisers, dem sie nicht nur die besten Soldaten, sondern auch eine Reihe seiner hervorragendsten Generäle lieferten. Aber Elsässer waren es auch, die bei dem schmutzigen Teilgeschäft der deutschen Fürsten die Handlangerdienste leisteten.

Und in der Folge sagten sie sich nicht nur völlig los von allen deutschen Gefühlen, sondern sie waren während der Freiheitskriege die hasserfülltesten Feinde der „deutschen Hunde". Aber Treitschke ist weit entfernt, über sie den Stab zu brechen. Er sieht in den Verirrungen des Volkes, das er trotz alledem zu den tüchtigsten deutschen Stämmen zählt, nichts anderes als den alten deutschen Partikularismus, jenen verhängnisvollen Trieb der Deutschen, etwas anderes, etwas Besseres zu sein als der deutsche Nachbar. Äusserst charakteristisch kennzeichnet er die Stellung des Elsässers zwischen den beiden Nationen. „Er fühlt sich als ein Glied des auserwählten Völkchens, das alle Franzosen durch Fleiss und kriegerische Kraft, alle Deutschen durch sein Franzosentum übertrifft". Und so scheint ihm ihre Feindseligkeit nichts anderes, wenigstens nichts Schlimmeres, als jene Kämpfe anderer Deutschen unter den fremdländischen Königen von Polen, Schweden, Dänemark und England. Er entschuldigt ihre Entartung mit der Entartung des deutschen Reichs, das jammervoll zu Grunde ging. „Woher sollten auch die Elsässer die Achtung nehmen vor dem deutschen Wesen", sagt er bitter, und giebt

eine noch herbere Antwort. Wie hätten sie das Werden des neuen Reiches erkennen sollen, das man rechts des Rheines kaum verstehen wollte!

Dagegen weist er ihre viel gerühmte Vermittlerrolle zwischen den beiden Staaten kurzweg ab. Sie empfingen wohl, aber sie gaben nicht. Und ihre guten Köpfe gingen dem deutschen Leben verloren, indem sie mit einem Anflug deutscher Bildung den Fremden dienten, für welche darum der Verlust dieser Provinzen nicht nur einen furchtbaren moralischen Schlag bedeutet, sondern auch eine unermessliche Einbusse an geistigen Kräften. Waren es doch gerade die gebildeten Elsässer gewesen, die in zunehmender Verwälschung begriffen, der französischen Regierung am meisten in die Hände gearbeitet hatten. Dazu die franzosenfreundliche Gesinnung der Frauen, das Beamtentum, die vielfachen Familien- und Geschäftsverbindungen mit Frankreich, die Verwälschung des Adels — Faktoren, welche die natürliche Entartung beschleunigten, — das Alles bot ihm kein tröstlich Bild.

Um so freudiger betrachtet er die bäuerlichen Verhältnisse. Wie herrlich erscheint neben solcher Verwälschung der Gebildeten das treue Beharren der alemannischen Bauern bei der Sitte der Väter. Dort ist das Deutsche noch die Sprache des Gemütes geblieben. In Tracht und Gesittung gleicht er völlig dem Bauer des entlegenen Schwarzwalds. „Freudig wie der Ditmarscher betrachtet der Sundgauer Bauer das Storchennest auf seinem Strohdach, er steht mit seinem Storche in gemütlichem Verkehr, wie jener mit seinem Hadbar, nimmt gewissenhaft den Mietzins in Empfang, den der Vogel alljährlich herunterwirft. Und so lange, meint er, der Landmann noch aus deutschem Gesangbuche „Eine feste Burg ist unser Gott“ singt, wird das Deutschtum im Wasgau nicht untergehen. Nicht minder wie die Festigkeit des Protestantismus erfreut ihn das freie lebendige Nebeneinander der Bekenntnisse, in welchem er überhaupt die starke Wurzel moderner Bildung erkennt. Und so kommt er zu dem kühnen Schlusse: „Überhaupt: Was noch im Elsass gesund, ist deutsch!“ „Allein das Deutschtum hebt die Landschaft empor aus jenem finsteren Nebel der Genusssucht und der pfäffischen Verdummung“. Deutsch dünkt ihm der unausrottbare Drang nach Selbstverwaltung, deutsch die thätige Sorge der Gemeinden und Hausväter für den Selbstunterricht, deutsch der naturfrische, jugendliche Zug des Lebens, und vor allem die kriegerischen Tugenden des Elsässers, welche die Deutschen freilich an ihrem Leibe erproben mussten. Um so weniger verhehlt er sich die Schwierigkeiten, welche sich der Regermanisierung des Landes darboten. „Welche Arbeit“, seufzt er, „bis alle die tausend Fäden abgeschnitten sind, die von Strass-

burg und Colmar nach Paris hinüberführen". Denn er sieht recht gut, das Elsass ist fest eingefügt in den französischen Staat, durch das grossartige Getriebe der Volkswirtschaft, durch das Marktgebiet und die musterhaften Verkehrsanstalten, kurzum durch alle materiellen Bande mit ihm verknüpft. Alles, Kapital und Bildung, sind französisch. Strassburg gilt ihnen als die Geburtsstadt der Marseillaise, durch die „porte d'Austerlitz" zog der grosse Kaiser zu seinen Siegesmärschen über den Rhein aus. Bei diesen Erwägungen brechen die Eindrücke durch, die er früher gewonnen. Aber er ist nicht ohne Hoffnung: „Der Quell deutschen Lebens", meint er, „ist wohl verschlammt, nicht versiegt". Und er tröstet sich mit Köln und Koblenz, die unter der faulen Herrschaft des Krummstabs, unter dem eisernen Joche des Kaiserreichs ähnlicher Verderbnis verfallen waren, wie heute das Elsass. Ahnungsvoll, doch hoffnungsfreudig ruft er: „Verbissener Trotz, tausend im Dunkeln schleichende Ränke werden jeden Schritt erschweren: aber der letzte Erfolg ist zweifellos, denn für uns streitet die Natur selber, die Stimme des Blutes".

Weit mehr Sorge erregte ihm die brennende Frage über die künftige Aufteilung der „avulsa imperii". Mochte daher dem Historiker das Herz im Leibe lachen, so legte der Politiker seine Stirn in ernste Falten, mit mehr oder minder Berechtigung. Denn kaum war der erste Gedanke an die Siegesbeute durch die freudig erregte Nation gegangen, da erwachte in ihm schon die Besorgnis, ob nicht aus der herrlichen Siegesgabe durch leidvolle Verkettung der Umstände ein Danaergeschenk werden möchte, ob nicht der Streit um die Teilung des Gewinnes die durchgreifende Einigung des Reiches aufs Neue in Frage stellen könnte. Er erlebte zwar gerade in diesen Tagen die Genugthuung, dass sich namhafte Männer Süddeutschlands, vor allem Badens, an ihn wandten mit der Bitte, ihre Wünsche und Ideen von der Zukunft des Elsass, die sich mit den seinigen völlig deckten, publizistisch zu verwenden und zu vertreten. Denn für ihn stand es völlig fest, dass Preussen, und nur allein Preussen im Stande sei, diese verlorenen Leute zu beherrschen und durch heilsame Zucht dem deutschen Leben wiederzugewinnen. Da war er wieder ganz der Alte. Der hätte ihn völlig verkannt, der von ihm einen anderen Rat erwartet hätte. Zwar war in ihm seit der einmütigen Erhebung des ganzen Volkes eine heilsame Veränderung vorgegangen, der opfermutige Patriotismus der meisten Dynasten hatte ihn mit Achtung erfüllt. Wenn er jetzt von Preussens Pflicht, die neugewonnenen Provinzen seinem grossen Ganzen zu verschmelzen, sprach, so hatte er nicht mehr den extremen Standpunkt inne, den er vor nicht gar langer Zeit mit den

Worten klargelegt hatte: „Nur wenn wir zeigen, dass der hessischen wie der schlesischen Eigenart in unserem Staate Licht und Luft unverkümmert bleibt, nur dann haben wir bewiesen, dass das deutsche Königtum auch Raum bietet für die Provinzen Schwaben, Pfalz und Franken“.

Aber für die Einverleibung von Elsass-Lothringen trat er nun doch mit aller Schärfe ein. Alle anderen Pläne, die man für die Zukunft des Grenzlands ersonnen — und es waren in der That seltsame Ideen dabei, wie der Vorschlag eines Königsreichs Arelate — erschienen ihm thöricht. Am meisten erbitterte ihn der Vorschlag von einem neutralen Staat „à la nation luxembourgeoise“. Über die Absicht, die Provinzen zu Baden zu schlagen, konnte er ja völlig beruhigt sein. Er traute es der klugen und patriotischen Regierung gar nicht zu, solche Pläne zu verfolgen. Auch der Gedanke, die bayrische Pfalz damit zu vergrössern, empörte ihn, wenn er sich auch in das Zugeständnis einer kleinen Abrundung des Gebietes gefunden hätte. Er wies mit Recht auf die Schwäche der bayrischen Verwaltung in der Pfalz hin, die ja bisher immer als ein zweifelhafter Besitz betrachtet und behandelt worden war. Es klang zwar bitter, aber es war doch wenigstens teilweise richtig: „Die Pfälzer sind deutsch mit Leib und Seele, doch dem bayrischen Staate blieben sie stets halb fremd, halb feindlich“. Nur Preussen traute er die Kraft zu, die Elsässer abzuscheiden von einem mächtigen Staate, der ihr Stolz und ihr Ruhm war. Er konnte nicht dringend genug warnen vor allen halben und künstlichen Verhältnissen, vor all dem Kleinkram des deutschen Bundes, vor all den dilettantischen Vorschlägen von Bundesfestungen und reichsunmittelbarem Bundesgebiet, wo allein die einfache, handgreifliche Wirklichkeit des deutschen Staates frommen konnte.

Es kam freilich vieles anders, als er gedacht und gehofft hatte. Seine Vorschläge scheiterten an der Lage der Verhältnisse. Aber es wäre heute leichter zu beweisen als damals, wie recht er hatte, wie richtig er den Lauf der Dinge voraussah. Freilich er selbst kam mehr und mehr von seinen Befürchtungen zurück, die ihn selbst veranlassten, an den Versailler Verträgen eine scharfe Kritik zu üben.

Aber er sah dennoch das Reich werden, wenn auch unter anderen Formen als er geträumt, für die er so warmblütig gekämpft hatte. Er sah endlich das Parlament erstehen, das er so heiss ersehnt hatte, in welchem er nicht fehlen durfte. Er trat denn auch gleich zur Eröffnung in dasselbe ein, freilich nicht, ohne darin grosse Enttäuschungen zu erleben.

Es ist das Herzerhebende an der Gestalt Treitschke's, dass er in Allem, in jeder Lage seine ganze Persönlichkeit einzusetzen vermochte

und deshalb auch stets in seiner vollen Eigenart erschien. So auch während seiner langjährigen parlamentarischen Thätigkeit, für die er trotz seiner unseligen Taubheit durch die Schärfe und Rücksichtslosigkeit seines politischen Denkens, durch die Fülle seiner schöpferischen Ideen, und vor allem durch das Pathos seiner Leidenschaft, durch die hinreissende, stets schlagfertige Beredsamkeit prädestiniert erschien. Und doch liess er im Reichstage fast nie alle Register spielen; wir sehen ihn meistens mit einer gewissen Zurückhaltung sprechen, aus der er nur im Augenblick tieferer Erregung heraustrat. Er sprach nur zur Sache, auch dann, wenn er persönlich werden musste. Bei allen grossen Fragen ergriff er das Wort. Er sprach über staatsrechtliche und wirtschaftliche Fragen, über die Heeresverfassung und was damit zusammenhing, über das Sozialistengesetz, über Münzwesen und Tabakmonopol, und selbst über deutsche Rechtschreibung[1]). Wusste er doch auch scheinbar nebensächlichen Gegenständen eine grosse Seite abzugewinnen, und, doch stets auf völlig ungesuchte Weise, nicht selten eine nationale Wendung zu geben: eine Kunst, die leider immer mehr ausstirbt, und die doch, zu rechter Zeit angewendet, stets neuen Schwung in die gleichmässig fortarbeitende Maschine bringt. So half er denn am weiteren Ausbau des deutschen Reiches auch als Reichsbote getreulich mit, und seine Biographen werden diese Seite seiner rastlosen Thätigkeit mehr zu würdigen wissen, als es die Gegenwart that.

Zu den schönsten Reden, die er im Reichstag gehalten, gehören zweifellos diejenigen, in welcher er über die Reichslande sprach. Bereits am 20. Mai 1871 bot ihm der Gesetzentwurf über die Vereinigung von Elsass-Lothringen mit dem Reich als solchem Gelegenheit, über die Frage, die ihn die Monate her so leidenschaftlich beschäftigt hatte, das Wort zu ergreifen. Er stand denn auch noch völlig unter dem Eindruck der Siege, der Erfüllung nicht minder wie der Enttäuschung seiner politischen Hoffnungen. Man sieht es der Rede an, wie sehr er an sich halten musste, um nicht der Freude allzulauten Ausdruck zu geben, „dass das deutsche Schwert die alten Grenzmarken neu zurückerobert hat“. Aber er wollte nicht abweichen von dem schlichten und bescheidenen Ton des hohen Hauses und die Elsässer, die unter ihren alten Herren bis zum Ekel mit pomphaften Worten gesättigt worden sind, von Anfang daran zu gewöhnen, dass die deutsche Weise der Geschäftsbehandlung in schlichteren, bescheideneren Formen sich bewegt. Aber

1) Siehe hiefür und das Folgende: Mittelstädt, Reden von Heinrich v. Treitschke im deutschen Reichstage. Leipzig 1896.

er kann sich nicht versagen, noch einmal seinen Lieblingsgedanken von der Eingliederung von Elsass-Lothringen in die Monarchie Friedrichs des Grossen auszusprechen, wenn er sich auch in das Geschehene mit Resignation zu fügen weiss. Um so lebhafter erörtert er die Mittel und Wege, um dieses gemeinsame Besitztum Deutschlands mit deutscher G-sittung zu erfüllen, um es in Wahrheit zu einem Gliede des deutschen Reiches zu machen. Über die unsäglichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe war er sich ja von Anfang an klar, und so warnte er dringend, sie durch theoretische Streitigkeiten, zu denen im Hause allerdings grosse Neigung vorhanden war, noch zu erschweren. Er begrüsste daher den Kommissionsbeschluss mit Freuden, der seinen Wünschen wenigstens in dem Hauptpunkt gerecht wurde: Die Elsässer sollen vom ersten Augenblick an als Deutsche behandelt werden. Es kommt ihm Alles darauf an, sie aus ihrer republikanisch-selbstischen Denkart herauszureissen. Sie sollen vor Allem wieder dem Grund- und Kerngedanken des deutschen Staatsrechts zurückgewonnen werden, der Monarchie, der sie unter den wechselnden Regierungsmaximen Frankreichs entwachsen waren. Kurzum, er will sie direkt wieder unter den Adler der Hohenzollern stellen. „Wenn dereinst die Zeit kommt", rief er, „da einige der alten Kaiserschlösser im Elsass wieder aufgebaut werden, dann werden wir nicht zu erröten brauchen, den Adler der Hohenzollern aufzuhängen neben den Löwen der Hohenstaufen, die heute noch Wacht halten auf der Hohkönigsburg bei Schlettstadt". Nicht minder feurig wie für die Wahrung der unveräusserlichen Rechte der Monarchie trat er für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein, wozu ihm allerdings ein seltsamer Beschluss der Elsässer Notablenversammlung begründete Veranlassung bot. Diese hatten den Wunsch ausgesprochen, die Einführung des deutschen Heerwesens so lange als möglich hinauszuschieben. Galt es doch gerade durch diese Nivellierung, wie sie durchgreifender kaum gedacht werden kann, diesseits und jenseits der Vogesen falsche Begriffe zu zerstören, als ob noch nicht die letzte Schlacht mit Frankreich geschlagen und der jetzige Zustand keinesfalls dauernd wäre. Galt es doch den Elsässern zu zeigen, dass unser Heer nicht eine Macht zum Angriff, sondern die grosse Schule des Mutes und der Manneszucht, der sittlichen Hingebung für die gesamte Blüte der Nation. Er zieht ferner nur die Konsequenzen seiner alten Anschauungen, wenn er die Einführung des Schulzwangs mit sympathischen Worten begrüsst, dem sich dann die deutschen Gymnasien und die deutsche Universität in Strassburg anschliessen sollten. Vor allem die Gründung dieser neuen Alma Rhenana

liegt ihm sehr am Herzen. Keine Landesuniversität sollte sie werden, sondern eine hohe Schule von stolzer Eigenart, eine Persönlichkeit, von allen anderen unterschieden. „Die eigentümliche Kraft aber der Strassburger Universität soll, wenn anders der Bundesrat einen Blick hat für deutsches Wesen, — sie soll enthalten sein in der Freiheit der humanistischen Wissenschaften, nicht in den Brotstudien". „Das alte Land der deutschen Humanisten, das Elsass, soll von Neuem eine Blüte der freien Wissenschaften in seiner Hauptstadt entstehen sehen". Einer der schönsten Gedanken, die Treitschke gehegt und ausgesprochen, dessen Erfüllung er freudigen Auges sehen durfte, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, die erste Jubelfeier zu erleben.

Zur grössten Ehre gereicht ihm der Vorschlag, den Elsässern alsbald freie Selbstverwaltung zu gewähren. Er nennt den Gedanken freilich selber kühn: „aber", meint er, „wenn eine Gefahr vorhanden ist, so wollen wir sie kennen lernen, ihr ins Auge schauen, um darnach unsere Schritte richten zu können". Dass er für die volle Gleichheit der Bekenntnisse, für die Freigebung des Marktes sprach, war selbstversändlich. Und so ist zweifellos, dass er in allen seinen Vorschlägen bleibender wie provisorischer Natur das Richtige getroffen hat, mögen sie nun zur Durchführung gelangt sein oder nicht. Und so rosig er manchmal um der nationalen Idee willen dachte, niemals hat er den realen Boden verlassen, niemals die Schwierigkeiten, die immer aufs Neue aus der elsässischen Frage emporstiegen, unterschätzt. Wenn er mit voller Kraft und Überzeugung für Erhaltung und Stärkung des Heeres eintrat, so hatte er dabei stets die Reichslande im Auge, deren Besitz, wie er sagte, dem Patrioten nicht mehr erlaubt, den Blick von der Möglichkeit zu wenden, dass wir die alte Grenzmark Deutschlands mit dem Schwerte in der Hand verteidigen müssen. Er sprach auch von einer dunklen Ahnung, die über Europa schwebt, dass auch dem deutschen Reiche, wie einst dem preussischen Staate, sein europäischer Krieg, sein siebenjähriger Krieg, nicht erspart bleiben wird. „Es ist, wie in den Sternen geschrieben, dass das Haus Hohenzollern keine glänzenden Erfolge erreichen darf ohne unverhältnismässige Opfer". Um so schärfer trat er im Laufe der Jahre dem Versuche der elsässischen Abgeordneten entgegen, welche, von den gesamten Ultramontanen unterstützt, die Aufhebung des deutschen Unterrichtsgesetzes vom 12. März 1873 beantragten. Ihm bot freilich der frivole Antrag wenig Überraschendes. Noch war das Elsass kaum okkupiert gewesen, da hatte er schon alle die Chikanen und Schwierigkeiten aller Art vorausgesagt, welche der elsässische Klerus

der Germanisierung bereiten würde. Er hatte den Bund der Ultramontanen auf beiden Ufern des Rheines längst prophezeiht und nur gehofft, das schamlose Treiben des Klerus werde die besseren katholischen Elemente in den Reichslanden dieser Partei entfremden. Aber ein solches Erdreisten hatte er nicht erwartet. Und so sprach er denn ein Wort im Harnisch (17. Dezember 1874). Da ist jeder Satz eine Fanfare und ein Hieb zugleich!

Seiner scharfen, treffenden Satire liess er freien Lauf und enthüllte in meisterhafter Weise ein Bild der Schulpolitik der Ultramontanen, die mit der Unterstützung dieses Antrags deutlich genug bewiesen, wie tief ihr Gefühl für die Grösse des Reiches stand. Doch es war dies nicht das einzige mal, wo die ultramontane Partei für die Elsässer eine Lanze brach; auch in rein weltlichen Fragen begünstigte sie stets die Politik der Protestler. Und so griff Treitschke noch einmal mit scharfer Rede ein, als die Elsässer Winter und Genossen die Abänderung der Geschäftsordnung des Elsass-Lothringischen Landesausschusses beantragten, um hierdurch die möglichste Erhaltung französischer Sprache und Redeformen in der Vertretung des Reichslandes durchzusetzen. Er sah darin lediglich eine politische Demonstration gegen das deutsche Reich, einen Versuch, die naturgemässe allmähliche Rückkehr eines verwälschten deutschen Stammes zu dem alten Vaterlande zu hintertreiben. So trat er denn dem Antrag scharf entgegen und hielt den Elsässern den Undank gegen das Reich vor, das mit einer Liberalität, wie kein anderer Staat, am wenigsten Frankreich, sie üben würde, ihnen das Recht gegeben, im Landesausschuss sich beider Sprachen zu bedienen. Er rief es ihnen freimütig zu, sie müssten Deutsch lernen. „Soll auch nur ein erträglicher Zustand herbeigeführt werden, so müssen sich die gebildeten Stände mindestens mit deutscher Sitte und deutscher Bildung bekannt machen. Die deutsche Gesinnung kann erst die spätere Zeit bringen; „aber unsere Sprache und Litteratur muss der gebildete Elsässer kennen lernen“. Er schonte immerhin ihr Gefühl und sprach die schönen Worte: „Ich habe mein eigenes Vaterland viel zu lieb, als dass ich nicht persönlich aufrichtige ritterliche Teilnahme empfinden sollte für einen französisch redenden Lothringer in seiner heutigen Lage“. Aber jede Nation bedarf einer Staatssprache für ihre Centralgewalt. Ihm galt es eben bei dieser Rede vor allem den üblen Eindruck zu verwischen, den die Abstimmung vom 16. Juni, wo durch das Centrum der Antrag in zweiter Lesung zur Annahme gekommen war, hervorgerufen hatte. Um so mehr galt es, den Elsässern und den Franzosen zu zeigen, dass die

neue Ordnung der Dinge im Reichsland eine unwiderrufliche definitive ist. „Das suscipere haben wir gewagt im Jahre 1871; jetzt heisst es in ehrlicher, ausdauernder Arbeit: finire!“ Es war eine der letzten Reden Treitschke's im deutschen Reichstag. Nur einmal noch (am 9. Mai 1884) ergriff er für die Verlängerung des Sozialistengesetzes das Wort zu längerer Rede. Dann zog er sich mehr und mehr aus dem parlamentarischen Leben zurück. Im Jahre 1889 schied er endgiltig aus dem Reichstag aus. Seine politische Rolle, als ritterlicher „Hutten“ dem eisernen Kanzler kämpfend zur Seite zu stehen, war ja auch ausgespielt. In dem entbrennenden Kampfe der Interessenpolitik war kein Platz mehr für ihn. Und seiner harrte eine Aufgabe, die kein anderer lösen konnte, und die nun dennoch unvollendet blieb, seine „Deutsche Geschichte“, wo er noch so manches schöne Wort über sein Elsass einstreute. Es lag nicht in der grossen Anlage dieses herrlichen, unvergleichlichen Werkes, dem Elsass einen breiteren Raum einzuweisen, als ihm zukam. Aber das peinliche Gefühl, das schöne Land in fremden Händen zu wissen, trübte nicht mehr seine Seele. So zog denn noch einmal die Geschichte des Elsass an seinem Geiste vorüber: er schrieb im Gefühle des Glückes und des Stolzes. Nur jener Epoche des Pariser Friedens und des Wiener Kongresses merkt man nicht an, dass sie im Vollgefühle des Sieges geschrieben ist. Die Enttäuschung des um seine stolzesten Triumphe, um seinen Siegeslohn gebrachten Preussenvolkes, hatte sich ihm zu tief eingeflösst. Er hatte sich zu sehr eingelebt in die Empfindungen jener Tage, aus denen sich seine stolze, kühne, unbeugbare politische Überzeugung herausgebildet, wie an den Freiheitskriegen sein heiliger Patriotismus sich entflammt hatte. Das Elsass war nun seine Sorge nicht mehr. Er sah doch, trotz all der zahllosen Fehlgriffe der deutschen Verwaltung in der ersten Zeit nach der Okkupation bis zur Statthalterschaft Hohenlohe's, einen Fortschritt. Noch in seiner schönen, herrlichen Rede „zum Gedächtnis des grossen Krieges“ vom 19. Juli 1895 sprach er die warmen Worte: „Unterdessen verwächst unsere Westmark langsam aber unaufhaltsam mit dem alten Vaterlande, und die Zeit wird kommen, da die deutsche Bildung, die ihre Stätten so oft verändert hat, in ihren ältesten Heimatlanden wieder die volle Herrschaft erlangt“. Es war sein Abschiedswort an das Elsass! Uns aber soll es eine Prophezeihung sein, die uns heilig ist wie des grossen Toten Gedächtnis.

Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie.

Von

Walther Arnsperger.

I.

Noch vor einem halben Jahrhundert durfte der findigste und rührigste unter den Lessingforschern, Guhrauer, den „Philosophen von Fach" den Vorwurf machen, dass sie es versäumt hätten, dem grossen Manne, den das deutsche Volk allerdings in erster Linie als den Bahnbrecher und ersten Repräsentanten seiner glänzendsten Litteraturperiode kennt und feiert, auch in der Geschichte der Philosophie den ihm gebührenden Platz einzuräumen. Heute ist es anders geworden. In allen philosophischen Geschichtswerken ist seiner eingehend gedacht und eine umfangreiche Spezialliteratur, unter deren Verfassern auch die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft nicht fehlen, hat sich über sein Wirken und seine Bedeutung in dieser Richtung gebildet. Wenn einmal sogar die Frage aufgeworfen oder wieder aufgenommen wurde, ob sich die deutsche Philosophie nicht glücklicher entwickelt haben würde, wenn Lessings freier und kühner Geist dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah, oder die Behauptung aufgestellt wird, dass die von ihm angeregten Wissenschaftszweige, die Geschichtsphilosophie und die spekulative Theologie mehr als Kants Kritik und Fichte's Idealismus die neuere Philosophie charakterisieren, so beweist das nur, dass jene Bestrebungen, ihm einen würdigen Platz zu sichern, schon einmal nahe daran waren, das andere Extrem zu erreichen. Auch das muss natürlich vermieden werden. Lessing war Philosoph, aber nicht im Sinne des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft, mit dem er weder nach seinen Leistungen, noch nach deren Erfolg zusammengestellt werden darf. Er war — um die vielcitierte Bezeichnung Heblers noch einmal zu gebrauchen — Gelegenheitsdenker in dem grossen Stil, in welchem auch

Leibniz noch ein solcher heissen mag, und in dem Goethe ein Gelegenheitsdichter war, d. h. das gerade Gegenteil von dem, was man mit diesem Ausdruck gewöhnlich meint, das Gegenteil eines Menschen, dessen Kopf auf Bestellung und Anstellung fungiert.

Indessen hatten schon über ein Menschenalter vor Guhrauer Lessings philosophische Anschauungen den Gegenstand eines litterarischen Streites gebildet zwischen zwei Männern, von denen der eine dem Dichter lange Zeit hindurch persönlich sehr nahe stand, der andere sich wenigstens auf mündliche Auseinandersetzungen mit ihm in den letzten Jahren seines Lebens berufen konnte. Ich meine den Streit über Lessings Spinozismus zwischen Jacobi und Mendelssohn, der von dem Ersteren angeregt, für den Letzteren wenigstens mittelbar zur Todesursache geworden ist. An der Aufregung und Anstrengung, die ihm die Rettung des toten Freundes gegen die Beschuldigungen Jacobi's verursacht hatte, ist Moses Mendelssohn gestorben. Derselbe Kampf ist dann von den Biographen Lessings und den meisten Auslegern seiner Philosophie wieder aufgenommen und fortgeführt worden, und die beiden Forscher, deren gemeinsames Werk die erste Darstellung seines Lebens und Wirkens gewesen ist, repräsentieren noch einmal den alten Gegensatz, indem Danzel Spinozismus, wenn auch in geklärterer Form für Lessing in Anspruch nimmt, während Guhrauer in ihm völlig den Fortbildner Leibnizischer Gedanken sehen will. Es ist wirklich recht verwunderlich, dass eine so unrichtige und ungeschickte Fragestellung, wie sie diesem Streite zu Grunde liegt und wie sie bei den etwas verworrenen Vorstellungen eines Mendelssohn oder Jacobi von den Anschauungen der beiden Denker ja noch erklärlich erscheint, so lange überhaupt beibehalten und ernsthaft diskutiert werden konnte, bis man schliesslich zu dem Resultat kam, dass Lessing nur in dem Sinne Spinozist genannt werden kann, in dem auch Leibniz einer war — eine Behauptung, die er übrigens selbst im Gespräch mit Jacobi angedeutet hatte.

Der tiefere Grund aller jener unfruchtbaren Streitigkeiten und überhaupt der aussichtslosen Versuche, ontologische Spekulationen in der einen oder andern Richtung bei Lessing nachzuweisen, oder gar ein metaphysisches System, sauber abgegrenzt nach dem Schema der Schule, für ihn aufzustellen, liegt in einer zu wenig kritischen Betrachtung und darum meist in einer Überschätzung jener zerstreuten Bruchstücke, die der Bruder ganz kritiklos und meist ohne eine Andeutung über ihre Entstehung und Bestimmung im theologischen und litterarischen Nachlass veröffentlicht hat. Für einzelne derselben sind inzwischen solche kritische

Nachweisungen angebahnt und durchgeführt worden — besonders die Hempel'sche Ausgabe hat darin dankenswertes geleistet — und diese haben stets gezeigt, dass es sich um gelegentliche aus Anlass einer Diskussion oder einer Lektüre entstandene kurze Aufzeichnungen von ganz ephemerer Bedeutung handelt; niemals um Versuche, sich über seine philosophischen Grundansichten Rechenschaft zu geben. Es kann darum auch nicht meine Aufgabe sein, wie es übrigens schon häufig geschehen ist, auf diesem Felde die reichen Spuren einer mannigfachen geistigen Einwirkung Leibnizens zu sammeln und zu ordnen, sondern nur, soweit ein bewusstes Zurückgreifen auf Jenen in Absicht auf einen besonderen Gebrauch sich erkennen lässt, soll dasselbe hier erwähnt und näher beleuchtet werden. Denn, wenn man auch nicht mit Guhrauer Lessing zum Leibnizianer machen will, so darf doch sein eifriges Studium des deutschen Denkers nicht unterschätzt, der nachhaltige Eindruck, den dasselbe auf ihn gemacht hat, nicht zu gering angeschlagen werden. Hat ihn doch, abgesehen von den Anschauungen im Einzelnen, die ganze der seinigen verwandte Denkweise und Geistesart zu Jenem hingezogen und einem richtigen Verständnis näher gebracht, als seine Zeitgenossen und noch manche spätere Generation einem solchen gekommen ist, weshalb eine der Darstellungen seine Betrachtungsweise mit einem glücklichen Ausdruck als die congeniale bezeichnet hat.

II.

Der gesunde nationale Zug, der nach dem siebenjährigen Krieg als eine Folge der preussischen Ruhmesthaten in ganz Deutschland sich bemerkbar machte, hat das Übergewicht der französischen Aufklärungsphilosophie erschüttert, wie diese einst die Wolffische Schule überflügelt hatte. Mit ihm im Zusammenhang steht auch die Beachtung, die der ein halbes Jahrhundert lang vernachlässigte Begründer der deutschen Philosophie plötzlich wieder in weiteren Kreisen fand. Im Jahre 1765 unternahm der junge, seit kurzer Zeit als Bibliothekssekretarius in Hannover angestellte Rudolph Erich Raspe eine Sammlung noch ungedruckter Schriften Leibnizens aus dem reichen Handschriftenschatze der dortigen Bibliothek und veröffentlichte in dieser zum ersten male sein wohl bedeutsamstes philosophisches Werk: die Gegenschrift gegen Locke, welche Leibniz nach dem Tode des englischen Philosophen aber wohl nicht nur deshalb zurückgehalten hatte: die „Nouveaux essais sur l'entendement humain“. „Solche Werke kommen in Deutschland zum Vorschein!“ schrieb Moses Mendelssohn, der einige Druckbogen schon vor der Ver-

öffentlichung durchgesehen hatte, triumphierend an seinen Freund Abbt. Drei Jahre später erschien, allerdings von einem Ausländer unternommen, in Genf die erste sogenannte Gesamtausgabe, die in sechs umfangreichen Quartbänden wenigstens das meiste von dem schon gedruckt vorhandenen Material und auch einiges Neue vereinigte. In demselben Jahre liess sich sogar die dem Philosophen bisher wenig günstig gesinnte Berliner Akademie dazu herbei, eine Lobschrift auf ihren einstigen Begründer, deren Verfasser allerdings auch wieder kein Deutscher sondern der durch seine Beteiligung an der Revolution nachmals bekannter gewordene französische Akademiker Bailly war, mit einem Preise zu belohnen. Es schien, als sollte der wahre Leibniz endlich aus der Verschleierung hervortreten, mit der das Wolffische System ihn auch damals noch verhüllte.

Diesen vielverheissenden Anfängen entsprach aber der Fortgang keineswegs. Raspe vertauschte schon nach drei Jahren seine Stellung in Hannover mit einer neuen in Kassel, wo er sich andern Studien widmete, bis er ein wenig schönes Ende nahm. Die Dutens'sche Ausgabe blieb zunächst wenig beachtet und die Akademie glaubte durch die einmalige Äusserung ihrer Pietätspflicht Genüge gethan zu haben. Vor allem aber nahmen der immer stärkender wirkende Einfluss Rousseau's und die neuen litterarischen Strömungen besonders die jugendlichen Geister völlig in Anspruch und, als diese Gährung dann sich geklärt hatte, war die kritische Philosophie auf dem Felde erschienen, neben welcher nur noch vielleicht der damals wie neuentdeckt wirkende Spinozismus einen bemerkenswerten Platz behauptete.

Zu den Wenigen aber, welche noch an diese Anfänge einer Leibnizforschung anknüpften, gehört auch Lessing.

III.

Schon in seinen Universitätsjahren hatte er sich mit der damals noch herrschenden Wolffischen Philosophie auch wohl mit Leibnizischen Schriften durch Lektüre bekannt gemacht. In der Berliner Zeit wurde besonders durch die Freundschaft und den regen Verkehr mit Mendelssohn das Interesse an den Letzteren stets wach gehalten und die von den beiden jugendlichen Publizisten unternommene kecke Beantwortung jener Preisfrage der Akademie nach dem metaphysischen System des englischen Dichters Pope legt beredtes Zeugnis dafür ab, wie wenig sich Beide von dem in der preussischen Hauptstadt damals Mode gewordenen Ausländerkultus beeinflussen liessen. Auch in Breslau hat er diese philosophischen Studien, in deren Mittelpunkt jetzt Spinoza stand, neben den

verschiedensten andern wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten fortgesetzt und erst die Vereinigung von dramaturgischen Bestrebungen und archäologischer Forschung in der Hamburger Zeit neben einem ausgedehnten geselligen Verkehr hatten diesen Beschäftigungen zeitweise ein Ende gemacht. Um so eifriger nahm er dieselben wieder auf, als er der andern Thätigkeit überdrüssig die neue Stellung übernahm, in welcher Leibniz ja einst sein Vorgänger gewesen war. Denn dieser hatte neben seinen andern Ämtern seit 1691 auch das eines Vorstands der wolfenbüttler Bibliothek bekleidet, welches jetzt im April des Jahres 1770 Lessing übertragen wurde.

Die häufigen Besuche des Berliner Freundes, den fast alljährlich seine Pyrmonter Kur dort vorüberführte, können die Wiederaufnahme solcher Studien nur begünstigt haben. Vor allem aber beförderte dieselben die Freundschaft und der fast tägliche Gedankenaustausch mit einem jungen Manne, der ganz mit jener für nationale Grössen begeisterten Generation herangewachsen, offenbar ein warmer Verehrer und gründlicher Kenner des deutschen Philosophen war. Es ist Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn des bekannten Theologen, der sich in Wolfenbüttel für die ihm schon damals wenig zusagende juristische Laufbahn vorbereitete; derselbe, der wenig später auf seltsame Weise zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist. Man muss die dichterischen Entstellungen der in ihn verwobenen Persönlichkeiten, an denen der Goethe'sche Roman auch sonst noch so reich ist, kennen, um zu begreifen, dass Lessing das Urbild des Werther seinen besten Freund genannt hat. „Ich wüsste nicht, dass ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn“. Man vergleiche damit die beinahe gleichzeitige Äusserung über den Werther: „Ja, wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, müsste ich ihn fast verachten“. Und hauptsächlich, um dessen Bild vor einer selchen Verzerrung zu retten, hat er im Jahre 1776, was er an philosophischen Schriften des Unglücklichen noch in Händen hatte, veröffentlicht und mit einer bei den kritischen Verstandesmenschen seltenen Wärme eingeleitet. Der eine von diesen Aufsätzen, in der Reihenfolge der dritte: „über die Freiheit“ — es ist derselbe, den Jerusalem nach Kestners Bericht neben der Emilia Galotti am Tage des Selbstmords auf seinem Schreibtisch liegen hatte — stimmt in seinem Gedankengang stellenweise ganz überein mit Teilen aus einem der Leibnizaufsätze Lessings und wir dürfen darum die beiden Fassungen als Denkmäler jener Gespräche in Wolfenbüttel ansehen, von denen der Letztere in seiner Vorrede erzählt.

Noch einmal hat er bald darauf einen solchen freiwilligen Mitarbeiter für kurze Zeit gefunden. Es war ein junger Franzose, François Cacault, von dem Nicolai in seinem Empfehlungsbrief schreibt, er könne nicht begreifen, dass die Deutschen eine besondere Philosophie hätten und dass es in der Dichtkunst andere Regeln gäbe, als die des französischen Klassizismus, und von dem Lessing ein Vierteljahr später berichten kann, dass er fleissig deutsche Philosophie studiere und seinen Landsleuten brieflich die Dramaturgie anpreise. „Da haben Sie wieder einmal meiner Recommendation Ehre gemacht", schrieb der Berliner Freund zurück.

Der Hamburger Dramaturg war zum Bibliothekar, der Dichter und Kritiker zum Forscher und Denker geworden. Die neue Laufbahn, die sich ihm durch diese Ausnahmestellung eröffnet hatte, gedachte er sich nachträglich zu verdienen. Der unstäte Litterat wollte ein Mann der Wissenschaft werden. Dieser Wandlung galt sein Eifer, sein ganzes Streben; und die ungeheuchelte Hochachtung vor der in seinem bisherigen Bekanntenkreise wenig gewürdigten wissenschaftlichen Detailforschung, die aus seinen Briefen an die Philologen Reiske und Heyne spricht, wie die überlegene Einsicht, mit der er die Vorstellungen seines Bruders über die Nutzlosigkeit solcher Kleinigkeitskrämereien zurückweist, zeigen, dass es ihm ernst damit war. Thatsächlich hat er durch seine vielseitigen, aber auch seine Kräfte zersplitternden Arbeiten in der ersten wolfenbüttler Zeit eine ganz eminente Fähigkeit, man könnte sagen eine gewisse Virtuosität auch nach dieser Richtung hin kundgegeben. Aber der Mangel einer hier mehr als irgendwo notwendigen weisen Beschränkung liess ihn dabei sich selbst aufreiben und hat ihm die Lust zum Fortfahren zu frühe verdorben. Der Mann, welcher in unmittelbarer Berührung mit dem öffentlichen Leben und Treiben sich herangebildet und über ein Jahrzehnt auf sein Zeitalter bestimmend eingewirkt hatte, konnte sich an die Resignation der Gelehrtenzelle, die er anfänglich so wohlthuend empfunden hatte, auf die Dauer nicht gewöhnen. Während er zum Erstaunen seiner Freunde und zur Genugthuung seines fürstlichen Gönners sich daran machte, die Schätze der Bibliothek zu durchstöbern und auszubeuten, wurden ihm dieselben unter der Hand zu Waffen für neue Kämpfe.

IV.

Die wertvollen Denkmäler seiner bibliothekarischen Thätigkeit, zugleich aber auch jener neuen Kämpfe bilden die „Beiträge zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfen-

büttel“, welche er in sechs Bänden erscheinen liess. Die auch in ihrer Unvollständigkeit imponierenden Torsos davon sind die meisten der aus seinem Nachlasse veröffentlichten Bruchstücke geplanter grösserer Werke. Unter beiden sind die Leibnizstudien vertreten; in den Beiträgen des Jahres 1773 durch zwei Aufsätze: „Leibniz über die ewigen Strafen“ und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit“; unter den Fragmenten des Nachlasses durch eine Anzahl von Auszügen und Notizen, die der Bruder im zweiten Bande des litterarischen Nachlasses als fünften Abschnitt vereinigt hat unter dem nicht eben glücklich gewählten Titel: Leibnizisterei.

Nun darf man aber auch bei der Verwertung dieser Letzteren den Mund nicht zu voll nehmen und — wie einige Biographen, Karl Lessing voran — weil er sich eine chronologische Übersicht über Leibnizens Lebensgang in kurzen Notizen gemacht hat, daraus gleich folgern, er habe ein Leben des Philosophen schreiben wollen; oder, weil er die ersten Sätze der Vorrede zu den Nouveaux essais in deutscher Sprache auf ein Blatt niedergeschrieben hat, schon von einer Übersetzung dieses Werkes sprechen. Thatsächlich bildet das erstere der genannten Stücke, wie schon eine flüchtige Vergleichung zeigt, nur einen Auszug aus der bei Dutens vorgedruckten Biographie von Brucker und die anderen Notizen — eine einzige, auf die ich noch zurückkommen werde, ausgenommen — sind offenbar beim Durchgehen der beiden Ausgaben festgehaltene Stellen, die lediglich ein eingehendes Studium derselben bezeugen können. Es handelt sich also wohl im wesentlichen um Vorstudien für die beiden Aufsätze, die selbst allerdings über ihren nächsten engeren Zweck weit hinausgreifen.

In beiden steht im Mittelpunkt eine noch nicht oder noch nicht in ihrer richtigen Form und Bestimmung bekannte Arbeit Leibnizens. Dieselbe wird in einer vorausgeschickten historisch-kritischen Einleitung ihrer Entstehung, Bestimmung und ihren äusseren Schicksalen nach untersucht, in einer nachfolgenden Abhandlung ihrem Inhalt, Gedankengang und ihrer Bedeutung nach besprochen. Bewundernswert ist dabei die kritische Durcharbeitung und Beherrschung des vorhandenen Materials in den Einleitungen, wenn er z. B. die zahlreichen Fehler in Jaucourts Erzählung von der Entstehung der kleinen Schrift: „Defensio Trinitatis per nova reperta logica“ aus allen möglichen Quellen berichtigt, oder, wenn er diese Schrift selbst, welche die sämtlichen Biographen: Eckhart, Christian Wolff und Fontenelle ebenso wie Jaucourt, Ludovici und Brucker in das Jahr 1671 verlegt hatten, aus einem in ihr enthaltenen chronologischen Anhaltspunkte — es handelt sich um Boineburgs Reise nach

Polen — zurückdatiert in das Jahr 1669, in welchem sie auch thatsächlich entstanden ist. Die vorzügliche philologische Ausbildung, die er schon auf der Meissener Schule, vor allem aber während seiner Leipziger Studienzeit unter Männern wie Ernesti und Christ sich angeeignet hatte, liess ihn schon vor hundert Jahren eine Methode spielend handhaben, deren Anwendung auf die verschiedensten Forschungsgebiete der Geistesgeschichte erst in unserem Jahrhundert einen so grossen Aufschwung der Letzteren erzielen half.

Die vorhin genannte Schutzschrift Leibnizens zu Gunsten des Dreieinigkeitsdogmas besteht ganz aus Anmerkungen, die er auf den Wunsch seines Gönners Boineburg zu dem Briefe des Socinianers Wissowatius an diesen angefertigt hatte. Jeder einzelne der in schulgerechten Schlüssen abgefassten Angriffe auf das Dogma wird mit Hilfe der formalen Logik entkräftet, indem ein durch ungenügende Scheidung des Allgemeinen und Partikularen in den Prämissen enthaltener logischer Fehler durch sorgfältigere Formulierung der Urteile aufgedeckt wird. Die Schrift setzt darum eine Kenntnis jenes Briefes voraus und war in der isolierten Form, wie Dutens sie publiziert hatte, nicht genügend verständlich.

Bisher ganz unbekannt, auch bei Dutens noch nicht abgedruckt war das andere Stück: die Vorrede Leibnizens zu der Schrift des Altdorfer Aristotelikers Ernst Soner gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, welche der Philosoph ihrer Seltenheit wegen neu hatte herausgeben wollen. Die Vorrede sollte im Widerspruch mit der Schrift selbst die Widersinnigkeit, welche dieselbe in dem Begriffe ewiger Strafen zu entdecken meinte, bestreiten und diese erklären als die ewigen Folgen der Sünde, die in keinem Moment aufhören kann, Folgen zu haben; als ewigen Mangel an Vollkommenheit, der in alle Unendlichkeit nicht wieder einzubringen ist. Das heisst, das kirchliche Dogma wird gestützt durch die zwei grundlegenden Denkgesetze der Kausalität und der Kontinuität und die Hölle als solche wird geopfert, um die Ewigkeit der Strafe zu retten.

In beiden Fällen handelt es sich also zunächst um eine Ergänzung der Dutens'schen Ausgabe, die nach Lessings Meinung denn doch nicht das bot, was die gelehrte Welt, besonders das deutsche Volk dem zu lange verkannten Denker schuldig war. Bitter wird auch gleich eingangs das Verhalten der einheimischen Gelehrten getadelt, weil sie ein Werk, wie die Sammlung und Herausgabe der Schriften Leibnizens überhaupt einem Ausländer überliessen und diesen — den einzigen Brucker ausgenommen — bei der Ausführung seines Unternehmens nicht einmal wesentlich unterstützten, endlich weil auch keiner sich daran gewagt

hatte, wenigstens nachträglich auf die Unvollständigkeit der „Gesamtausgabe“ und die Möglichkeit einer Ergänzung derselben aufmerksam zu machen. Er selbst scheint etwas Ähnliches vorgehabt zu haben, denn er bricht diese Vorwürfe mit den Worten ab: „Doch hiervon an einem andern Orte“. Wenige Jahre später wurde er noch einmal an diesen Plan gemahnt: Moses Mendelssohn schrieb aus Hannover, wo er Lessing und seine Frau zu einer verabredeten gemeinsamen Reise erwartete, er möge, falls die Letztere zu einer solchen noch nicht im Stande sei, einstweilen doch allein kommen und mit ihm zusammen Leibnizens Papiere durchsuchen. Das war im November 1777; der folgende Monat brachte die verhängnisvolle Geburt, die kurz nacheinander den Tod von Kind und Mutter zur Folge hatte. Kein Wunder also, wenn die Aufforderung ohne Antwort und ohne Erfolg blieb.

Erst über ein halbes Jahrhundert später ist die hier gestellte Aufgabe von der deutschen Wissenschaft wieder aufgenommen worden, und es ist sehr bezeichnend, dass der Mann, welcher hier voran ging, derselbe ist, dessen Verdienste um die Kenntnis und Würdigung Lessings gleich eingangs erwähnt wurden. Gelöst ist dieselbe auch heute noch nicht völlig.

V.

Staunend und verständnislos empfingen die Berliner Freunde, wie man aus dem Briefwechsel und den Recensionen ersehen kann, diese neuesten Leistungen ihres einstigen Mitkämpfers. Sie waren ja schon an manches Merkwürdige bei ihm gewöhnt: so, wenn er in Berlin im Gespräche für die orthodoxe Dogmatik eintrat, oder in Hamburg mit seinem späteren Gegner, dem intoleranten Hauptpastor vertraulich verkehrte oder endlich, wenn er von Wolfenbüttel aus gleich im ersten Jahre einen der lutherischen Theologie scheinbar sehr erwünschten Bibliotheksfund laut als solchen ausposaunte. Aber was sollten jetzt jene Denkmäler Leibnizischer Kampfesweise für die Einheitlichkeit der christlichen Lehre gegen die Anfechtungen einzelner Sekten? Auch noch heute stehen manche Erklärer diesen Aufsätzen ziemlich ratlos gegenüber und verweisen sie dann mit den meisten Beiträgenaufsätzen in das Gebiet litterarischer Kuriositäten. Die leidenschaftliche Rhetorik derselben und der polemische Charakter sollte diese doch stutzig machen. Vielleicht aber sind auch die Gegenstände nicht so zufällig gewählt, wie es dem ersten Blick erscheint und bei einer blossen Ergänzung der Dutens'schen Ausgabe denn doch der Fall sein müsste. Jenes merkwürdige Werk, dessen

Lektüre für den letzten Abschnitt seines Lebens in mehr als einer Hinsicht bestimmend geworden ist, kann auch hier die Anregung gegeben haben: ich meine natürlich die „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ von Hermann Samuel Reimarus, welche er in Hamburg im Hause des vor kurzem Verstorbenen als Handschrift kennen lernte, und die er später in seinen Beiträgen teilweise herausgegeben, bekämpft aber gegen plumpe Angriffe und Verdächtigungen anderer auch in Schutz genommen hat. Dort giebt nämlich der Verfasser in der Einleitung mit ausführlicher Begründung gerade die erwähnten zwei Glaubenssätze als diejenigen an, welche massgebend gewesen seien für die Entstehung seiner Zweifel, die dann so furchtbar um sich griffen. Lessing hat es später in seinen Streitschriften dramatisch geschildert, wie er sich selbst gegen den Einfluss dieser Zweifel gewehrt habe; wie er mit dem Ungenannten nicht länger allein habe unter einem Dache wohnen wollen und ihn in die Welt gestossen habe, damit ein Dritter sie entweder näher zusammen oder weiter auseinander brächte. Diesen Dritten wollte er später das Publikum sein lassen; warum sollte er es vorher nicht mit einem andern versuchen; mit einem Manne, von dem er überzeugt war, dass er, gleich ihm selbst, ernstlich und ehrlich die Wahrheit gesucht hatte und dessen Standpunkt doch ein so völlig anderer war, als der seines Ungenannten. Als er in seinem ersten wolfenbüttler Jahre, wohl mehr durch ernste Einkehr in sich selbst, als, wie er schreibt, durch die Lektüre eines englischen Moralphilosophen zu der Erkenntnis kam, dass er, indem er gewisse Vorurteile wegwarf, doch ein wenig zuviel mit weggeworfen habe, was er vorsichtig werde wieder holen müssen, da begann sich der sonst so selbständige Mann zum ersten male nach einer Stütze, nach einem Führer amzusehen.

In diese Zeit fallen seine Beschäftigungen mit Leibniz und auf einem Blatte seines Nachlasses, das Karl Lessing und merkwürdiger Weise auch noch Lachmann unter die Auszüge aus den Nouveaux essais gestellt hat, stehen in französischer Sprache die Worte: „Die Philosophie Leibnizens ist sehr wenig bekannt, aber seine Theologie ist es noch weniger. Ich spreche nicht von der Theologie, welche einen Teil der Philosophie ausmacht, sondern von jener andern, die höheren Ursprungs ist, mit einem Worte von der christlichen. Die Art, wie diese in dem Kopfe unseres Philosophen existiert, wie sie sich mit den Prinzipien der reinen Vernunft vertragen, wie sie sein Leben, sein Denken und seine Darstellungsweise beeinflusst hat: Das ist es, was ich seine Theologie nenne, die meiner Meinung nach sehr unbekannt ist und doch so wert, völlig

verstanden zu werden". Ob man dieses kurze Bruchstück so schlankweg als Beweis gebrauchen darf, dass er eine zusammenhängende Darlegung von der Stellung des Philosophen zu den religiösen Fragen geben wollte, wie es manchmal geschieht, lasse ich als nebensächlich dahingestellt; so viel beweist es sicher, dass ihn dieses Thema innerlich beschäftigt hat, auch wenn nicht in den Aufsätzen und im Briefwechsel noch ausserdem genügende Spuren davon vorhanden wären. Über den Grund und Zweck dieser Beschäftigung kann aber nach dem Vorausgeschickten kaum mehr ein Zweifel sein.

VI.

Die philosophische Grundlage von Lessings theologischen Bestrebungen, die seiner letzten Periode den charakteristischen Inhalt geben, ist oft nicht richtig verstanden worden, und man hat deshalb die letzteren mehr nach dem, was daraus hervorging, als nach dem, was er von Anfang an beabsichtigte, beurteilt. Die Popularität, die besonders jene Fehde mit dem streitlustigen Hamburger Hauptpastor und sein aus derselben hervorgegangenes letztes dramatisches Werk gefunden haben, liess ihn in den Augen der Meisten lediglich als klassischen Vorkämpfer freier Schriftforschung und religiöser Toleranz gegenüber einer buchstabengläubigen und engherzigen Orthodoxie erscheinen. Er selbst betrachtete den Kampf mit Göze, in den er nach seiner eigenen Äusserung bei den Haaren gezogen worden war, stets als eine Diversion und erst die Wendung, die das Eingreifen weniger fanatischer, aber wissenschaftlich bedeutenderer Gegner demselben gab, bewog ihn, in der damit eingeschlagenen Richtung weiterzugehen. Die Feinde, die er anfangs im Auge hatte und denen er mit seinen Leibnizaufsätzen den Fehdehandschuh hinwarf, standen auf einer ganz anderen Seite.

Ein grosses Hauptproblem der Gedankenarbeit des modernen Geistes ist seit den Anfängen seiner Emanzipation von der geistigen Gewaltherrschaft des christlichen Mittelalters die Auseinandersetzung zwischen der als Resultat einer mehr als tausendjährigen Entwickelung ihm überlieferten religiösen Weltanschauung und der von ihm selbst geschaffenen philosophischen gewesen. Dasselbe hat das vorige Jahrhundert mehr als irgend ein anderes beschäftigt und erfüllt. Man kann sich die Allgemeinheit und Lebhaftigkeit dieses theologischen Interesses in jener Zeit vielleicht einigermassen vergegenwärtigen, wenn man sie mit dem vergleicht, das politische Fragen zeitweise in unserem Jahrhundert gefunden

haben. Überall wollte man dazu Stellung nehmen und heftig befehdeten sich die Parteien.

Der oberflächliche Radikalismus der französischen Aufklärung, der mit dem historisch überlieferten stets am schnellsten fertig geworden ist, machte sich die Frage am leichtesten. Er brach einfach mit der einen und setzte die andere an ihre Stelle; gegen die Macht des Bestehenden aber kämpfte er mit Witz und Spott. Das glaubensfeste, aber zu dogmatischen Kompromissen geneigte englische Volk schuf das mysterienlose Christentum und die hier auch noch in christlichen Bahnen verbleibende, wenn auch schon weit radikalere Vernunftreligion, den rechten und den linken Flügel des Deismus. In Deutschland kreuzten sich, wie immer die ausländischen Einflüsse. Aus einer merkwürdigen Vermengung heterogener Elemente ging hier jene Vermittlungstheologie hervor, die in der damaligen Philosophie und bei der indifferenten Toleranz des friedericianischen Regimes in Preussen auch in der Theologie einen grossen Anhang hatte und bei ihrer Weitherzigkeit mit der sogenannten Aufklärung recht wohl auskam. Teilte sie doch mit jener, wie mit den westlichen Nachbarn die unbegrenzte Hochachtung vor dem alleinseligmachenden Verstande, zu dessen Sache sie, wie Wissenschaft und Kunst, auch die Religion machen wollte. Sie war zu aufgeklärt, um nur zu glauben, sie wollte wissen, beweisen. Minder konsequent und rücksichtslos aber als jene wollte sie mit dem Christentum nicht brechen und sie neigte hier mehr jenen englischen Einwirkungen zu, die wenigstens die gesuchten Schlagworte boten. Unter dem Titel eines Vernunftchristentums wurde die überlieferte Dogmatik, soweit es eben ging, in jene Deistische Vernunftreligion eingeschoben oder eingezwängt und die der Wolffischen Schule geläufige natürliche Theologie und Moral, welche der Meister selbst noch streng geschieden hatte von der geoffenbarten, lieferte jetzt die nötigen „Demonstrationen“, in denen sich ein merkwürdiger Aufwand von Unlogik nach dem Vorbild der mathematischen Methode in ein gelehrtes Gewand zu hüllen suchte.

Kein Wunder also, wenn der Vorkämpfer deutscher Eigenart gegen die ausländischen, besonders französischen Einflüsse im Geistesleben unseres Volkes, als der sich Lessing in der Reform der Litteratur erwiesen hatte, und der erbitterte Gegner alles Halben, der er sein ganzes Leben durch gewesen ist, sich von einem solchen undeutschen Flickwerk, dessen Gefährlichkeit er wohl erkannte, gleichmässig abgestossen fand. Man vergleiche nur die leidenschaftlichen Ergüsse in den Briefen an seinen Bruder über jene „neumodischen Geistlichen, die Theologen viel

zu wenig und Philosophen noch lange nicht genug sind". Die Gefährlichkeit leuchtet sofort ein: denn wenn man ein ganzes Zeitalter daran gewöhnt, nur das zu glauben, was es begründen und erweisen kann, und wenn es sich auch nur einbildet, es zu können, dann wird nachher eine rücksichtslose Kritik, welche das Unzulängliche jener Begründung aufdeckt, leichtes Spiel haben oder man wird ihr gegenüber zu dem alten Auskunftsmittel, zur Macht greifen müssen. Darum hatte Leibniz dem Socinianer, wie später Bayle gegenüber stets die Forderung einer Begründung oder eines Beweises von seiner Seite abgelehnt. Seine Verteidigung galt nur für den, der diesen Beweis in seinem Glauben schon mitbrachte; ihn getraute er sich zu schützen, indem er die Einwürfe abweist und damit aufkeimende Zweifel niederschlägt. Nicht der Verteidiger des Dogmas hat seine Thesen zu begründen, sondern der Angreifer und für den Ersteren genügt es, wenn er die des andern entkräftet. Religiöse Gründungen und Reformationen aber werden nicht mit dem Verstande gemacht. Das wollte den einseitigen Theoretikern des vorigen Jahrhunderts nicht einleuchten. Das hat der überlegene Praktiker des Vorhergehenden wohl gewusst. Die Folgezeit, welche klüger sein wollte, als er, musste diese grosse Wahrheit erst an sich selbst erfahren.

Auf diese Art der Verteidigung, auf den ganzen Standpunkt in derselben legte Lessing den Hauptwert, nicht auf die beiden Beispiele, die er eben nur als solche herausgriff. Deshalb hat er in dem Wissowatiusbeitrag mit leidenschaftlicher Rhetorik den Unterschied zwischen dem, was für einen Leibniz noch glauben hiess, und dem, was sein eigenes Zeitalter darunter verstand, entwickelt und den grossen Mann gegen die Verdächtigungen der kleinen Geister in Schutz genommen. Ein solcher Glaube aber muss die Grundlage der Religion bleiben; und wenn Erörterungen notwendig werden, so können diese nur die Grundlagen des Glaubens treffen und sind eine Sache nicht der Philosophie, sondern der Theologie. Man sehe hier den Ausblick auf den Fragmentenstreit, auf die Axiomata und auf die „nötige Antwort", die er selbst sein „Glaubensbekenntnis" genannt hat.

Ein anderes ist es, ob man den religiösen Glaubensinhalt einer philosophischen Begründung für bedürftig, ein anderes, ob man ihn einer philosophischen Betrachtung für fähig hält. Das erste hat Leibniz verneint, das andere hat er bejaht und eifrig selbst unternommen. Eine solche hat aber bei ihm ganz entsprechend seiner conciliatorischen Denkweise nicht den Zweck, Widersprüche aufzuzeigen, sondern den Inhalt

alles Glaubens und alles Wissens. von dessen Übereinstimmung er unerschütterlich fest überzeugt war, als im tiefsten Grunde gemeinsam und nur in ihrer Betrachtung verschieden darzustellen und sollte so theoretisch seine praktischen Einigungsbestrebungen unterstützen. Darum hat er mit einem ungeheuren Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit wie den verschiedensten philosophischen Lehrmeinungen, so auch den Glaubenssätzen aller Religionen und Konfessionen einen verständigen Sinn abzugewinnen versucht und ihnen damit einen Platz sichern wollen in jenem Gedankenbau, den man nach dem heutigen Sprachgebrauch sein Systm nennen kann. Das ist es, was Lessing einmal seine „grosse Art zu denken“ nannte, die er an ihm so bewundert und, als die deutschen Epigonen der französischen und englischen Aufklärung auch diese als eitle Vielgefälligkeit oder gewissenlose Heuchelei verdächtigen wollten, auch verteidigt hat.

Der junge Berliner Prediger, nachmalige Philosophieprofessor Eberhard hatte in einer Schrift über die Seligkeit der Heiden zwar unter milderer Form versteckt diese alten Vorwürfe gegen den Philosophen gerade damals wieder aufgefrischt. An seine Äusserungen knüpft Lessing im ersten seiner Leibnizaufsätze seine Verteidigung und jene aus wahrem Verständnis hervorgegangene Würdigung der Denkweise und philosophischen Absichten desselben an: Nicht seine Philosophie suchte Leibniz den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, sondern alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegenteil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder Beides ist nichts weniger als einerley. Er nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Überzeugung, dass keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Willig setzte er sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand. Damit that er aber nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten. Er beobachtete damit eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind.

Das ist mit seinen eigenen Worten geschildert, die Gesinnung, die Lessing bei Leibniz gefunden hatte; es ist dieselbe, die jene Studien in ihm entwickelt haben und die die Grundlage seiner religiösen Anschau-

ungen und theologischen Bestrebungen geblieben ist. Denn nur von diesem Gesichtspunkt aus lässt sich jene kleine Schrift verstehen, die ein Denkmal seiner theologischen Kämpfe und zugleich die reifste Frucht seiner Versenkung in die Gedankenwelt Leibnizens ist: die „Erziehung des Menschengeschlechts“. Exoterischer Vortrag verhält sich zur esoterischen Wahrheit wie die Erziehung zur völligen Aufklärung. Was aber bei dem Einzelnen Erziehung ist, das ist die Offenbarung für das Menschengeschlecht. So lautet der Anfangssatz und das Grundthema der Schrift.

Jetzt wird es auch nicht mehr zweifelhaft sein, was er mit jener einmal so thöricht misverstandenen dramatischen Einkleidung des Vorberichts im Auge hat; mit jenem Manne, der auf einem Hügel stehend, von dem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages übersehen kann, ihm aus der unermesslichen Ferne, die ein sanftes Abendrot seinen Blicken weder ganz verhüllt, noch ganz entdeckt, den Fingerzeig mitbringt, um den er oft verlegen gewesen. Auch wenn nicht wenige Zeilen später der damals geradezu formelhaft mit dem Namen des Denkers verknüpfte Begriff der „besten Welt“ dies noch bestätigte, liesse sich erkennen, dass es Leibniz ist, an den er hier denkt, dem er jenen Fingerzeig verdankt.

Es war nicht die abgeschlossene Arbeit eines wissenschaftlichen Forschens und Denkens, die aus Lessings Beschäftigung mit der Leibnizischen Philosophie hervorgegangen ist, so sehr diese eine Zeit lang auf ein solches Resultat hinzuzielen scheint. Dieselbe endet vielmehr mit dem kühnen Versuch, das schwierigste Problem seines Zeitalters besser als die Zeitgenossen an der Hand des geistesverwandten Denkers zu lösen. Gelungen ist ihm dies allerdings nur mit dem in einem seiner gleichzeitigen Bruchstücke so verständnisvoll geschilderten Enthusiasmus der Spekulation.

Wie in dem andern Kampfe, so musste auch hier, was der Denker begonnen, der Dichter vollenden.

Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht.[1])

Von

Fr. Ed. Schneegans.

Die altfranzösische Epenlitteratur erscheint uns in den Handschriften des Mittelalters als ein gewaltiger, ungefüger Bau, an dem Generationen gearbeitet haben, der zusammengesetzt ist aus Teilen aus verschiedenen Epochen und Gegenden, altem, gutem Material neben wertlosem Machwerk aus jüngerer Zeit: ein Produkt jener kompilierenden und kombinierenden Thätigkeit des Mittelalters, der wir die gewaltigen historischen und moralischen Specula verdanken so gut wie die liebenswürdigen lais von Marie de France. Der leitende Gedanke der Ependichter der späteren Zeit war in die Überlieferung der alten chansons de geste dadurch Ordnung zu bringen, dass sie die epischen Figuren in Gruppen, Familien, „Gestes" zusammenstellten. Neue Epen wurden nach dem Vorbild der alten unter dem Einfluss der zeitgenössischen Litteratur gedichtet, um die Übergänge von einer Figur, einer Familie zur anderen zu schaffen, populäre Helden erhielten Verwandte, Ahnen und Nachkommen: die epische Litteratur ist uns in einem Zustande völligen Niedergangs erhalten, wo die einzelnen Werke der Willkür der Schreiber und Kompilatoren preisgegeben waren.

Eine der wichtigsten und zugleich anziehendsten Aufgaben der altfranzösischen Litteraturgeschichte ist es, den künstlichen Bau der Spätzeit in seine Bestandteile zu zerlegen, das alte wertvolle Gut von späteren Zuthaten zu sondern, die ursprünglichen Epen in einer möglichst reinen Form wiederherzustellen. Ein wichtiges Hilfsmittel, mit dem die moderne Forschung glänzende Resultate erzielt hat, bieten die Anspielungen

1) Habilitations-Vorlesung, gehalten vor der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg am 19. Dezember 1896.

und Notizen über epische Figuren und Epenstoffe, die wir zerstreut in Chroniken, Legenden, Heiligenleben des Mittelalters treffen. Bei dem Wissensbedürfnis des Mittelalters, dem Fehlen von ausführlichen historischen Berichten über die Ereignisse der Vergangenheit, dem Mangel an kritischem Sinn erklärt es sich, dass die epische Überlieferung in die gelehrte lateinische und romanische Litteratur Eingang fand, von vorsichtigen Geschichtsschreibern wohl als Fabel oder Lied bezeichnet, von andern als historische Quelle benutzt. Überaus wertvolle Berichte sind uns so erhalten geblieben. Werke wie der Pseudoturpin oder die Chronik des Albericus Trium Fontium sind wahre Fundgruben von epischen Motiven und Stoffen: zum Teil lassen sich aus solchen Berichten verloren gegangene Epen wiederherstellen, zum Teil bieten sie uns epische Erzählungen in älterer, reinerer Form als die, welche uns die Handschriften erhalten haben. Dürfen wir aber immer aus der Existenz einer episch oder poetisch gefärbten Darstellung in einer Chronik auf das Vorhandensein eines verloren gegangenen Epos schliessen? Natürlich nicht. Wir müssen uns vielmehr in jedem einzelnen Falle fragen, woher der Chronist diese Nachricht geschöpft hat. Zwei mögliche Quellen boten sich ihm dar: das Epos, d. h. die in feste, metrisch fixierte Form gebrachte poetische Erzählung über Ereignisse der Vergangenheit und mündliche Überlieferungen. An manchen Stellen ist ein Zweifel über den Ursprung einer sagenhaften Notiz kaum möglich: wenn wir im Pseudoturpin einen ausführlichen Bericht über Karls Zug nach Spanien, den Tod Rolands bei Roncevaux lesen, so dürfen wir mit Sicherheit als Quelle für diese Erzählung das Epos annehmen, oder wenn Albericus z. B. schreibt, dass „de Guidone, filio Samsonis, Ducis Burgundiae, satis pulchra decantatur sive fabula sive ystoria“, so ist es klar, dass er eine Chanson de geste, ein Lied meint, was bei der späten Entstehung seiner Chronik eigentlich selbstverständlich ist. Wenn aber der Mönch von St. Gallen in seinem Leben Karls des Grossen von dem Kampfe Pipins mit dem Löwen und dem Stiere erzählt oder mit dem bösen Geist, welcher das Wasser seines Bades zu trüben versucht, oder von dem Erscheinen Karls des Grossen vor Pavia in Eisenrüstung mit seinen Scharen, die wie die Saat auf den Feldern starren [1]), und als Gewährsmann für diese poetischen Erzählungen den Kriegsmann Adalbert bezeichnet, so haben wir hier wertvolle Überreste der in den Kreisen der Soldaten Karls über ihn umgehenden Erzählungen, einer Volkssage. Diese Anekdoten können wir etwa vergleichen mit dem was man mit einem Kollektivbegriff die „épopée

1) s. Pertz M. G. SS. II p. 758 f.

napoléonienne" genannt hat. Wenn aber im Pseudoturpin erzählt wird, dass auf den Schultern derjenigen Krieger, die in der Schlacht gegen den Sarrazenenkönig Fourré fallen sollten, rote Kreuze erschienen [1]) — ein Zug, den wir in Karolingischen Chroniken wiederfinden — oder wenn berichtet wird, dass die in den Boden gestossenen Lanzen der Christen Wurzel fassten und blühten, so haben wir es zu thun mit klerikal gefärbten „Universalsagenmotiven". Ähnlichen Ursprung hat das oft in Chroniken und Chansons de geste wiederkehrende typisch gewordene Motiv, dass Stadtmauern und Türme vor Karl dem Grossen sich neigen und zusammenstürzen [2]). Es hat also Volkserzählungen über Karl den Grossen, seine Vorfahren und Nachkommen gegeben, deren Ausläufer zum Teil wenigstens in den zahlreichen Lokalsagen, in geographischen Namen u. s. w. sich erhalten haben [3]).

Den an sich unbestimmten, zu Missdeutungen verleitenden Begriff „Volkssage" hat Gröber zuerst scharf definiert in seinem für die Entstehungsgeschichte der chanson de geste wichtigen Artikel: „Zum Haager Bruchstück", dem von Pertz entdeckten Fragment eines in Prosa aufgelösten lateinischen Gedichtes über einen Kampf Karls des Grossen gegen die Sarrazenen (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen Bd. 84 p. 290—322). Von den Ausführungen Eberts über das Haager Fragment (Geschichte der Litteratur des Mittelalters S. 350) ausgehend, weist Gröber im Einzelnen nach, dass der Begriff der Volkssage nicht genüge, um die Entstehung des Haager Fragments zu erklären, dass vielmehr eine französische chanson de geste als Vorbild dem lateinischen Dichter vorliegen musste und wirft belehrende Streiflichter auf das Verhältnis von Volkssage und Epos überhaupt. Den Begriff der Volkssage hat nach ihm Voretzsch in seinem anregenden, wenn auch zu Widerspruch herausfordernden Vortrag über „die französische Heldensage" wieder aufgegriffen, die Existenz einer selbständigen französischen Heldensage nachzuweisen unternommen und auf die Notwendigkeit hingewiesen, diese Heldensage als ein besonderes Gebiet der Volkslitteratur anzuerkennen, von der chanson de geste, mit der sie gewöhnlich zusammengestellt wird, zu trennen. Er hat neuerdings in

1) s. Pertz M. G. SS. I. Index rerum s. v. cruces in vestibus. Annales Wirziburg. ad a. 960 ib. II p. 242.

2) s. Demaison: Aymeri de Narbonne I p. CCXLVI f. (Société des anciens textes français).

3) s. Eug. Müntz: Etudes iconographiques et archéologiques sur le moyen-âge. première série. Paris 1887. La légende de Charlemagne dans l'art du moyen-âge. p. 74 ff. — Ähnliche Lokalsagen über Roland in der Pyrenäengegend erwähnt Du Mège in: Archéologie pyrénéenne I p. 83, II p. 82.

einer besonderen Abhandlung (Philologische Studien für Siewers) die sagenhaften Berichte der Merowingischen Chronisten, soweit in ihnen Reste alter Merowingerepen nachgewiesen worden waren, näher untersucht und nachzuweisen unternommen, dass die Annahme von Sagen, von Volkserzählungen für die Entstehung dieser Nachrichten genügende Erklärung gebe, dass die Hypothese von Merowingischen Volksepen auf durchaus unsicherer Basis beruhe. Er weist nach, dass wir in den vermeintlichen Epenstoffen nur Versionen von auch sonst bekannten Sagen des Orientes und Abendlandes vor uns haben, welche das Volk an bestimmte Gestalten der eigenen Geschichte geknüpft hat. Besonders interessant ist der Vergleich der sagenhaften Erzählung von der Flucht Childerichs und seiner Liebe zur Königin Basina, der Frau seines Gastfreundes, mit einem kurdischen Märchen von ganz gleichem Inhalt. Mag man Voretzsch in einigen Punkten auch nicht folgen, seine Ausführungen haben das grosse Verdienst, allzu kühnen Rekonstruktionen von verloren gegangenen Epen entgegenzutreten. Wie denkt sich aber Voretzsch das Verhältnis von Volkssage zu Volksepos? Für ihn stellt die Sage, die mündlich überlieferte, durch die Volksphantasie umgestaltete Erzählung historischer Begebenheiten der Vergangenheit, eine Vorstufe zum Epos dar. Das Volk hat danach nicht blos einzelne märchenhafte, poetische Erzählungen, Anekdoten über historische Persönlichkeiten geschaffen, sondern ganze Sagenkomplexe, zusammenhängende Heldensagen, aus denen festgegliederte, klar disponierte Gedichte wie das Rolandslied sich entwickeln konnten. Das Epos ist nur eine höhere, litterarisch vollkommenere Stufe in der Entwicklung der Sage. Diese Annahme, die zwar nicht für alle Epen, aber doch wohl für die meisten Epen der älteren Periode gelten soll, stützt sich einerseits auf die Existenz einer selbständigen Volkssage, andererseits auf die Notwendigkeit, zwischen dem historischen Ereignis, dem das Epos seine Entstehung verdankt, und der Bildung des Gedichtes eine Zwischenzeit anzunehmen, in die die vielfachen Änderungen, Zusätze, die ganze poetische Thätigkeit fällt, durch welche die Geschichte zur Sage wird. Eine Entscheidung der Frage, ob es notwendig ist, eine solche Übergangsperiode anzunehmen oder ob das Epos unmittelbar nach dem historischen Ereignis ohne Annahme einer Heldensage entstehen konnte, lässt sich mit absoluter Sicherheit nicht geben, da die Entstehung der chanson de geste im Dunkel der Vorzeit für uns verborgen liegt; die Frage hätte auch eine rein theoretische Bedeutung, wenn nicht Voretzsch von seiner Annahme ausgehend das Epos der späteren Zeit als die Hauptquelle unserer Kenntnis der Volkssage betrachtete.

Es frägt sich nun, ob das Verhältnis der Sage zum Epos sich nicht von einer anderen Seite aus beleuchten lässt. Wenn die Volkssage, von der wir wenigstens einzelne sichere Proben besonders in der Merowingersage haben, die Grundlage des altfranzösischen Epos sein soll, so müssen doch beide Überlieferungen gleiche Elemente, denselben Charakter aufweisen, in ähnlicher Weise die historischen Ereignisse umgestalten, eine ähnliche Auffassung von dem Wesen des Heroischen bieten. Es genügt nicht zu beobachten, dass ein unhistorischer Bericht in einer Chronik poetisch oder allgemein episch, sagenhaft ist, um ihn mit der altfranzösischen chanson de geste in direkte Verbindung zu bringen; er muss dem Charakter des französischen Epos entsprechen oder vielmehr er muss ihm nicht widersprechen. Fragen wir uns, in welchem Sinne das altfranzösische Epos die Figuren und Ereignisse der Geschichte poetisch umgestaltet, wie die Phantasie der Ependichter arbeitet, so dürfen wir zum Vergleiche nur die ältesten Epen heranziehen, etwa das Rolandslied, die „Krönung Ludwigs“ in ihren ursprünglichen Teilen, Epen, in denen der Zusammenhang mit der Geschichte klar vorliegt; denn die meisten altfranzösischen Epen sind uns in einer offenbar verjüngten Form erhalten, stammen aus einer Zeit, wo sie allen Einflüssen der umgebenden Litteratur ausgesetzt und zu „Romanen“ geworden waren, ihrem ursprünglichen Wesen, ihrer Bestimmung ganz entfremdet. Die chanson de geste ist wie ein Spiegel, in dem das Bild der Wirklichkeit poetisch zu einer einheitlichen Erzählung zusammengezogen, in den Hauptlinien aber nicht wesentlich verändert erscheint: wenn auch im Roland, in der Krönung Ludwigs die Erzählung nicht genau der Wirklichkeit entspricht, so bleibt sie historisch möglich; eine genaue Wiedergabe eines historischen Ereignisses war überhaupt nicht möglich, da der Einzelne den Zusammenhang der Ereignisse nicht übersehen konnte. Dass die Basken zu Sarrazenen gemacht wurden, dass der Verräter Ganelon eingeführt wurde, war unvermeidlich; ist doch nach jeder Niederlage die erste Frage: wo ist der Verräter? Wichtig ist, dass die eingetretenen Änderungen durchaus den Elementen der Wirklichkeit entnommen sind. Die Sendung Ganelons zu Marsile, der Verrat sind Züge, die direkt aus dem Leben herausgegriffen sind. Die Triebfedern der Handlung sind rein menschlich. Der Held im Epos überragt kaum an Mut und Kraft die Proportionen der Wirklichkeit: er ist nur der Träger der bis zur höchsten Potenz gesteigerten Manneskraft; von übermenschlicher Kraft, etwa Unverwundbarkeit, ist im älteren Epos keine Rede. Karl der Grosse überragt zwar an Jahren die dem Menschen sonst zugemessene Lebens-

dauer, aber auch hier haben wir nur die poetische Übertreibung der Wirklichkeit, die uns zeigt, dass die epische Gestalt Karls des Grossen sich noch zu seinen Lebzeiten ausgebildet hat, sonst wäre er wohl als jugendlicher König dargestellt worden, nicht als Greis. Dieser Auffassung widersprechen nicht die „Wunder“ in altfranzösischen Epen, so z. B. die bekannten Erzählungen im Rolandsliede, dass die Sonne vor Karl dem Grossen wie einst vor Josuah stille stand, um ihm zu erlauben, die Heiden zu verfolgen (dasselbe Motiv kommt in ähnlichem Zusammenhang auch im sogen. Philomena: „Gesta Karoli ad Carcassonam et Narbonam“ vor, ed. Ciampi, Florenz 1823 p. 50) oder dass Engel des Nachts am Bette des Kaisers Wache halten. Solche Erzählungen sind entweder halbgelehrte Zuthaten zum ursprünglichen Gedicht oder erklären sich als poetischer Ausdruck der christlichen Anschauungen der Zeit. Wenn der sterbende Roland dem Erzengel Michael seinen Handschuh reicht, so will der Dichter ihm damit nicht die übermenschliche Fähigkeit verleihen, mit Gott und den Engeln direkt zu verkehren, sondern er drückt nur poetisch, symbolisch eine dem Mittelalter eigentümliche Anschauung aus, welche Gott und die Engel in das System des Feudalstaates hineinzieht [1]). Auch die Verwechselung verschiedener Träger desselben Namens, ihre Verschiebung zu einer glanzvollen Heldenfigur erklärt sich ohne Hinzunahme von Volkssagen; als man über Karl den Grossen zu dichten anfing, wusste man noch von den Kämpfen Karl Martels in Südfrankreich, vermochte aber die beiden Träger desselben Namens nicht mehr zu trennen, wie für den ungebildeten Franzosen Feldzüge Napoleons III. mit denen des grossen Kaisers zusammenfliessen können. In andern Fällen wird man die Existenz von Epen über Karl Martell annehmen dürfen, die später in den Epen zu Karls des Grossen Ehre aufgingen. Das Epos war nicht eine unterhaltende Erzählung wie die späteren Romane von Chrestien de Troyes; es machte den Anspruch darauf, Bilder aus der Geschichte zu geben — daher die oft erlogenen Hinweise auf geschichtliche Quellen — das Publikum wollte Wahrheit haben. Das altfranzösische Epos ist in seinem Wesen rein menschlich im Stil und im Inhalt, nüchtern da, wo die Grösse der Empfindung nicht unsere Bewunderung erregt. Man denkt dabei an die rein menschliche, realistische Behandlung der mythischen Stoffe bei Chrestien de Troyes und Marie de France. Es ist dies ein charakteristischer Zug der Poesie in Frankreich. Wenden wir uns den spärlichen Resten der Volkssage zu, so finden wir in ihnen eine ganz andere Auffassung, eine durchaus verschiedene Be-

1) s. Flach: Origines de l'ancienne France. Bd. II.

handlung der geschichtlichen Ereignisse[1]). Die Volkspoesie hat kein Verständnis für die historische oder politische Rolle des Helden; sie sieht in ihm die Persönlichkeit mit bestimmt ausgeprägten, charakteristischen Zügen. Da sie nur selten selbstschöpferisch thätig ist, Volkserzählungen meistens nicht von dichterisch hochbegabten Leuten geschaffen werden, sondern von naiven Erzählern, knüpft die Volkssage an die bestimmte Heldenfigur einen schon bekannten, von Andern erzählten Zug, eine Anekdote an; so sind die meisten der Merowingischen Sagen entstanden, wie Voretzsch fein beobachtet hat. Das Volk bildet keine zusammenhängenden, grössere Zeiträume und historische Ereignisse umfassende Sagen, wenigstens lassen sich solche Sagencyklen nicht mehr nachweisen; der Reiz der Volkserzählung ist gerade das Anekdotenhafte, die kurze Geschichte mit derbem oder poetischem oder sentenziösem Ausspruch, auf den das Ganze zugespitzt ist. Im Epos dagegen interessiert das Ereignis noch mehr als die Persönlichkeit des Helden. Die Epen des Cyklus von Wilhelm oder von Karl verdanken ihre Entstehung dem Bestreben, die einzelnen Episoden des gewaltigen Kampfes der Christenheit gegen die Sarrazenen in zusammenhängender Darstellung in Liedern zu verherrlichen. Der Sage fehlt die Fähigkeit, die ursprüngliche historische Erscheinung des Helden beizubehalten. Sie modernisiert, sieht die Helden der Vorzeit im Gewande der Gegenwart, während das Epos mit auffallender Treue das Bild der Vergangenheit bewahrt und da, wo es neues schafft, im Charakter der alten Lieder weiterarbeitet[2]). Verschieden im Epos und in der Sage ist auch die Auffassung des Heldenhaften. Das Volk findet die Vorbilder der Helden nicht in seiner Mitte; es muss sie in höheren Sphären suchen, wo das Heldenhafte mit dem Übernatürlichen sich vermischt: der Held wird so zum Riesen oder er erhält Zauberkräfte. Wenn der Mönch von St. Gallen von dem Riesen Einhere erzählt[3]), der sich rühmt, auf seine Lanze sieben oder acht Slaven zu spiessen, so ist das ein echt volkstümlicher Zug, der sich jahrhundertelang in der Erinnerung erhalten kann, wenn niemand mehr weiss, wer die Slaven und Karl der Grosse waren. Im Rolandslied wird in durchaus natürlicher, „menschlicher“ Weise geschildert, wie Roland vor seinem Tode sein Schwert an einem Felsen zu zerschlagen versucht, damit es nicht in die Hände der Sarrazenen falle. Die Volksphantasie bemächtigt sich dieser Erzählung und erklärt damit die Entstehung einer merkwürdigen

1) s. Gröber l. c. p. 303 ff.
2) s. Gröber l. c. p. 318 f.
3) s. Pertz Mon. Germ. SS. II p. 757.

Naturerscheinung, der Kluft in den Pyrenäen, welche „brèche de Roland" genannt wird. Roland ist ein übernatürliches Wesen, ein Riese geworden. Aus derselben Vorstellung sind die meisten Lokalsagen entstanden: so wird in der Nähe von Carcassonne ein „dolmen" als „tombeau de Roland" oder „Palet (Wurfstein) de Roland" bezeichnet [1]). Gerade wegen dieses wesentlichen Unterschiedes zwischen der französischen Volkssage und dem Epos möchte ich an einen direkten Zusammenhang zwischen beiden Überlieferungen der Sage nicht denken. Wie erklärt sich aber diese Scheidung, wie ist es möglich, dass zur selben Zeit, im selben Volke poetische Traditionen sich bildeten, ohne dass die eine aus der andern geflossen wäre: die Erklärung dafür scheint mir darin zu liegen, dass das altfranzösische Epos nur sehr bedingt als Volksepos zu betrachten ist: es ist in dem Sinn Volksepos, als es rein national ist, ursprünglich wenigstens von der gelehrten Litteratur nicht beeinflusst. Bestimmt ist aber das Epos nicht für das Volk, für die Landbevölkerung oder den Kleinbürger der Stadt, sondern für den kriegerischen Adel, dessen Sitten, Denkart, Vorurteile (Verachtung des Bauernstandes z. B.) es treu wiedergiebt. Was man als germanische Elemente im Epos ansieht, die Königsidee, die Gefolgschaft, die zwölf pairs, das Königsgericht u. s. w. sind nur Abbilder der Wirklichkeit, der germanisch gefärbten Sitten des Lehnsadels [2]). Der realistische Zug im Epos erklärt sich daraus, dass im Adel das Bewusstsein davon fortlebte, dass die Helden des Epos nicht poetische Schöpfungen der Dichter waren, sondern der eigenen Vergangenheit angehörten. Wir dürfen nicht vergessen, dass die chanson de geste entstanden ist zu einer Zeit verhältnismässig hochentwickelter Kultur, in der die Scheidung zwischen Gebildeten oder Vornehmen und Volk schon längst vollzogen war. In den Kreisen des Adels bildete sich die Tradition über die Kämpfe der Vorzeit aus, wohl bald nach den Ereignissen von Dichtern poetisch fixiert. Daneben aber lebte in den Kreisen der gemeinen Soldaten, der Bauern die durch die Volksphantasie poetisch ausgeschmückte, durch besondere Litteraturwerke später genährte Erinnerung an die Helden der Vorzeit, ebenso wie die Feenmärchen, ohne die aristokratische Litteratur der höheren Stände zu berühren. Dass gerade die Chronisten des Mittelalters so manche Spuren von Volksmärchen und Sagen uns erhalten haben, mag sich daraus erklären, dass der Klerus, in dessen Kreisen die Chroniken und Heiligenleben entstanden, mit dem Volke in Berührung war, zum Teil aus seinen Reihen hervorging.

1) s. Congrès archéologique de France 35e cession 1868 p. 112 f.

2) s. Flach: Origines de l'anc. France. Bd. II passim.

Ist aber diese Volkssage ohne Einfluss auf das Epos geblieben? Keineswegs. Ist sie auch nicht die Grundlage des Epos, so hat sie ganz besonders dazu beigetragen, das ursprüngliche Epos umzugestalten. Als das höfische Leben in den aristokratischen Kreisen sich ausbildete, erschien das Nationalepos veraltet und wurde durch die neue Gattung der höfischen Romane ersetzt. Das Epos lebte weiter, verlor aber seine ursprüngliche Bestimmung; sein Inhalt wurde nun ebenso gleichgiltig und willkürlich als Erzählungsstoff behandelt wie die Sagen über Artus. Es wurde zur Buchlitteratur. Vom Adel vernachlässigt, sank es dann in die Kreise der Bürger, des Volkes und wurde nun von allen Seiten aus beeinflusst: aus den höfischen Romanen drangen Liebesabenteuer vergröbert, der feinen psychologischen Schilderungen beraubt, in das Epos ein oder der phantastische Zauber der Artusepen. So entstanden wohl die Gestalten der Frauen und Töchter von sarrazenischen Königen, Romane wie die Prise d'Orange, wie heute die für das Kleinbürgertum bestimmten Romane von Weitem den Strömungen der aristokratischen Litteratur folgen. Aus der Volkssage aber drangen in das Epos ganze Episoden, einzelne Figuren, Namen. Das späte Epos von Basin[1]) z. B., das wir aus Übersetzungen und Anspielungen kennen, erzählt in abenteuerlicher Weise, wie Karl der Grosse in seiner Jugend von Gott den Befehl erhält zu stehlen, wie er den Dieb und Zauberer Basin trifft, bei einem seiner Barone einbricht und durch Zufall von einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung erfährt. Dieses auf keiner historischen Grundlage beruhende Epos der jüngeren Periode lässt sich allein aus der Volkssage erklären. Wir sehen, wie eine solche Erzählung von anderem Geiste erfüllt ist wie die Epen der ersten Zeit, wie der historische Charakter der Helden vergessen wird, nur ganz allgemeine Züge und der berühmte Name übrig bleiben. Auch das Epos Berte aus grans piés, das ein bekanntes Märchenmotiv behandelt, ist aus der Volkssage geschöpft. Manche Anspielungen auf Sagen in chansons de geste, in denen wir Reste von Epen kaum erkennen können, erklären sich vielleicht als Volkserzählungen: so wird im Rolandslied erzählt, dass Roland bei der Belagerung von Carcassonne Kaiser Karl einen goldenen Apfel reicht mit den Worten: „Von allen Königen überreiche ich euch die Kronen"; dieser symbolische Ausdruck des Gedankens entspricht dem Charakter der Volkspoesie, erinnert z. B. an die symbolische Verwendung der Worte „ferrum, ferreus" in der Erzählung von Karls Anmarsch gegen Pavia in der Chronik des Mönches von St. Gallen. Die derben, grotesken Gestalten, die wir in

1) s. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865 p. 315 ff.

den Reihen der Sarrazenen treffen in den späteren Epen des Wilhelmcyklus sind volkstümlichen Ursprungs. Rainoart, der gute Riese, derb, gefrässig, ungestüm, ist eine Gestalt der Volksphantasie. Volkstümlich klingt die Erzählung von dem tapferen Guichardet (im Covenant Vivien), dem Guillaume verbietet, ihm in die Schlacht zu folgen, der sich heimlich eine Keule zurechtschneidet, sie im Stall unter dem Misthaufen versteckt und dann am nächsten Tage heimlich wegreitet. Während sich in den ursprünglichen Gestalten der sarrazenischen Könige oft historische Figuren erkennen lassen, haben andere jüngere Namen einen durchaus populären Charakter: es ist kaum ein Zufall, dass ein Name wie Gasteblé, der in den Epen des Guillaumecyklus auftritt, als bürgerlicher Familienname bezeugt ist[1]). Ein den Reim suchender Dichter führte den wegen seines kriegerischen Klanges ihm auffallenden Namen ein.

So scheint mir die Volksphantasie wenn nicht zusammenhängende epische Erzählungen, Heldensagen, geschaffen zu haben, so doch zahlreiche episodische, anekdotenhafte Erzählungen mit historischen Figuren und Gestalten des Epos in Verbindung gebracht zu haben, die das Epos besonders der Spätzeit bedeutend beeinflusst, ganze Epen ins Dasein gerufen haben. Diese Elemente zu sondern, mit ähnlichen Zügen womöglich zu vergleichen, in den märchenhaften, phantastischen oder komischen Schilderungen des Epos das Volkstümliche auszuscheiden, scheint mir eine wichtige Aufgabe der Forschung zu sein. Man hat bis jetzt besonders solche Episoden im Epos berücksichtigt, in denen Erinnerungen an historische Ereignisse fortleben, aber in manchen Epen und Epenmotiven ist bereits der volkstümliche Ursprung nachgewiesen worden. In der chanson de geste: „Charroi de Nimes“, in der erzählt wird, wie Graf Wilhelm und die Seinen in Fässern verborgen in die Stadt Nimes eindringen, hat man eine Version der Sage erkannt, deren berühmteste Bearbeitung uns in der trojanischen Sage erhalten ist. Die Reise Karls nach Konstantinopel, die durch ihren burlesken Ton eine eigentümliche Stellung unter den uns erhaltenen chansons de geste einnimmt, scheint aus einer Volkserzählung entstanden zu sein. Weitere Untersuchungen würden nicht allein manche Spuren der Volkspoesie aufdecken, sondern für das Studium der Epen wertvolle Resultate geben und wesentlich dazu beitragen, die notwendige Scheidung zu erleichtern zwischen den eigentlichen chansons de geste und den Werken der späteren Zeit, die auf rein litterarischem Wege durch Nachahmung nach dem Vorbilde der alten Gedichte geschaffen worden sind.

1) s. Richard Gasteblé in Darmesteter: Noms composés. 2. édition p. 211.

Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone.

Zum Abdruck gebracht von

Max Freiherrn von Waldberg.

Die folgenden Briefe stammen aus dem Nachlasse des ehemaligen Heidelberger Professors und Oberbibliothekars, des nachmaligen Vorstandes des Karlsruher General-Landes-Archivs, Franz Josef Mone, der als vielseitiger ausserordentlich fruchtbarer, allerdings gegen sich nicht genug strenger Forscher in der deutschen Gelehrtengeschichte dieses Jahrhunderts sich einen bescheidenen Platz gesichert hat. Die Verwaltung der Grossherzoglichen Universitätsbibliothek in Heidelberg hat diese Sammlung von Briefen, die alle an Mone gerichtet sind, am 13. Juli 1882 käuflich erworben und mit der Signatur Cod. Heid. 369. 100 ihrem reichen Handschriftenschatz einverleibt. Der Herr Oberbibliothekar, Geheimer Hofrat Zangemeister, hatte die Güte, sie mir zur Veröffentlichung in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern anzuvertrauen. Der Quartband, in dem sie vereinigt sind, enthält siebzehn Briefe von Jacob Grimm, in den Jahren 1817—41 geschrieben, zehn von Wilhelm Grimm aus der Zeit von 1818—34, ein Schreiben Karl Lachmanns vom Februar 1827, zwei von Friedrich Creuzer, von denen der eine 1839, der zweite ein Jahrzehnt später geschrieben wurde, endlich sechzehn von Joseph Freiherrn von Lassberg, die in die Jahre 1820—50 fallen.

Der Wert dieser sechsundvierzig Briefe, deren innere Einheit nur im gemeinsamen Adressaten besteht, ist ebenso ungleich als die wissenschaftliche und menschliche Bedeutung der einzelnen Briefschreiber. Aber die meisten dieser manchmal schon recht vergilbten Blätter führen uns in die Frühzeit der deutschen Philologie und gewähren uns einen reizvollen Einblick in den regen Betrieb der damals noch so jungen

Wissenschaft vom deutschen Altertum, deren grundlegende Leistungen um jene Zeit von den Brüdern Grimm und Karl Lachmann mit heissem Bemühen vorbereitet wurden. Doch nicht die Mitteilungen zur Entwicklungsgeschichte unserer Wissenschaft sind der reichste Ertrag dieser Briefe — dürften sie doch Weniges enthalten, was nicht schon durch die häufigen Briefpublikationen der letzten Jahrzehnte der Forschung bekannt und von ihr verwendet wurde — ihre Bedeutung liegt vielmehr in einem rein künstlerischen Reiz, den sie dem Leser gewähren. Sie ermöglichen das Bild, das wir uns von der Persönlichkeit der Briefschreiber gemacht haben, an der Hand vertraulicher Dokumente zu überprüfen. Wenn auch diese verhältnismässig bescheidene Zahl von Blättern keine Konfessionen enthalten, uns keinen Seelenaustausch geistesverwandter Naturen bieten, und die briefliche Verbindung mit dem Adressaten fast nur durch geschäftlich-wissenschaftliche Interessen angeregt und fortgesetzt wurde, so sind doch die Schreiber zu sehr ausgesprochene Individualitäten, als dass nicht ihr eigenartiges Wesen auch hier durchleuchten würde. Schon aus kleinen Äusserlichkeiten der Briefform tritt uns die etwas groteske Figur des „Meister Sepp“ des Joseph von Lassberg entgegen. Man müsste gar nicht die Unterschrift unter dem Briefe vom 16. Februar 1827 lesen, um schon aus diesem einen Stücke die strenge, wortkarge Persönlichkeit Karl Lachmanns zu erschliessen, und es gewährt eine wahre Freude, all die Züge, die uns die Brüder Grimm so lieb und wert gemacht haben wie die Märchengestalten die sie dem deutschen Volke neu geschenkt haben, in ihren Briefen so rein und klar wieder erscheinen zu sehen.

Welch' schlichte, ungekünstelte Grösse liegt nicht in der einfachen Bemerkung, die Jacob zu Mone macht: „Ich begreife nicht recht, dass Sie die altdeutschen Studien jetzt beiseite legen wollen; wie kann man das?“ Wie wird der Grundzug von Jacob Grimms Persönlichkeit, sein stark ausgeprägtes mächtiges Heimatsgefühl, durch die Wendung vom „Stockhessen, der die vielen Vorzüge anderer Gegenden vor dem Vaterlande gerne einsehe, und ihm doch hartnäckig anhänge“, so scharf ins Licht gesetzt? Wie tritt uns in den Äusserungen über Purismus in der Sprache und Deutschtümelei sein von jeder Kleinlichkeit freier vaterländischer Sinn so lauter entgegen? Was aber am stärksten wirken muss, das ist jene hohe Summe wissenschaftlicher Sittlichkeit, die — den Schreibern selbst unbewusst — so schlicht und doch so eindringlich fast aus jeder Zeile der Briefe Jacobs und Wilhelms uns entgegenstrahlt! Jene unerschütterliche Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen andere, die, weil sie frei

von geistigem Hochmut und Unduldsamkeit ist, uns bei aller Strenge so menschlich schön anmutet. Jacob Grimm hatte in der Vorrede zur Mythologie Mone einen redlichen und begabten Forscher genannt, der der Wahrheit auf halbem Wege entgegenzutreten, dann aber plötzlich abzuspringen und an ihr zu zerren pflegt. Diese Anschauung hält er auch schon in den Briefen an Mone nicht zurück, aber der sittliche Ernst, mit dem er sie vorbringt, nimmt ihr alles Verletzende.

Doch wozu in stark verblasster Wiedergabe das erzählen, was die Briefe selbst so eindringlich, so warm und überzeugend predigen? Sie sind hier buchstabengetreu abgedruckt und ermöglichen dadurch auch gleichzeitig, die orthographischen Wandlungen ihrer Schreiber zu verfolgen, die bei Jacob Grimm nicht ohne Interesse sind. Seine letzten Briefe sind schon nach der die Majuskel verschmähenden Norm geschrieben. Die Briefadressen sind nicht aus gedankenloser philologischer Akribie oder aus „Andacht zum Unbedeutenden“ hier wiedergegeben, sondern weil sie die jeweilige Amtstellung und den Aufenthaltsort Mone's angeben und dadurch erst das Verständnis einzelner Briefe ermöglichen. Was sonst zur Erläuterung der persönlichen, wissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Beziehungen nötig ist, wird am Schlusse der Publikation in Form von Anmerkungen geboten werden. Da sollen auch einzelne Mitteilungen über die Benützung der Heidelberger Handschriften durch die Gebrüder Grimm und Lachmann nach den Akten der Universitätsbibliothek ihren Platz finden.

Die Briefe sind meines Wissens bisher noch nirgends veröffentlicht oder irgendwie verwertet worden. Nur in einem, offenbar von dem Empfänger nahestehender Seite veröffentlichten Schriftchen „Franz Joseph Mone. Sein Leben, Wirken und seine Schriften“. Freiburg i. B. Joseph Dilger'sche Buchdruckerei. 1871 ist auf Seite 24 ein flüchtiger Hinweis auf Mone's Korrespondenz mit Jacob Grimm enthalten.

I.

Briefe von Jacob Grimm.

1.

Cassel den 15ten Mai 1817.

Ew Wohlgeboren

Zuschrift vom 12. Mai will ich sogleich beantworten. So einverstanden ich mit Ihnen bin, dass jetzo, wenn die besten Hss. nach Berlin geraten sollten, keine gute Hände darüber kommen würden; so trage ich Zweifel und Bedenken über die Art, wie wir dies verhüten könnten. Ich habe nur zwei Handschriften, 340 und 360. zur Benutzung hierher auf ein Vierteljahr ausgebeten und der Senat müsste es sonderbar finden wenn ich gleich noch, ehe mir einmal jene zugestanden sind, um andere einkäme. Aber Görres könnte es recht wohl, der noch um gar keine angehalten hat, er erkennt namentlich den hohen Werth der Königschronik 361 und des Titurels 141 an. Jene habe ich mir sehr reichlich excerpirt und den Titurel möchte ich aus zehen Gründen nicht herausgeben.

Ferner: nach Ablauf des Vierteljahrs müsste ich ja doch die Mss. zurücksenden und Wilken könnte sie dennoch nachher fordern. Ernstliche Absichten auf den Leib der Hss., so wenig sie auch jetzt mit der Seele machen werden, traue ich denn doch den Preussen nicht zu, sie werden es bald selber fühlen, dass es mit ihren vorhabenden flauen Copien nichts rechtes ist; dagegen scheint mirs, ehrlich herausgesagt, ein leiser Undank gegen sie, durch deren Einfluss und Betrieb hauptsächl. die Zurückforderung gelungen ist, und gegen Wilken der manichfaltig darum gesorgt hat, wenn man ihnen nun hintertreiben wollte, die Handschriften nach ihrer Art schlecht oder recht, zu gebrauchen. Das wird ohne Zweifel in Heidelberg gewahrt werden, dass man keine Nummer, eben weil ganz Deutschland jetzt Theil daran nimmt, auf zu lange Zeit, über drei oder sechs Monate nach Berlin hingibt, und ebensowenig mehr als zwei Nummern auf einmal.

Den Otfried wird ja Wilken hoffentlich in Ruh bleiben lassen, das wäre mir sonst höchst ärgerlich, denn ich dachte Ihnen im Kurzen eine Liste Wörter zu excerpiren, wofür ich Sie um die palatinischen Lesarten bemühen wollte. Nächstens also bin ich so frei Ihnen umständlicher zu schreiben und verbleibe mit herzlichem Gruss Hochachtend

Ihr ergebenster Dr.

Grimm.

Gelegentlich. Wie lauten in 112. folgende Stellen?

981 *ze merthe* (zemerde)[1])
2696 *goltwin* (golt win)
2752 *hirnreben* (hirnriben)
3290 *frothe tach* (froude tác)
3451 *wansangen* (wancsangen wacsan 'sans' sungen).

Sie fragten mich glaub ich nach einer issländ. Wurzel, *egg, eck* worin der Begriff von Mann vir läge? und was ich gleich auswendig bemerkte, dass nichts dergl. vorkomme, sondern *egg* n. Ei *egg* f. Eden heisse, kann ich aus dem nachgeschlagenen Biörn Haldorson bestätigen. Dagegen heisst: *seggr*, ein Mann, und *yggr* ist einer von Odins Namen.

Herrn Doktor Mone Wohlgeboren zu Heidelberg.

2.

Cassel den 18. Juli 1817.

Hierbei, mein hochgeehrter Freund, bin ich so frei, Ihnen die Angabe verschiedener Stellen Otfrieds, wozu ich die lectionem palatinam haben möchte zu zufertigen. Das Aufschlagen wird die grösste Mühe seyn, wird aber durch die Kleinheit der Capitel und die bibl. Marginalien vollends erleichtert. Eigentlich verzweifelte Stellen sind kaum zwei oder eine drunter, meistentheils kann man critisch helfen und es kommt mir auch bei grammatischen Kleinigkeiten, die an sich klar sind, doch auf Gewissheit der Hss. an.

Ich arbeite recht fleissig und denke mir Sie ebenso emsig über Ihren Conrad. Sie müssen doch die strassb. Hs. schon um der blossen Bilder willen besehen, denn was Schilter zum sogen. Stryker gibt das gehört zum fragment. expedit. und hat auch noch manches vom älteren Stil der Zeichnung und Composition.

Hat denn Wilken nun gefordert und erhalten?

Die Einlage geben Sie doch an Carove ab. Mit herzl. Gruss

der Ihrige

Jacob Grimm.

3.

Cassel den 8. Nov. 1817.

Hierbei, geehrtester Freund, eine Subscriptionsanzeige des Reinhart Fuchs, seyn Sie so gut, unter Ihrer Bekanntschaft Theilnehmer dafür zu werben, aus Mangel an Unterstützung musste die Herausgabe der mancherlei Quellen verkümmert werden, wo nicht ganz stocken. Ich

---

1) Die eingeklammerten Formen sind wahrscheinlich von Mones Hand.

war erst unschlüssig, ob ich das lateinische Gedicht, das ziemlich schwierig und gedehnt, auch von bedeutendem Umfang ist, ganz geben oder blos ausziehen sollte, allein schon der eine Umstand, dass es die älteste aller bekannten Bearbeitungen der Fabel ist, entschied für den ersten Fall. Was soll man auch lang danach fragen, ob unser verwöhntes und weichliches Publikum nur lauter nach seinem jetzigen Geschmack zugerichtete Kost haben will? Es soll sich vielmehr wieder nach und nach an die herbere, trockenere, aber auch gewiss gesundere und länger hin haltende Quellenspeise gewöhnen. Die Quellen sind immer mehr werth, als was wir drüber zu sagen, oder daraus zu ziehen wissen.

Ihr Urtheil über die schlegelsche Recension der altdeutschen Wälder hat mich gefreut. Ich sehe jetzo selbst über viel Mangelhaftes in diesen Arbeiten und Studien hinaus, einiges ist zu überladen, anderes zu unsicher, doch verdross mich schon damals der hochmüthige Ton über gutgemeinte Versuche, deren gutes man ohne grosse Mühe ins Mittelmässige hätte herunter arbeiten können, dass dann, mit Beobachtung der äusserlichen Form, noch Aufsätze daraus geworden wären, an denen dieser Recensent wenig oder nichts würde auszusetzen gehabt haben. Wie hat er auch den Niebuhr vornehm behandelt! Und neben guten, feinen Bemerkungen, die ihm jeder gern zuspricht, gibt er selbst Blössen genug, ich traue ihm namentlich keine gründliche Sprachkenntniss des Altdeutschen zu; sehr weislich bleibt er mit seiner Ausgabe der Nibelungen zurück, er würde sicher die vielen Fehler der Hagenschen nachgeahmt haben.

Der letzte Abdruck nach der S. Galler Handschr. ist in mehr als einer Hinsicht so schlecht, als der frühere. Man kann aber nicht sagen: Abdruck nach der Hs. weil des eingeschwärzten falschen so viel ist. Ich habe vor einiger Zeit einen Aufsatz in Heinsius Sprachanzeiger geschickt und gezeigt, dass blos durch den falschen Gebrauch von *die* und *diü* einige hundert Schnitzer in das Buch gerathen sind.

Neulich hat in der Jen. L. Z. (vermuthlich Lachmann) strenge darüber geurtheilt und viel richtiges bemerkt. Benekes Wigolais[1]) und Jwein werden einmal bessere Muster zu critischen Ausgaben aufstellen; dem Bonerius geht dazu mancherlei ab, woran der Text der Hs. viel Schuld trägt.

Ich freue mich sehr auf die Herausgabe der prächtigen Handschrift des Pfaffen Conrads. Wie lange wirds noch damit anstehen? Und ist Ihre Einleitung zu den Nibelungen schon erschienen?

Meine Grammatik ist ausgearbeitet und soll bald erscheinen. Ihre Dissertation hat neulich Heinsius im Sprachanzeiger (der mir überhaupt

1) Wigalois.

nicht gefällt) oberflächlich genug angezeigt; man braucht nur wenig zu lernen, um gleich mehr als die bisherigen Grammatiker von der Sache zu wissen; seit dem (so unhistorischen) Adelung ist beinahe keiner gründlich gewesen.

Lassen Sie doch einliegenden Zettel bei Mohr und den Brief an Carové abgeben und bleiben Sie mir gewogen. Herzlichen Gruss

Jacob Grimm.

Ich muss noch für die gütige Besorgung der otfriedischen Varianten danken. Freuen Sie sich nicht auch über des Ang. Majo gothische Palimpsesten? Der Fund ist für unser Alterthum freilich wichtiger als die gesammte Heidelberger Bibliothek, und wirklich im Geiste noch nicht zu berechnen.

Die Einlage nach Tübingen lassen Sie gefällig auf die Post weiter geben.

Herrn Doctor Mone Wohlgeboren zu Heidelberg.

4.

Cassel den 12. Dec. 1818.

Werthester Herr und Freund,

da ich eben Ihre Rec. von Büschings Gott Tir gelesen habe und mir einige andere Dinge dabei einfallen, so will ich sie Ihnen mittheilen, doch vorher bemerken, dass mir die Abhandlung selbst noch nicht zu Hand gekommen ist.

1) dem nordischen und sächs. *t* entspricht das hochdeutsche *z* z.B. Otfrieds *gizango* ist das angelsächs. *getenge; zeiz* das nord. *teitr*, a. s. *teder; zoraht* das angels. *torht* und so unzähligemal.

2) die nordische Form *-ír* oder *-ýr* lautet im Hochdeutsch gewöhnl. *-iür, ior*, z. B. *fýr* (Feuer) *fiur, fior; dýr* (theuer) *tiuri; scírr (purus) skior*, unser schier.

Daraus folgt, dass *týr* im althochdeutschen gelautet haben müsse: *ziur, zior* und so ist es erweislich. Denn *týr* heisst im Altnord. einmal: der Kriegsgott; zweitens fama, imperium, honor. Ebenso im Angelsächs. *tyr, tir.* a) Gott, Herr, Held, b) Ruhm, Herrschaft, *äska-tir, hominum princeps, tires brytta, gloriae dispensator* i. e. *heros*, und vor Adjectiven steigert *tir* die Bedeutung: *tir-eadig, beatissimus, opulentissimus; tir-fäst constantissimus; tir-meahtig potentissimus.* In den bisher bekannt gewordenen althochdeutschen Quellen findet sich *zior* nicht mehr für Gott, Fürst sondern blos unpersönlich für: *decus, gloria;* im Adverbium *zioro*

(decore). Jenes *tir-eadig* würde heissen: *zior-odag;* sollte unser Zierrath daher übrig seyn?

Es ist auch meine Meinung in jedem Wort und in jeder Mythe eine Seele, d. i. eine Bedeutung anzunehmen. Ich glaube nur, dass wir nichts beweisen, wenn wir zu viel beweisen, oder das zu weit genommene Etymologien zwar im Ganzen Recht haben und insofern unwiderlegbar sind, im Einzelnen aber fehlen und den lebendigen Beweis worauf es bei der Untersuchung ankommt, nicht erbringen. Darum ist Tyr von Thor, Thurs theuer und andern, die Sie vergleichen, in einer kaum beginnenden Zergliederung, wo wir noch weitab von Schlüssen und reichen Resultaten stehen und leise auftreten sollen, meiner Ansicht nach, sorgsam fernzuhalten.

tir und *zier* (Ruhm, Stärke, *vigor)* scheinen mir nach dem holländ. *tieren (augeri,* gedeihen) *tierig,* frisch, stark; *goeder tieren, valens, bonae indolis,* verwandt.

Vielleicht können und mögen Sie einiges hiervon brauchen; ich wünsche ja auch über meine Arbeiten Ihr ebenso freimüthiges Urtheil. Fleissig bin ich dieses Jahr hinter der Grammatik gewesen, in Monatsfrist wird der erste, über 700 Seiten starke und blos Declination und Conjugation befassende Theil erscheinen. Da werden Sie Anlass genug finden, mich herzunehmen.

Mein Bruder grüsst nebst mir.

Jacob Grimm.

Möchten Sie nicht einmal von den beiden Bänden deutscher Sagen eine kurze oder lange Rec. in die Jahrbücher geben? Vieles ist schon aus dem rohen Stoff für deutsche Mythologie Wichtiges herzuleiten. 2, 138 ist *geren* in der Eile durch Spiess übertragen. Es sollte Rockschoss, *sinus vestis* heissen.

An Herrn Dr. Mone Privatdocent an der Universität Wohlgeboren

zu Heidelberg.

5.

Cassel 28. April 1819.

Vorläufigen Dank, lieber Freund, für Ihr gegebenes Versprechen die deutschen Sagen recensieren zu wollen. An Ihrem Plan zu einer Herausgabe altdeutscher Bilder*) aus Heidelberger Hss. nehme ich gewiss lebhaften Theil, höre aber seitdem nichts näheres. Sie wissen zuverlässig von den anderen Hss. des Sachsenspiegels mit Zeichnungen, deren schon Göthe gedacht und worin Hagen oder Büsching anfangs einen Roman

*) von Engelhards Herrad hatte ich mehr erwartet (Randbemerkung Grimms).

witterten, bis endlich Eichhorn das wahre fand. Für die poetische und symbolische germanische Rechtswissenschaft habe ich seit meiner noch sehr unvollkommnen Abhandl. darüber mancherlei gesammelt. Welche Schätze stecken allerwärts in unsern Denkmälern, glücklicherweise, denn es ist ein Glück zu nennen, dass uns die Geschichte wie die Natur vieles dadurch bewahrt, dass sie es versteckt; dadurch erwacht der Reiz für die Menschen, zu suchen und zu finden. Die Befürchtungen Ihres Correspondenten, es werde mit dem Studium der altdeutschen Litteratur nachlassen, scheinen mir wirkl. ungegründet, wenigstens wüsste ich kaum einen zu nennen, der sich früher damit beschäftigt und später hin sie aufgegeben hätte. Die neueren, Köpke und Lachmann erzeigen sich fleissig und gründlich; dass Sie den immer faulen Docen und überhaupt die bairische Academie*) wegen der Evangelienharmonie etwas aufgerüttelt haben, ist mir sehr lieb; ich habe es in meiner Grammatik (über die Sie mir doch etwas schreiben müssen) S. XII und LXV. auch gethan und wir wollen nun sehen, ob sich die Herren erweichen lassen. Der Messcatalog enthält wiederum nichts davon.

Ihre Beurtheilung der livländ. Chronic habe ich mit aller Aufmerksamkeit gelesen, in vielen Hauptsachen stimme ich ein, in einigen Stücken gehen Sie mir zu weit, wie ich Ihnen schon einmal gestanden, das soll aber jener Einstimmung nichts abbrechen und am Ende bekehrt sich der eine oder der andere. Ich bin durch meine zuletzt betriebenen grammatische Studien an etwas mehr Strenge und Schärfe gewöhnt worden, vielleicht beschränkt das die Hauptansichten oder leiht ihnen etwas Kleinliches.

Das Buch hat mir auch vielfach wichtig geschienen. Ihr Gefühl über die harte Unterjochung der alten Preussen und Letten theile ich völlig; es war ein edler, gutmüthiger Volkstamm, dem germanischen in früherer Zeit nah verwandt. Denn Slaven, wie Sie sie nennen, sind es keine eigentliche, in ihrer Sprache stehen soviel deutsche (und gothische) Wörter als slavische und fast mehr urdeutsche Flexionen, als slavische. Das hat schon Rask gezeigt und ich habe es (seit der Abfassung meiner Grammatik) noch viel deulicher einsehen gelernt, vielleicht werde ich eine eigene Abhandlung darüber verfassen. Der Donner heisst *perkunas* (masc.) poln. *piorun*, wovon das serbische *perunika* (Donnerblume, Schwertel).

Wenn Sie Zeit dazu gewinnen, zeigen Sie wohl auch meine Grammatik in den Jahrbüchern an; Schlegel ist jetzt wol ausser Verbindung

*) wozu sind solche Academien da! (Randbemerkung Grimms).

mit der Redaction getreten? Manche Dinge habe ich seit dem letzten Jahr klarer erkannt, ich will aber Ihrer Recension nicht vorgreifen, sondern das Buch so beurtheilen lassen, wie ich es im Druck ausgegeben.

Die S. 132 berührte Stelle aus der E. H. scheinen Sie mir einigermassen zu verfehlen. Ich glaube es heisst:

fremit oceanus, excitat maris aestus
terrorem undis suis terram incolentibus
(d. h. mit seinen Wogen
durch seine Wogen)

hinter *gebenes-strom* hört kein Comma und *buandiun* ist der Dat. Pl. des Part. *buandi (incolens).* Die Weltschlange sehe ich nun in der Stelle nicht bestimmt genug, aber wahr ist, dass die E. H. ausserdem voll heidnischer Wörter und Formeln steckt, die aber unbewusst in der Sprache fortdauern, so wie es in den Gedichten der 13 J. H. noch überall Wörter und Formeln gibt, die in dem ältern Epos begründet seyn mögen; das ist aber in allen Sprachen so gewesen, und es kann daraus, meiner Meinung nach, für einzelne Gedichte kein näherer Bezug auf alte Heldenlieder gefolgert werden.

Leben Sie wohl, werther Freund, auch gegen die spielende deutsche Gesinnung in Purismen und Trachten erkläre ich mich mit Ihnen, so wie ich überhaupt das ideelle, abstracte in [lebendiger] [1]) der Anwendung fürs Leben sehr langweilig finde und jeden unbewussten Deutschen für weit tüchtiger halte. Doch wollen wir eingestehen, dass es viele junge Leute giebt, die sich erst an deutschen Ideen freuen und die hernach auch recht ordentlich deutsch leben; darum urtheile ich gern mild von der deutschen Burschenschaft, wiewohl ich mich selbst nie würde hineinbegeben haben, so lange ich mich an etwas festeres hätte halten können.

Ihr

J. Grimm.

Können Sie mir ohne dass es Ihnen Umstände und Mühe macht, gelegentlich einen Abdruck Ihrer Rec. aufheben und verschaffen? Ich halte die Jahrbücher nicht und habe zum Excerpiren und Notiren so wenig Zeit.

Herrn D. Mone

Privatdocent an der Universität Wohlgeboren zu Heidelberg.

---

1) durchstrichen.

6.

Cassel 12ten August 1819.

Werthester Freund,

Ihren letzten Brief hätte ich früher beantwortet, wäre nicht eine kleine Ausreise und hernach die politische Spannung mit der schändlichen Berliner Verschwörerei dazwischen gekommen. In solchen Zeiten, deren Möglichkeit man vor einigen Jahren blind geleugnet haben würde, vergeht einem Lust und Freude an der Arbeit; hohle der Teufel alle Polizei und ihr ungebärdiges, albernes Lärmen in Deutschland. Was Gutes oder Übeles in unserer Zeit ist, kann sie doch weder hemmen noch heilen und die Ruhe ist da am sichersten, wo man natürlichen Dingen ihren natürlichen Lauf lässt. Jetzo fängt man an, die Dummheit der ausgestreuten Gerüchte zu fühlen.

Meinen aufrichtigen Glückwunsch zu der erhaltenen Professur und dem, was mir Creuzer schreibt, damit für den Anfang verbundenen Gehalt von 700 Gulden. Das ist immer schon etwas bei der Ihnen dazu verstatteten angenehmen Musse.

Für Ihre Beurtheilung der deutschen Sagen danken wir bestens und bitten um die versprochene Mittheilung von gesammelten Beiträgen zu dem dritten Theil, der vermuthl. nächstes Jahr, wenn auch erst zu Michaelis erscheinen wird. Diese Michaelismesse wird die neue, viel bessere und bereicherte Ausgabe der Kindermärchen fertig und zwar die beiden Theile, ein dritter mit Abhandlungen folgt zu Ostern. Den Vorwurf, den Sie mir bei den Sagen machen, als ob ich die Untersuchung über ihr Alter abgewiesen hätte, finde ich nicht ganz begründet, alles was in Bezug auf die A n o r d n u n g des jetzt mitzutheilenden gesagt, nicht von der vorbehaltenen Abhandlung gemeint. Das gänzliche Ausscheiden historischer Elemente oder ihre reine Trennung von den mythischen war auch nicht thunlich. Tacitus erzählt vom Dienste der Hertha (die Hss. s o l l e n aber *Nerthus* st. des emendirten *Hertha* lassen, was allenfalls an den *Niördr* denken lässt, wiewohl einiges nicht dazu passt) freilich als von etwas wirklichen, aber er konnte dies auch aus der Erzählung haben. Übrigens gestehe ich gerne, dass sich der Sagensammlung auch noch andere gegründete Vorwürfe machen lassen. Sehr wahr ist, was Sie Eingangs anmerken, man treibt diese Sachen aus Mode, nicht recht aus innerer Lust, ausser einigen persönl. Bekannten, die wir noch besonders trieben, hat keine Seele auf unsere Aufforderung zu Mittheilung lebendiger Volkssagen geachtet, und von so viel jungen Leuten, die

sich in deutschen Trachten etc. gefallen, hat keiner gesucht, aus seiner Heimath Beiträge zu liefern.

Ihre Auszüge aus dem Heldenbuch werden gewiss förderlich seyn, Hagens zweiter Theil der Sammlung, ebenfalls Stücke des H. B. enthaltend, soll nun wirklich im Druck seyn. Vergessen Sie mir den Pf. Cunrat mit den schönen Umrissen nicht. Auch von Ihrem Plan, alte Bilder, namentlich aus dem Sachsenspiegel herauszugeben, ist es still. Was mein Landsmann Kopp zu Mannheim neulich daraus mitgetheilt, gefällt mir der netten und gelehrten Ausführung wegen sehr wohl, die tiefsinnige Symbolik des altd. Recht ist doch bewundernswerth, z. B. das Deuten auf [Mund][1]) Ohr und Auge (für gehört und gesehen haben) das höhere und niedere Stellen der Wappenschilde u. s. w. Einen Aufsatz über die Poesie im Recht, den ich 1815 für Savignys Zeitschrift geschrieben hatte (ich weiss nicht ob Sie ihn kennen) würde ich jetzt, da ich vieles gesammelt habe, ungleich besser machen können, ich will aber noch länger diese schöne Materie studiren, ehe ich sie umarbeite.

Auf Ihre Rec. meiner Grammatik bin ich begierig und will Ihnen gewiss nichts übel nehmen, denn ich selber träume täglich von bogenlangen Zusätzen und nöthigen Verbesserungen. Mit der Zeit wird alles ganz anders aussehen, ich suche mich in der schwierigen Lehre der Orthographie fester zu setzen. (Sie haben doch in den Wiener J. B. gelesen, was Hagen über die Vocale und Diphthongen auskramt und Ihre Dissertation dabei zur Unterlage nimmt; er irrt aber in Vielem dennoch.)

Gelegentlich sehen Sie mir doch im heidelb. Otfrid, ob IV. 11, 3 *spiohota*, III. 20, 95 *githuar* und III. 23, 1. *ero* steht?

Schlegeln traue ich doch noch mehr zu, als Sie, wo nicht leiblich doch geistlich, seine eitele Manier muss man ihm lassen. Der vossische deutsche Sheakespeare will mir aber auch nicht ein, ob er gleich mit unter die Falschheit des schlegelschen darthut.

Freundschaftlichen Gruss, Ihr ergebenster

Grimm.

Herrn Professor Mone
Wolgeboren
zu
Heidelberg.

7.

Cassel 10. Oct. 1819.

Unsere letzten Briefe haben sich gekreuzt, unterdessen sind Sie, lieber Freund, in der schönsten Jahreszeit Deutschlands auf der Reise

1) durchstrichen.

gewesen und an dem Orte, wohin ich mich am meisten sehne, zu Sanct Gallen, freilich wird Ihre Zeit zu kurz gewesen seyn, um alles zu lesen und abzuschreiben, was uns die guten Benedictiner niedergeschrieben, aufbewahrt und wirklich gerettet haben. Das muss man doch, wenn ich mit Ihnen den Untergang der Geschichte unserer heidnischen Vorzeit und die Hemmung und Spaltung nationaler Entwickelung beklage, dem Christenthum zugestehen: ohne es und seine Schriftgelehrsamkeit wären vielleicht oder wahrscheinlich auch die Spuren des Alten, Heidnischen für uns verschwunden. Und ein ewiges Untergehen des Weltlichen, ein Verwelken selbst des Schönen, Menschlichen, gründet sich tief in dem Willen Gottes, der aus solchem befruchteten und zum Tragen gedüngten Boden das Neue, Höhere, Geistige wachsen heisst. Überall also Trauer und Freude vermischt, doch die Freude überwiegend. In dieser Meinung kann ich auch nicht Ihr Urtheil über den Barlaam*) theilen, noch dass Sie in andern Gedichten die Spuren des Heidenthums zu grell fassen wollen, billigen; es erscheint mir alles in so später Zeit schon natürlich und lebendig vermählt, nicht abgetrennt und sich entgegensetzend. Den Barlaam halte ich für eine aus vollem frommem Herzen gekommene Dichtung von seltener Milde und Bescheidenheit, ungleich wärmer und poetischer als der Wigalois ist oder gar die von Ihnen in anderer Hinsicht mit Recht gepriesene livländische Chronik. Für die Seele unserer Sprache, welche Rudolf sehr in der Gewalt hatte, ist aus dem Barlaam genug zu lernen; ich wollte einen heutigen Dichter auffordern, die schönen Gleichnisse und Parabeln theils so passend einzufügen (was nicht einmal alles in der oft viel magereren latein. Legende gegeben war) theils so geschickt zu erzählen. Ein so begabter Dichter würde auch noch heutigestages Aufsehen machen gegen zehn andere die in falsche Nachahmung des unwiederbringlichen epischen Volkstones verfallen.

Hagens neue Schrift über die Nibelungen muss ich doch auch mit Ihnen besprechen, ich halte sie nicht für die beste, die er bisher geschrieben hat, wie wohl mir einiges darin schon recht ist oder sogar gefällt. Ihnen wird es vielleicht auch so gehen und die mit Ihren Ansichten gerade in Opposition stehende Christlichmachung der Nibelungen anstössig seyn. Übrigens halte ich dergleichen Etymologie für nichts schweres, und habe sie sonst selbst gepflogen, als auch mir Kannes Schriften grossen Eindruck machten. Allmälig kehre ich davon zurück, weil ich fühle, dass man sie nicht widerlegen, aber auch nicht beweisen kann und das Beweisen macht uns Menschen doch die wahre Freude, ist

*) Ihre Recension davon habe noch nicht gelesen (Randbemerkung Grimms).

auch unserem Geschlecht am nutzesten. Diese allumfassenwollende, alles auflösende Behandlung der Mythen hat mir etwas unfreudiges, ja unheimliches, weil man Heimath und Irdisches dadurch verliert und ich begreife gut, dass Kanne selbst seine scharfsinnigen Systeme jetzt als Plunder von sich geworfen hat, weil ihm die Einfachheit der Bibel seine Seele viel mehr beruhigen muss, insofern es ihm gelingt. Ein anderes Haar, das ich an der Sache gefunden, ist, dass wenn man sich sauere Arbeit nicht verdriessen lässt und das was in unserm Gesichtskreis liegt, ordentlich durcharbeitet, Resultate erscheinen, woneben zwar jene allgemeine Ansicht bestehen kann, wobei es aber doch ans Licht kommt, dass sie nicht auf rechtem Wege gewonnen worden, ich will sagen: dass das Einzelne, worauf sie beruht, als ein in sich selbst hölzernes Gerüste erscheint, auf dem man hinaufgeklettert und die heilige Wölbung gefühlt hat, das man aber selbst ohne Verlust verbrennen kann, wie eben Kanne gethan; während mir die Ansicht lieber ist, wonach der Baum unserer Erkenntniss nicht einzeln und langsam in die Höhe treiben, aber auch im Einzelnen taugen und mit diesem das Ganze sich gegenseitig bedingen soll. Als taubes Rüstzeug jener Art die Hagenschen Wortdeutungen in ihrer Blösse darzustellen, kann eben nicht schwer seyn. Zufällig kommen auch richtige Bemerkungen vor, z. B. die über altdeutsche Zahlenverhältnisse und Scharfsinn und Gewandheit will ich der Untersuchung nicht abstreiten, auch gefällt mir die gegen den Schluss ausgedrückte mildere Gesinnung, als man sie sonst bei diesem Schriftsteller gewohnt ist.

Wichtige Entdeckungen, die Sie zu S. Gallen und sonst gemacht (nach Stuttgart sind Sie wohl, schwerlich nach München gekommen?) . . . . .[1]) Sie mir doch warm mit; die Wörter, die in den S. Galler Glossen stecken, thäten mir vor allem Noth. Ich merke schon, mit welchen Waffen in der Hand Sie meine Grammatik recensiren können, befestige mich aber inzwischen von innen her und halte allerhand Gänge und Minen bereit. Grüssen Sie doch herzlich den verehrten Creuzer, aus dessen neusten Büchern sich wieder so vieles lernen lässt; ich denke ihm nächstens selbst zu schreiben und zu danken; Pougens *tresor des origines*, den er mir belobt, finde ich jedoch nicht lobenswerth. Die politischen Wendungen, die wir erleben, werden auf Sie den Eindruck machen, den sie in jedes ehrlichen Deutschen Brust erregen, ich traue dem Himmel, dass er walte und alles wieder vorüberziehen lasse. Seyn Sie so gut inliegenden Brief auf die Post zu geben, der Ihrige

Grimm.

1) in der Hss. weggerissen, wohl „theilen“ zu ergänzen?

Sr. Wohlgeboren des Herrn Professor Mone zu

Heidelberg.

Die folgenden Zeilen sind eine Nachschrift Jacob Grimms zu einem Briefe seines Bruders Wilhelm, den dieser von Cassel aus am 6. Dezember 1819 an Mone richtet, und mit dessen anderen Briefen im nächsten Hefte der Neuen Heidelberger Jahrbücher veröffentlicht werden soll.

8.

Lieber Freund, ich antworte nächstens. Stalders Dialectologie und zumal darin Fuglistallers, der ein tüchtiger Mann seyn muss, Kenntniss der alten Sprache haben mich sehr gefreut und in manchem wichtigen, seitdem zugelernten bestärkt. Eine wahre Schande, dass Notkers Schriften noch unedirt liegen und die Psalmen von Schilter so schlecht edirt worden sind. Ich lege auch ein Christkindchen für Sie bei, Thieles dän. Sagen und den ersten Band der herrl. schwed. Volkslieder, beide habe ich zufällig doppelt. Complettiren Sie uns gelegentl. das Titelkupfer zu Ihrer Schrift über die Nibelungen.

raptim

T T

Gr.

Können Sie für Ihre Bibl. das von Thorkelin 1815 herausgeg. angelsächs. Gedicht de Danorùm rebus gestis zum Preise von 5 rt. brauchen? So viel kostet es mich bei Perthes. Hernach bekam ichs nocheinmal.

9.

Cassel 12. Febr. 1820.

Herzlichen Dank, lieber Freund, erstens für Ihre beiden Schreiben, zweitens für die mitgetheilten San Galler Runen, die meinem Bruder für seine Abh. brauchbar und willkommen waren. Auch aus Wiener Hss. hatte ich andere ähnliche, von den goldastischen Alphabeten im Einzelnen abweichende abgeschrieben. Die Zusammenstellung aller soll wohl einige neue und merkwürdige Sätze darbieten. Ich zweifle nicht im Geringsten dass selbst in Ulfilas Buchstaben Spuren der deutschen Runenschrift stecken und dass diese überhaupt nicht so aus Latein und Griechisch abgeleitet werden darf, wie es die, Gottlob immer mehr zusammenbrechende critische Schule gemeint hat.

Haben Sie denn Mai's Specimina aus den goth. Hss. gesehn? sie sind ordentlicher behandelt, als ich dachte, und zumal für meine gramm. Untersuchungen von hohem Werth.

Die Beiträge zu Märchen u. Sagen setzen Sie ja fort, mir nützen sie gewiss; mögen Sie nicht von den Kindermärchen in Ihren Jahrb. Verschlag thun, wie die Holländer sprechen?

Ihre Rec. des Barlaam habe ich vor einiger Zeit gelesen und schätze die Eigenthümlichkeit Ihrer Ansichten über Heldenlieder und christliche Dichtungen, obgleich ich den Gegensatz so durchdringend hingestellt und aufgesucht nicht zugebe, wie ich Ihnen sonst schon gestanden habe, finden Sie auf diesem Wege manche Dinge, die es gut ist zu finden. Sie haben mir nicht auf dasjenige geantwortet, was ich über Hagens neue Nibelungenschrift geäussert hatte; sein eigentlicher Gegner, Schubarth ist von ihm so wenig bekehrt worden dass er (Schubarth) sich neuerdings, ich gestehe auf eine mir höchst widrige, vornehm göthische Weise, dagegen hat vernehmen lassen. Was liegt viel dran, wie Leute unser Alterthum beurtheilen, die weit davon sind, es gründlich lernen zu wollen.

Bei Gelegenheit Ihrer Bemerkungen über Rudolfs Reimkunst, habe ich mir einiges notirt, wo Sie ihm Unrecht thun, was ich hier mittheilen will. 395, 19 ist kein falscher Reim, man lese nur, wie es heissen muss: *verdriuzet, vliüzet.* Warum scheint Ihnen 53, 12 sprachwidrig? Sodann irren Sie mit den Gleichreimen, unterscheiden wir nur die Laute richtig, d. h. feiner als es unsre heutige grobe Sprache vermag. Also 350, 19 *sîn: schîn. in: sin.* 210, 7 *verstân: hân. kan. man.* 3, 3—6 sind wirklich gleich, auch 132, 22. 77, 39 sind *was: las* und *vaz: daz.* deutl. in derAusspr. verschieden. 402 ist eine Spielerei, die mit den gewöhnl. Reimpaaren nicht verglichen werden kann, in diesen wird meistens die Gleichheit nur scheinen, z. B. 78, 11 wo wieder *stât: hât; stat: pfat* u. s. w.

Diese Vocalunterschiede werde ich in der neuen Aufl. des 1ten Th. meiner Gr. (die schon jetzt gedruckt werden muss, weil die erste Aufl. zu schwach gemacht worden war) umständlich auseinander setzen und mittelst ihrer unzählige grobe und kleine Fehler verbessern. Ich unterscheide z. B. dreierlei e, oder wenn Sie das œ dazu rechnen, viererlei und zwar überall genau. Kurz es wird ein ganz neues Buch werden, wenn Ihre Rec. nicht bald kommt, kann ich sie nicht dazu nützen. Genug für heute, nur noch herzl. Gruss von uns

Jacob Grimm.

Herrn Professor Mone

Wohlgeboren

zu

Heidelberg.

10.

Cassel 28ten Juli 1821.

Lieber Freund, wir danken herzlich für Ihren *Otnit*, das andere Ex. soll schon dieser Tage an Beneke besorgt werden. Hierbei die verlangten Bücher sogleich

Edda Resenii

Saemundaredda ed. Holm. nebst der schwed. Uebersetzung in zwei Monaten kann ich wohl die Bücher zurückerhalten, weil ich sie dann ungefähr wieder brauchen werde. Die welsche Archäologie haben wir nicht. Warum beeilen Sie aber ein so schweres Werk, wie die Gesch. des nord. Heidenthums? Einzelnes ist erforscht und lässt sich aufstellen, vom ganzen geht uns eine Ahnung auf; allein zur Verbindung werden Sie noch eine Menge von gewagten Sätzen geben müssen, die nicht befriedigen können. Abgesehen von menschlicher Unvollkommenheit gibts in jedem Studium bald Höhepuncte, von denen sich die künftige Bearbeitung des Feldes herab überschauen lässt. Ich wünsche, dass wir durch Ihre Arbeit einige derselben gewinnen. Münters Abh. hatte ich mir obenbin angesehen und nichts davon erwartet; der Mann ist in diesem Fache lange nicht gelehrt.

Ihren Otnit will ich binden lassen. Es thut mir leid, dass Sie auf die Discrepanz des Dresdener Otnits und des im gedr. Heldenbuch keine ausführliche Rücksicht genommen haben. Beide Bücher hätte ich Ihnen seit Jahren gerne dazu geliehen. Da gerade p. 12 vor mir liegt, sehe ich, dass ich Ihnen den Satz „die altd. Länge und Kürze der Silben sey der heutigen gleich" nicht einräumen kann. Die alte Sprache hatte noch Kürzen, die wir nun nicht mehr fühlen. Meine Ansichten finden Sie in der neuen Gramm. (bis jetzt sind erst 500 S. gedruckt und die Buchstabenlehre wird über 600 stark werden) p. 14—18. p. 360. 361 berührt.

Den armen gedrängten Griechen wird Gott beistehen, vielleicht noch durch Russland und die andern. Wie lächerlich und gefährlich scheinen die Berechnungen unserer Politiker die von ihren Systemen alles abhängig machen möchten; eine höhere göttliche Lenkung war aus dem, was den europ. Allianzen und Gleichgewichten widerstrebt, grösseres und menschlichres zu erwecken. Die Folgen, die aus der Befreiung Griechenlands entspringen würden, sind unabsehlich; unsere Fürsten sollten das thun, was Ihnen die Stimme des Herzens vorschreibt und das weitere der Zukunft überlassen. Ich hege indessen noch Muth und Vertrauen, auch für unsere Studien.

Einl. Päckchen an Prof. Füglistaller, Luzern lassen Sie doch auf die basler Fahrpost geben, legen aus, was es bis Basel kostet und melden mir die Auslage, damit ich sie dankbar ersetzen kann. Von Herzen gegrüsst

Grimm.

11.

Cassel 30. Juli 1822.

Lieber Freund,

mit dem Postwagen werden Sie vorige Woche meine Grammatik erhalten haben, das andere Exemplar bitte ich mit herzlicher Empfehlung an Creuzer abzugeben. Was mir in dem Buche gelungen ist was ich verfehlt habe, beurtheilen Sie nach der Vorrede. Gemütsverstimmung und Niedergeschlagenheit, die mich seit länger als einem Jahre quält, sehen Sie zugleich als den Hauptgrund an, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben und für Ihre freundliche Zusendungen nicht gedankt habe. Ich hatte mich genug zu sammeln, um nur jenes Werk fertig zu bringen, und musste das Geschriebene jedesmahl gleich in die Presse schicken, ohne es nur einmahl vorher durchlesen zu können.

Ihr Buch über das Heidenthum habe ich bloss durchblättert, noch nicht ordentlich gelesen; ich bin nicht der Meinung, dass Ihr Verfahren das richtige sey, und habe Ihnen schon früher offen zugestanden, warum? Ihr Gebäude ist zu schnell aufgeführt und darum locker. Das dürfen selbst solche sagen, die es Ihnen nicht nachthun in Scharfblick und combinatorischem Verstande, wovon Sie genug Proben gegeben haben. Über Einzelnes wird sich kaum mit Ihnen streiten lassen, Ihre Behandlungsart hebt Sie über viele Einwendungen hinaus. Den heidnischen Religionen schreibe ich mit Ihnen Geistigkeit und tieferen Sinn zu, als man ihnen bisher eingeräumt hat; mich dünkt nur, Sie haben zu kühn einige Hauptbegriffe erfasst und obenhin gestellt, um nur alles einzelne zu entwickeln. Zugegeben, dass die Mythologie keine Historie sey, muss sie gleichwol historisch behandelt, ich meine, das einzelne muss vollständig gesammelt und geprüft werden, woraus sich zuletzt die Hauptideen offenbaren.

Es thut mir leid dass Sie mit Lachmann und andere in Krieg gerathen sind. Seine Recension des Otnit hat zwar scharfen Ton, sonst aber, sobald Sie Sich in seine Ansicht versetzen wollen, gewiss manches treffende. Etwas ungerechtes hat er nicht dabei gedacht, sondern blos die Sache ins Gesicht gefasst, nichts nebenher. So kenne ich ihn auch aus langem und anhaltendem Briefwechsel.

Was ich mit den verlorenen kurzen Silben unserer alten Sprache meine, werden Sie jetzt aus meiner Grammatik sehen; das *a* in *nam* das *i* in *gibit* war sonst kurz und durch die Verlängerung aller betonten Wurzelvocale sind unzählige Irrungen in unsere Grammatik gekommen und die Prosodie, welche das Deutsche, wie das Lateinische und Griech. besass, ist verscherzt worden.

Wilhelm hat dem Pack Exemplare des 3ten Theils der Märchen beigelegt. Glauben Sie, lieber Freund, dass ich Ihre Gesinnung und Arbeitsamkeit aufrichtig hochachte und voraussehe, dass sich unsere Meinungen einmahl näherkommen werden; ich stehe so wenig steif und fest, dass ich mich jeder Erweiterung meiner Gedanken freue. Seyn Sie also herzlich gegrüsst und bleiben Sie mir gut.

Jacob Grimm.

Herrn Professor Mone

Wohlgeb. Heidelberg.

fr. Frankfurt.

12.

Cassel 12. Aug. 1823.

Lieber Freund, den zweiten Theil Ihrer Geschichte des Heidenthums habe ich vorigen Monat richtig erhalten und danke herzlich für dieses Geschenk. Er ist ohne Zweifel interessanter als der erste, theils betrifft er mehr das Deutsche, theils war vom Celtischen mancherlei Neues zu berichten. Im ersten Bande musste besonders der Auszug aus der bekannteren nordischen reichen Mythe unbefriedigen. Freilich ist überall der Stoff ungeheuer und ich hatte erwartet, dass Sie sich über die Heldensagen von Carl d. Gr. und der Tafelr. weitläufiger äussern würden, begreife aber die Enge des Raumes. An dem Werk überhaupt lobe ich die Gelehrsamkeit und Belesenheit, dann die Unparteilichkeit und Milde der Gesinnung (womit besteht, dass Sie vorgefasste und eigensinnig vertheidigte Meinungen haben) endlich die Verständigkeit und Consequenz: Sie gehen von Gedanken und auf Gedanken aus. Was ich nach meiner Ansicht der Sache tadele, wissen Sie bereits: die Methode; in ungewissen Dingen, die man erst kaum zu erforschen begonnen hat, verfahren Sie allzurasch und tragen eine Theorie auf sie ein, die wahrscheinlich oder vielleicht verworfen werden muss. Die Bedeutung und Bedeutsamkeit der Sage und Mythe habe ich wahrhaftig nie geleugnet, Sie ziehen aus alten Aufsätzen Äusserungen aus, die ich darüber gewagt hatte und meinen, dass ich nicht aufs Reine gekommen sei. Gut, ich fühlte eben und fühle noch, dass die Theorie erst fertig werden wird, wenn wir das Einzelne langsam

erforscht haben; es scheint mir ein tödtlicher Zwang, dass wir die Fülle des Epos und Mythos auf ein Paar allgemeine Begriffe, wie Licht und Wasser oder Kampf, Vermählung, Tod u. dgl. zurückdrängen sollen. Ungefähr, als ob wir in allen den unzähligen Sprachverhältnissen den Hintergrund der Vocale *a*, *i*, *ŭ*, die ich mit weiss, roth und schwarz vergleiche, erblickten; ungefähr als ob wir alle Verhältnisse des Lebens auf Geburt und Sterben bezögen.

Gott hat die Welt geschaffen und das Leben gesetzt, unsere Wissenschaft besteht auch darin, die mannigfalten Verhältnisse und Gesetze dieses Lebens zu erkennen. Die geistige Wahrheit der Sagen hat es mit dem Leben der Menschen überhaupt und nicht nothwendig mit ihrem Glauben zu thun. Sie scheinen mir aber dem eigentlichen Epos viel zu wenig einzuräumen.

Da Sie doch einmahl S. 310 ff. Ansichten deutscher Schriftsteller über diesen Gegenstand sammelten, hätten Sie die eines der einflussreichsten und verständigsten nicht auslassen sollen. A. W. Schlegels meine ich, Heidelb. Jahrb. 1815 pag. 723 ff.—730, der gern alles Schöne und Herrliche der Sage zum Eigentum Einzelner ausgezeichneter Geister (seinesgleichen meint er) machen möchte und über unsere Märchensamml. spottet. Vielleicht ist ihm der Spott schon vergangen.

Ihre Polemik gegen Lachmann thut mir leid, und wird Ihnen selbst einmahl leid thun, wenn Sie sehen, wie redlich und gründlich ers meint. Er hat Sie scharf, aber seiner Überzeugung nach beurtheilt. Manches von dem, was Sie ihm jetzt erwiedern könnte ich gleich von ihm ablehnen, z. B. Sie weisen ihm *chempho* aus den Monseeischen Gl. nach, er hat nicht dieses Wort geleugnet, sondern die Form Kämpf*er*, welche Sie dem alten Gam*bri*vii unterlegen, also ein *chemphâri* mussten Sie beibringen, was Sie nicht vermögen werden. Das adject. *Kambar* (strenuus) gl. jun. 225 würde vielleicht eher passen, hat aber nichts mit chempho zu schaffen. Ferner irren Sie, glaube ich, bestimmt darin, dass Sie Gudrun und Biterolf ins 15. Jahrh. setzen, ich wüsste nicht womit das zu beweisen wäre, zu widerlegen ists aber leicht. Die Verderbnis ist gar nicht so arg, als es Ihnen aussieht. Einzelne Abenteuer der Gudrun, namentlich die von ihrer Gefangenschaft stehen dem Schönsten der Nibelungen gleich, wosies nicht übertreffen.

Ihrer Eintheilung der Lieder in sächs. goth. fränk. schwäbische kann ich nicht beistimmen. Auch nicht dem was Sie aus einzelnen Worten der Sprache für die Religion einzelner Stämme folgern. Die meisten angeführten Ausdrücke herschen bei allen Stämmen. Wüssten wir doch

erst was für Landsleute Otfrid und der Übers. Tatians gewesen. Sie stellen Otfr. und Notker zus. die sicher nicht desselben Dialectes pflagen. Ebensowenig ist *-prant* blos lombardisch, noch weniger *-bert* bloss fränkisch. Das Wort altfränkisch (p. 118) scheint Missverstand statt altfremisch (Pictorius hat durchaus: altfrenisch) von *fram*, altfremisch = altvorderisch.

Den *Froümund* bei Petz hatte ich bis jetzt übersehen, und danke Ihnen für die willkommene Nachweisung; was Aventin von Diete berichtet scheint mir wenig sagenhaft, wird aber freilich durch Froumunds Theodo. st. Adelger bedeutender. Ich höre, dass auch Görres mit einem Buche über deutsche Sagen hervorrückt und freue mich seiner Erscheinung.

Die Fortsetzung Ihrer Rec. der Eddalieder habe ich noch nicht empfangen. Seltsam, da Sie einerseits sich von der Critik wenig machen, dass Sie sie anderemahl so kühn gebrauchen. Wenn Ihnen Rask (der mit unerloschner Liebe für die Edda heimgekehrt ist) antwortet, so hats mehr zu bedeuten, als wenn Halbgelehrte, wie Finn Magnussen die Stimme erheben. Gräter schweigt doch endlich, Gottlob; über seine Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau muss man lachen.

Ich begreife nicht recht, dass Sie die altdeutschen Studien jetzt beiseite legen wollen, wie kann man das? Wie können Sie es? Dass Sie so disparates Werk daneben treiben müssen, wie Statistik (lieber erklärte ich Quartanern den Corn. Nepos und Eutropius!) thut mir leid, ich meine aber in allen Nebenstunden flöhe ich zu der geliebten Arbeit. Sie haben vollkommen Recht an meiner redlichen Freundschaft nicht zu zweifeln und keine Ursache dazu, ich wenigstens will Ihnen keine geben. Wilhelm grüsst mit mir.

Jacob Grimm.

Herrn Professor Dr. Mone

Wohlgeboren

Heidelberg.

13.

Erlauben Sie, verehrter Freund, dass ich Ihre Gefälligkeit wiederum in Anspruch nehme. Der Cod. 341 enthält von Blatt 6 bis 16 ein Gedicht auf Maria. Die vier anhebenden verse, welche der catalog p. 418 auszieht: *maget vil unbewollen — begoz mit himeltouwe* sind aus einem leiche Walthers MS 1, 101 b doch der von Adelung 2, 267 mitgetheilte schluss: den der uns erarnet hat — missetat, ist nicht von Walther. Nun möchte ich wissen, ob ausser jenen vier Zeilen noch mehr von Walther dort enthalten ist? namentlich der ganze leich, der aber lange nicht so

viel verse begreift, als auf neun Blättern stehen müssen? Vermuthlich ergeben die absätze leicht und schnell, was an der sache ist. Möglich sogar, dass ausser jenen vier versen gar nichts Waltherisches vorkommt.

Ich wünsche nun ein kurzes excerpt dieser anfänge der absätze von blatt 6—16 und wenn wenigstens der leich (Ms. 1, 101 a—102 b) vorhanden sein sollte, abschrift des leiches, durch einen amanuensis, auf meine unkosten.

Es wäre mir aber lieb, bald.

Könnte ich Ihnen doch auch einmahl zu dienste sein!

Wilhelm grüsset mit mir von herzen.

Ihr

Jac. Grimm.

Cassel 13. dec. 1826.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Professor Mone

Heidelberg.

14.

Lieber Freund,

damit unsere alte bekanntschaft nicht einschlafe, will ich sie einmal durch eine bitte anregen, mit deren erfüllung es übrigens gar nicht eilt. Ich weiss von Pertz dass sich eine handschrift Bertholdischer predigen zu Brüssel befindet; reisen Sie, wie vermuthlich öfter geschieht, einmal dahin, so sehen sie doch das buch an und berichten mir einiges nähere über den inhalt. Denn ich möchte wohl meinen aufsatz über den prediger, in sehr vermehrter und berichtigter gestalt, künftig neu herausgeben, wozu mich auch eine bei dem Johannes Vitoduranus neulich aufgefundene geschichte wieder anregte.

Wie behagt es Ihnen in den Niederlanden? ich meine wohl, dass Sie in Ihrem Kraichgau den himmel und die erde mit freundlicheren Augen angesehen haben müssen; wenn ich, ein Stockhesse, der ich die vielen vorzüge anderer gegenden vor meinem vaterland gern einsehe und ihm doch hartnäckig anhänge, nicht befangen urtheile. Die Niederlande kenne ich nur von flüchtiger durchreise her, Brüssel hat mir einen freundlichen eindruck gemacht, durch Löwen bin ich blos nachts gefahren: im ganzen gefiel mir die mischung von deutschem, holländischem und französischem wesen eben nicht.

Die neigung zu den alten studien haben Sie mit dorthin genommen und gewiss auch manche gelegenheit gefunden, sie fortwalten zu lassen und dafür zu wirken. Mein neustes buch über die rechtsalterthümer

wird Ihnen zu gesicht gekommen sein und ich hoffe dass Ihnen einzelnes darin recht ist, wenn auch anderes nicht. Ich war schon unter der ausarbeitung im begriff Ihnen zn schreiben und um mittheilung oder nachweisung pfälzischer und speierscher weisthümer zu bitten, hernach aber dachte ich dass ich Ihnen jetzt noch ungelegen damit kommen würde. Hinterher habe ich einiges selbst noch aus jenen gegenden nachgesammelt, z. B. das merkwürdige Alzeier weisthum, das grösstentheils bei Widder steht. Wollen und können Sie mir bei gelegenheit dergleichen mehr angeben oder schicken, so soll es mich freuen. Auch records oder protocolle brabäntischer, flandrischer gerichte wären mir lieb. Die Niederlande müssen voll stecken von altem rechtsgebrauch, und wovon Rapsaets buch nur das wenigste weiss, aber hier zu land und selbst in Göttingen fehlen die subsidien. Mittermaier hat neulich in der Tübinger Zeitschrift seltne rechtsquellen aus den Niederlanden angezeigt, vielleicht nach mittheilungen von Ihnen? dann werden Sie am besten wissen was ich meine.

Ihr badisches archiv wollen die Freiburger fortsetzen, wie ich höre.

Dieses jahr denke ich den schuldigen dritten band meiner grammatik ernstlich vorzunehmen. Von Wilhelm wird nächstens eine Umarbeitung der zeugnisse aus dem heldenkreis erscheinen. Er grüsst mit mir auf das freundschaftlichste. Ich verbleibe Ihr aufrichtig ergebenster

Jac. Grimm.

Cassel 10. Jan. 1829.

Auf bestimmungen durch schattenfall und hammerwurf oder beilwurf habe ich ein sonderliches augenmerk und kann meine belege schon beträchtlich vermehren; sollte Ihnen dazu ein pfälzisches oder badisches beifallen, so bitte ich darum, ich habe mir noch aus Schöpflin cod. dipl. Zaringobad. nr. 363 und 367 angemerkt, wo ein spiessreichen vorkommt. Das landschaftliche verdient dabei grosse rücksicht.

Sr. Wohlgeboren Herrn Professor Mone

zu Löwen
in den Niederlanden.

15.

Göttingen 28. Mai 1831.

Lieber Freund,

es freute mich zu hören, dass Sie mit heiler haut davon gekommen sind aus dem greulichen Belgien; ich hatte mich oft schon nach Ihnen erkundigt, immer aber nur die namen andrer professoren, die zum theil wieder nach Bonn, zum theil anderswohin heimgekehrt sind, erfragen können; Warnkönig soll sich sogar mit der neuen regierung verständigt

haben und nach Gent versetzt worden sein. Das land und volk zeigen in einem schreckenden beispiel was aus uns werden kann, wenn das einfache nationalgefühl in uns erstirbt; sprache, geschichte und alles ehrwürdige geht damit verloren. Aus Ihrem brief, der sich über den politischen totaleindruck nicht ausspricht, meine ich gleichwohl zu merken, dass Sie nicht ganz auf der holländ. seite sind. Natürlich musste wohl manches misfallen, aber mir scheint doch ziemlich ausgemacht, dass nur von dieser seite aus der niederländische charakter allmälich gestärkt und erhalten werden konnte. In der vereinigung mit Frankreich würde es vollends untergehen und nur durch einige weltliche vortheile aufgewogen werden.

Ihr buch habe ich längst empfangen, gelesen und schon oft gebraucht; aber recensiert noch nicht, weiss auch nicht ob ichs thue. Beiträge für unsere hiesigen anzeigen werden mir seit mehrern jahren dadurch verleidet, dass sie gewöhnlich ein halb jahr oder noch länger liegen bleiben, ehe sie gedruckt erscheinen. Mit anderen anstalten habe ich die verbindung aufgegeben. Auch ist es mir schwer über ein buch wie Ihres öffentlich etwas zu sagen, im brief thu ich es schon lieber. Mir sind darin die reichlichen ags. glossen das liebste oder das nützlichste und ich danke danke Ihnen für deren bekanntmachung. manche Wörter fehlen bei Lye, einige sind entw. falsch gelesen oder abgedruckt. die hauptsamlung zählt nur 5518 glossen nicht 6518 (p. 432 ist 6000 für 5000 gesetzt) z. b. 124 muss stehen *rowendes*. 470 *tintregena* 520 *wecg* 592. *bleofah*. 688 wohl *yste?* 744 *tintrege* 1507. *nigan niearenysse* 1683 *grùndünga* 1817 *bilewitenys* 1806 *sinewealte* 1809 *wasùm*, vgl. 2450, auch 4095 *wasüm*. 1568 *boginclum* 1396 *fästene*. 1914 verstehe ich die parenthesis nicht, die gl. muss lauten: *welerùm*, *labris*. 2319 *occa*. 2662 *peowdom*. 2663 *sülhandlan*. 3025 *fügel*. 3714 *spinle*. 3894 *heseberprer (= hiseberprer)* 4090 *forscran*. 4098 *wasa*. 4418 *fac*. 5068 *swisctullum*. 5281 *gelma*; und dergleichen mehr, wodurch der wichtigkeit des ganzen rein abbruch gethan wird.

Ihre eignen abhandlungen und untersuchungen, fürchte ich fast, werden kein empfängliches publicum finden. Wenn ich sie lese, so erkenne ich stets Ihren eifrigen fleiss, Ihre liebe zu dem vaterländischen alterthum und den vielfachen scharfsinn der daraus hervorleuchtet. Aber die resultate haben mir zu wenig sicheres und überzeugendes. ich glaube dass die schuld an ihrer methode liegt. Es genügt Ihnen nicht, die sache so zu betrachten, wie sie nun einmal ist, sondern Sie bestreben sich sie noch viel weiter zu führen und zwängen sich in ansichten, wobei

Ihnen niemand folgen mag. Dadurch bekommt selbst das unleugbare, was sie gefunden haben, den anstrich einer halbwahrheit. Dieses urtheil wird Sie, lieber Freund, weder überraschen, noch verwundern, da es Ihnen von andern und auch von mir oft vorgehalten worden ist, ohne dass es auf Sie den geringsten eindruck gemacht hätte. Ich muss mir daher gefallen lassen, wenn Sie sich Ihrerseits über meine unfähigkeit ärgern, mich in Ihre ideen zu versetzen. Auch herrscht wirklich in allen Ihren Schriften dasselbe verfahren, eine gewisse eigensinnige phantasie, die Ihnen hilft, leichter mit den schwersten sachen fertig zu werden, als es auf anderm wege gelingen möchte, die für mich aber unbehaglich wäre, weil sie gern vom sicheren boden aufsteigt und in der luft umherschwebt.

Was Sie in Ihrem brief vom zusammenhang der Nibelungen mit der Varusschlacht schreiben, dabei schwindelt mir nur, und ich kann kein Wort davon glauben. Ich erwarte auch nicht, dass Sie die welt davon überzeugen werden, und wollte lieber, Sie bewiesen hundert andere dinge.

Ich begnüge mich also damit einzelnes neue und wissenswerthe aus Ihren studien zu lernen.

Wenn Sie noch diesen Herbst über zu Heidelberg verweilen, so sehen und sprechen wir uns vielleicht, denn ich gedenke dann, wenn kein hindernis dazwischen tritt, nach Süddeutschland zu reisen und mir auch von Ihnen ein empfehlungsschreiben an Dümge zu erbitten, damit mir der Mann für meine weisthümer sein archiv öfnet.

Bleiben Sie mir gut.

Jacob Grimm.

Herrn Professor Mone (aus Löwen)

Wohlgeboren

jetzt zu

Heidelberg.

16.

Lieber Freund,

Sie haben lange her keinen brief von mir gehabt; hauptursache war meines bruders schwere und anhaltende krankheit, die mir nur wenig heitere freie stunden gönnte, in welchen ich alle kräfte zur nöthigsten fortsetzung der begonnenen arbeiten zusammennehmen muste. Im laufe des vorigen jahres hörte ich sodann dass Sie nach Frankreich gereist seien und wuste keine adresse.

Mittlerweile ist nun meine Mythologie heraus, deren plan und gelegentliche polemik Sie ebenso wolwollend beurtheilen werden, als beim

Reinhart. Niemand achtet Ihre gelehrsamkeit und Ihren fruchtbaren eifer für unser alterthum aufrichtiger als ich; aber die besonderheit der ansichten muss sich auf das freieste aussprechen. Ich hoffe, dass Ihnen wenigstens eins oder das andere im buche gefällt, und zweifle nicht, dass Sie selbst seit der Erscheinung Ihres heidenthums ausserordentlich viel umgelernt haben, wonach Sie sich und mich berichtigen können. Um Ihre glücklichere Musse beneide ich Sie; ich darf fast nur nebenstunden diesen arbeiten widmen. Gleichwol rüste ich langsam einen zweiten band über Reinhart und die thierfabel zu, wobei Ihre nachträge und einwendungen berücksichtigt werden sollen. Zu Brüssel entdeckte ich ein lat. gedicht, das noch beträchtlich älter als Isengrimus und Reinardus, obschon von geringerem poetischen werth ist.

Willkommen in Ihrem neusten heft war Serrures fragm. aus den niederl. Nibelungen und Ihr nord. namenverzeichnis aus den necrolog. augiense. *ascatla* p. 100 ist das fem. von *âsketill*, welcher name wie *thôrketill* an die heidnischen opferkessel erinnert.

Ich hoffe es geht Ihnen und Ihrer Frau, der ich mich zu empfehlen bitte, sonst recht wol. Wilhelm der nur langsam genest, grüsst, ich verbleibe freundschaftlich

der Ihrige

Jac. Grimm.

Göttingen 2. Jan. 1836.

Herrn Professor Mone
Wolgeboren
Carlsruhe.

17.

Lieber Freund. Sie werden durch buchhändlerbeischluss den ersten band meiner weisthümer empfangen; zu dem Sie mir vor langer zeit viele wichtige beiträge mitgetheilt hatten; ich werde am schlusse des werkes meinen dank dafür öffentlich aussprechen. Die sammlung selbst bedarf bei Ihnen keiner entschuldigung, da Sie durch bekanntmachung einzelner stücke in Ihrem anzeiger, zu verstehen gegeben haben, welchen werth Sie auf die rechtsquellen legen. Ich werde meinestheils in einer besonderen abhandlung näher in ihren gehalt, und den mannigfachen nutzen, den recht, geschichte und sprache daraus zu schöpfen hat, einzudringen suchen. Meine drei bände geben etwa 1000 stücke, womit ich das meinige hoffe geleistet zu haben; ich weiss, dass ich manchen text unvollständig und nicht in der ältesten gestalt liefere; nachträge werden sich in menge ergeben können. Bei der sammlung sparte ich weder

mühe noch kosten, man stösst aber auf hemmungen und schwierigkeiten aller art; viele enthalten ihre beiträge vor, weil sie lust und anlass haben, sie selbst herauszugeben, was mir nicht einfällt zu tadeln. Auch war die masse und last schon gross genug für mich, und ich habe eine ziemliche zahl ausschliessen und zurücklegen müssen. Welchen reichthum wird allein Ihr Carlsruher archiv gewähren, dessen benützung mir vor zehn jahren nicht besonders erleichtert wurde.

Mitte merz ziehen wir nach Berlin ab; diese gute Wendung unseres Schicksals hat Sie gewis erfreut.

Bleiben Sie unser eingedenk und freundschaftlich zugethan.

Jacob Grimm.

Cassel 28. Febr. 1841.

Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg.

Von

Karl Helm.

In der Hs. Cgm. 5, die grösstenteils (Bl. 1—127) die Weltchronik Rudolfs von Ems in der jüngeren Rezension mit den Erweiterungen aus Enenkel enthält (Schmeller, Katalog Bd. V. S. 1), findet sich auf Bl. 218a—223a von einer jüngeren, wohl schon dem Anfang des 15. Jahrhunderts angehörenden Hand die bisher nur dem Titel nach bekannte Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg (Goedecke I, S. 236). Sie ist geschrieben in je zwei Spalten von 37—42 Zeilen auf der Seite. Jede zweite Zeile ist eingerückt. Überschrift und eine Reihe von Initialen (im Druck hervorgehoben) sind rot. Die Hs. zeigt zweierlei Korrekturen, eine in denselben Schriftzügen und eine mit Cursivschrift. Erstere ist sicher vom Schreiber selbst gleich nach der Niederschrift vorgenommen. Sie kennzeichnet die Hs. als Abschrift; dafür sind namentlich die am Rande nachgetragenen Verse (420. 728) ein Beleg. Der zweiten Korrektur gehört die Änderung in v. 125 »*wenden*« statt »*ivden*« an. Auch diese wurde offenbar nach der Vorlage vorgenommen, in welcher ein *w̄den* stand[1]). Gleichzeitig damit wurden mehrere Stellen, vornehmlich Namen, unterstrichen (siehe unten).

Der Dialekt unserer Hs. ist bairisch.

I. Vokale. Umlaut von *o*, *ô*, *u* ist in der Schrift nicht bezeichnet, nur einmal steht *e* für Umlaut von *ô* in *hert* (155). Zwar erscheinen häufig *ö*, *ü* (*v̈*) aber beide ohne Unterschied meist auch für den unumgelauteten Laut: *dörn* 671, *verlörn* 672, *chözz* 740, *grözz* 759, *vröw* 561, *chör* 430; *v̈rchund* 466, *stünd* 531. Umgekehrt stehen *u* und *o* an Stelle des Umlauts: *schoner* 267, *vber* 290.

1) Der Strich über dem *w* konnte sehr leicht als ein Stück des *d* aufgefasst werden. Auch die Umstellung von v. 507/8 erklärt sich nur, wenn wir eine Abschrift vor uns haben.

In der Schreibung der *e*-Laute herrscht wenig Konsequenz, da für *ae* auch *e* (123/4), für *ë* auch *ae* (v. 8) vorkommt.

Statt *â* finden wir zweimal *o* (Weinhold, Bair. Gr. § 56) in *vnderloz* 29 und *meres tron* 745.

Neben diesen Erscheinungen, die keinen speziellen Dialekt charakterisieren könnten, aber jedenfalls auch dem bairischen nicht widersprechen, stehen an Stelle der alten *î*, *û*, *iu* die neuen Diphthonge: *offenleich* 5, *leichnam* 439, *mein reich* 536; *hausz* 106, *laut* 169, *auz* 382; *fewrain* 542, *new frewd* 608, *leutten* 790. Altes *ei* ist durch *ai*, *ay*, *ei* [1]) wiedergegeben, *ou* durch *au* (vgl. 370. 371. 374).

ie wird durch *ie*, selten durch *i* (v. 283) ausgedrückt, *uo* meist durch *ue*; dementsprechend ist auch *ů* nicht *ü* in der Hs. zu lesen.

Für *i* wird manchmal *y* geschrieben z. B. *ym* (328), *ydoch* 91, *ye* 112. 432. 643, *nymant* 467, *nymmer* 621 und im Wortauslaut 7. 58 u. a. (vergl. Ehrismann, Beiträge, XXII, S. 265).

Für die Nebensilben ist zu bemerken als speziell bairisch *u* in der Endung des Part. präs. (Bair. Gramm. § 31): *wachund* 190. *unwizzund* 791, *glueund* 583, *prinnund* 219, und ein sehr häufiger Svarabaktivokal *i*; *erib*: *vorderib* 23/4, *enphilich* 65, *enpholichen* 347, *voricht* 121, *werich* 168, *vertiligen* 765, *sterikch* 760 (Bair. Gr. § 20).

Die Apokope des tonlosen *e* ist sehr stark.

II. Konsonanten. Im Anlaut steht nach bairischem Lautstand meist *p* für *b*, *ch* für *k*, auch einzeln *t* für *d*: *pey pild* 7, *pischolf* 11, *pat* 196, *pozheit* 646, *pluet* 762; *chunden* 183, *chlagent* 186, *chelich* 389, *chemph* 390, *chomen* 799; *tumen* 109. Auslautend steht sehr oft *ch*, *kch*: *gienkch* 42, *maydwurkch* 6, *nakch* 392, so auch inlautend in *gedenkchen* 175. *w* für *b* im Anlaut erscheint öfters (Bair. Gr. § 136 und 165): *maydwurkch* 6. 34. 481; *gewar* 600; *lobewaer* 46. *g* für *j* im Anlaut (Bair. Gr. § 176. 198) in *gâr* (Nachschrift).

Das Verb *soln* lautet öfters mit *sch* an v. 7. 179. 278 (Bair. Gr. § 327).

III. Flexion. Der n. pl. des Adj. endigt auf *eu*: *allev* 83, ebenso der n. acc. sg. fem,; *disew* 184, *groezew* 221. 495.

n. pl. des Pers. Pron: *seu* 360. 786. acc. sg. fem. *sei* 285. 288. 292. 293 (Bair. Gr. § 372).

---

1) Ebenso auch die aus Kontraktion entstandenen *ei* (*gesait* 2, *maydwurch* 6), die im bairischen Dialekt nicht heimisch sind (vgl. Fischer, zur Gesch. d. mhd. Tübingen 1889).

Dass die Legende selbst ihre Entstehung wohl kaum in Baiern haben kann, liegt auf der Hand, sie muss aus Mitteldeutschland stammen. Bei dem geringen Alter derselben (s. unten) ist zwischen ihr Entstehen und ihre erste litterarische Fixierung kein grosser Zeitraum anzusetzen. Es frägt sich deshalb sehr, ob letztere nach Baiern oder auch nach Mitteldeutschland zu verlegen ist.

Für bairische Heimat sprechen am meisten die Verse 321—324 mit den Reimen *pischolf : wolf* und *hertaer : rauber*. Die Form *pischolf* ist spezifisch bairisch-österreichisch und wenn man auch die Möglichkeit ins Auge fassen muss, dass sie als bequemes Reimwort auf *wolf* auch von einem Mitteldeutschen gebraucht werden konnte, so ist ein Beleg dafür bisher nirgends erbracht[1]). *hertaere* (in der Bedeutung von *hirte* streng geschieden, vergl. Lexer, W.-B. I, S. 1264) ist ebenfalls nur oberdeutsch[2]). Die Beweiskraft beider Worte wird aber bedeutend beeinträchtigt dadurch, dass sie so unmittelbar hintereinander stehen, sie können durch Ausscheidung der vier Verse und Änderung von v. 325 in »*er ist ein* . . .« anstandslos beseitigt werden.

Die übrigen Reime ergeben nichts zwingendes für bairische Herkunft. *schier : ir* (Weinhold mhd. Gr. § 112. 115), *bechert : vert* 25, *chert : wert* 298 (Bair. Gr. § 48, mhd. Gr. § 69) sind bair. ebensogut als md. möglich, die oberdeutsche Form *sol* (257. 277. 361. 773) steht in allen md. Gedichten unbedenklich im Reim (Wülcker, Vokalschwächung S. 18), der Diphthong *gebaun : (vraun)* ist im md. früh beliebt (Rother v. 22). Dagegen spricht für md. Heimat eher der Reim *began : darvan* 175, wenn *van* auch bei obd. Schriftstellern nicht selten ist (Whd. § 20), ebenso der Abfall des t in *erschrack(t) : prach* 665 (Whd. § 183), noch mehr *wol : stuol* 335 (Bahder, voc. Problem des md.); endlich die Reime *i : î*, *in : sîn* 503, *în : hin* 743, *sin : trehtin* 51 (gegen *trehtein* v. 52). Solche Reime konnte um 1350, um welche Zeit wir die Niederschrift der Legende frühestens ansetzen können (vergl. unten), kein bairischer Dichter mehr schreiben. Für md. Charakter der Vorlage können aber auch noch einige andere Merkmale geltend gemacht werden, dass nämlich im Versinnern neben den obd. Formen auch die entsprechenden md. häufig stehen, so neben *seu : sie*; dann lesen wir auch oft *pischof*, einmal *plicht* statt *pflicht* 444, *plaster* 465 und stets *pücz* statt *pfütze*. Die Lesart der Hs.: 344 *daz hiez* statt »*daz er liez*« erklärt sich am besten aus

1) In Bruder Philipps Marienleben steht die Form *bischolf* nur in d. Hs., dagegen reimt *bischof: hof*.

2) Vgl. Lexer, Kärntisches Wörterbuch unter „Hirte".

einem vorliegenden »*daz her liez*«[1]). Ein bedeutsames Argument für md. Herkunft bietet endlich der Vers 601, falls unsere Erklärung das richtige trifft (vergl. Anm.)

Wir sind darnach wohl berechtigt, unsere Legende als Arbeit eines bairischen Nachdichters[2]) zu halten, der im wesentlichen sich an ein md. Vorbild hielt, aber die Verse 321—324 hinzufügte und wohl auch im einzelnen Ausdrücke geändert hat. So erklären sich einige weitere spez. bairische oder doch oberdeutsche Ausdrücke im Versinnern, auf welche die Anmerkungen hinweisen.

Bei dem spärlichen Material ist es natürlich unmöglich, die Heimat des mutmasslichen Originals enger zu begrenzen; vielleicht war der Verfasser sogar ein Niederdeutscher der md. schrieb (vergl. Anm. zu v. 601). Es musste deshalb darauf verzichtet werden, die obd. Formen der Hs. durch md. zu ersetzen, da es nicht streng hätte durchgeführt werden können. Der Abdruck bietet infolge dessen die Hs. unverändert, abgesehen von den notwendigsten Korrekturen[3]). Auf diese Weise kommt wenigstens der bairische Charakter der Hs. zur vollen Geltung.

Die Nachschrift setzt die in der Legende erzählten Ereignisse in das Jahr 950. Damals gab es aber ebensowenig ein Erzbistum Magdeburg, als es je dort einen Erzbischof Udo gegeben hat[4]). Indessen lässt sich wohl die Gestalt eines der späteren Magdeburger Erzbischöfe mit der Legende in Zusammenhang bringen, nämlich die Burchard's III 1307—1325. Dieser hatte gleich von Beginn seines Amtes (vergl. Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg, S. 225) die Magdeburger durch die unerhörtesten Erpressungen bedrückt[5]), hatte ihnen dann gegen hohe

1) Vielleicht geht auch *gewaschen* statt *gewachsen* (v. 469) auf ein missverstandenes *gewassen* der Vorlage zurück, doch wird hier eher die vorhergehende Zeile 468 den Fehler veranlasst haben.

2) Falls die Erklärung der Lesart 344 richtig ist, würde daraus geschlossen werden müssen, dass unsere Hs. vom Nachdichter selbst herrühre, sie müsste denn, was allerdings auch denkbar wäre, eine schlechte fehlergetreue Kopie sein.

3) Abkürzungen für *-er, ra, -en, -em, -us* sind aufgelöst und die Interpunktion zugesetzt. Aus technischen Gründen mussten die mit *e* überschriebenen *u* der Hs. aufgelöst werden. Es wurde dafür geschrieben: *ue* in v. 34. 67. 118. 405. 447, entsprechend *we* in v. 235, dagegen *ü* vers 40. 54. 64. 87. 506.

4) Auch das Münster (v. 44) wurde erst 1208—1363 an Stelle der alten Klosterkirche gebaut.

5) So benutzte er unter anderem eine 1317/8 herrschende Hungersnot, sich zu bereichern, indem er die Einfuhr fremden Getreides in die Stadt untersagte und sich von der bedrängten Stadt gegen Aufhebung dieses unerhörten Verbotes 300 Mark Silbers zahlen liess (vgl. Hoffmann I S. 324).

Abgaben durch Vertrag ihre alten Freiheiten zugesichert, den Vertrag aber gleich darauf wieder gebrochen. Fortwährende Kämpfe, in deren Verlauf Burchard 1314 vorübergehend aus der Stadt fliehen musste und kurz darauf drei Wochen in Haft gehalten wurde, waren die Folge seiner Willkür. Im Jahre 1324 war die Geduld des ganzen Erzbistums erschöpft; es bildete sich ein Bund der Städte Magdeburg, Halle und Calbe und einer Reihe von Fürsten (darunter auch Graf Burchard von Mansfeld und Herzog Otto von Braunschweig), und diese zwangen den Erzbischof zu einem Vergleich, worin er den Städten alle ihre Rechte und Freiheiten aufs neue zusicherte. Als er auch diesmal sein Wort wieder brach, sagte sich auch das Domkapitel von ihm los und die Verbündeten beschlossen, den Erzbischof gefangen zu setzen, was am 29. VIII 1325 geschah. Während die Verhandlungen sich aussichtslos hinzogen, übergab der Magdeburger Magistrat den Gefangenen einigen verzweifelten Männern, welche persönlich unter der Härte Burchards schwer gelitten hatten, und von denen zu erwarten war, dass sie denselben nicht am Leben lassen würden. Diese erschlugen ihn am 21. September im neuen Keller des Rathauses mit einem eisernen Riegel oder einer Keule (vergl. G. Hertel. Die Ermordung Erzbischofs Burchard III von Magdeburg; Geschichtsbl. für Magdeburg 1887, S. 53). Bemerkenswert ist dabei eine Stelle aus dem Chronicon des Heinrich von Herford über die Szene der Ermordung selbst. Er berichtet, die vierzehn Männer seien durch Larven unkenntlich gewesen und jeder habe eine Keule in der Hand getragen. Dann fährt er fort (Hertel a. a. O., S. 70) »Und während sie wie Dämonen um den Erzbischof herumtanzen und wie Gespenster um ihn herumlaufen, schlägt ihn endlich einer mit der Keule auf sein geweihtes Haupt, und indem das Hirn ausspritzt, lässt er den Kopf sinken. Als der Mord vollbracht war, gehen die Teufelsdiener einzeln und getrennt . . . vermummt nach Hause zurück u. s. w. . . .«. Die kirchliche Partei betrachtete Burchard als Märtyrer und erst 1331 erlangte Magdeburg die Lossprechung vom Interdikt, trotz der eifrigen Bemühungen des Erzbischofs Otto (1327—1361); schon vorher hatte sich Kaiser Ludwig der Baier offen auf Seite der Stadt gestellt, sie von der Reichsacht befreit und erklärt, dass sie durch die Bedrückungen und Wortbrüchigkeit Burchards gegen ihren Willen genötigt worden sei, ihn zur Strafe für seine Verbrechen aus der Welt zu schaffen[1]).

---

1) Urkunde vom 16. 3. 1329 aus Lucca. Vgl. Hoffmann I 243.

Ich erblicke in diesen Ereignissen die direkte Veranlassung zur Entstehung unserer Legende. Gewiss blieb in der Erinnerung des von Burchard so hart bedrückten Volkes die Gestalt des Erzbischofs haften als die eines Scheusals, dem Schändlichkeiten jeder Art nachgesagt werden konnten; und die geheimnisvolle Ausführung seiner Ermordung gab der Phantasie reichlich Nahrung. So ist es nicht wunderbar, wenn sein Tod schliesslich dem direkten Eingreifen überirdischer Gewalt zugeschrieben wurde.

Nahe liegt es auch einen Vergleich zu ziehen, zwischen der Teufelsszene der Legende und der Mummerei, die nach Herfords Bericht bei dem Mord stattgefunden hat.

Als Entstehungszeit der Legende haben wir darnach die Zeit nach 1325 anzusetzen, für die erste Niederschrift wird man mit dem Ansatz 1350 schwerlich weit fehlgreifen; sie fand wohl eher noch früher statt als später. Die Legende kennzeichnet sich darnach als ein künstliches Produkt; denn es ist nicht anzunehmen, dass der Dichter die wahren Begebenheiten nicht gekannt hat. Er hat eben nur die im Volksmund kursierende Erzählung benutzt und bewusst ausgeschmückt. Dazu stimmt denn auch sehr gut, dass Name und Zeit geändert wurden, und zwar wird dies desto erklärlicher, je näher die Niederschrift den Ereignissen lag. Gewiss wusste damals noch jedermann, wer unter der Maske verborgen war.

Der Verfasser wird wohl ein Geistlicher gewesen sein; jedenfalls war er wohlbewandert in der Legendenlitteratur, was daraus zu ersehen ist, dass er eine Reihe auch sonst häufig vorkommender legendarischer Züge verarbeitet. Die Erleuchtung des unbegabten Schülers erinnert an den Bericht Bedas über Caedmon in der Historia ecclesiastica. Weit verbreitet[1]) ist das Motiv des tiefen (event. todähnlichen Schlafes), während dessen der Schlafende eine Vision hat. Es ist bei uns dreimal angewandt. Der Schüler des St. Brandanus sieht an dessen Todestag, wie derselbe von den Engeln im Himmel empfangen wird; ebenso erblickt der Kaplan Udos diesen am Tag seines Todes in den Händen des Teufels.

Das Schicksal des Leichnams und der Fluch, der auf demselben ruht, ist endlich unverkennbar der Legende vom Leichnam des Pilatus nachgebildet.

1) Vgl. Tundalus, Silvester, Brandanus, Theophilus u. a.

Hie merkcht an disem maer von einem 218[a]
grozzem sünder, sein nam der wirt hie be-
chant, pischolf hudo ist er genant.

1 **I**n dem namen der heiligen driualtichait
wirt ew albie zestund gesait
ain zaichen vnd ain wunder,
daz auf der werlt besunder
5 got offenleich erczaiget hat
ze maydwurkch in der werden stat.
da pey so schullen pild nemen
alleu den daz mag geczaemen,
daz si prelaet sind genant
10 oder in welcher wirdichait erchant
pischolf aebet probest pharrer
vnd dar czw aller hand lerer,
den enpholchen ist von got,
daz si laisten sein gebot
15 vnd der christenhait phlegen,
di schullen in ir hercz legen
di selben geschicht di da geschach,
daz manig mensch mit augen sach.
dabei so müst ir brueffen woll,
20 wie schedleich ist vnd dampnuz vol,
daz ein prelat pozleich lebt
vnd ze aller zeit darnach strebt,
wie er christes erib
verwuest vnd verderib
25 vnd ez vertue mit üppichait,
mit huer mit hochfart an vnderschaid,
mit minnen di geweilet sind,
di man haizzet gotes chind,
mit magden mit chonen an vnderloz.
30 ir vorpild zewchet in gotes haz
manigen menschen, der wirt verlorn
und leidet immer gotes czorn.
No merkcht waz daz wunder sey:
ze maydwurch waz der schuel pey
35 ein schueler, waz hudo genant, 218[b]
der waz so hertes sinnes erchant,
daz ze dhainner stund
er gelern chund,
daz man *in* martert vnde slueg,
40 gar luczel in daz für trueg.
ze einen zeitten daz geschach,

---

9 hs. preldet. 11 phar$\overset{s}{r}$. 12 le$\overset{s}{r}$. 34 *die in der Hs. mit einem nicht ganz geschlossenen Ring überschriebenen* u, v *sind so wiedergegeben nach Analogie der ausgeschriebenen Formen.* 39 in *fehlt in der Hs.*

daz man in ser geslagen sach;
auz der schuel gienkch er do,
in daz minster eilte er so,
45 daz sand mauriczen dem martrer
vnd sein*er* geschelchaft lobewaer
ist geweicht vnd herleich erpawn;
da begund er vnser vrawn
vnd sand mauriczen rueffen an
50 mit gestarkter venig sunder wan,
daz seu im geruechten geholfen sein
gegen got vnserm trechtein,
daz im sein hertichleicher sin
verwandelt würd, do saig er hin
55 vnd entslief semftichleich;
alda erschain im tugentleich
vnser vraw sand marey,
si macht in schir sorgen vrey
vnd sprach: „ich han di andacht dein
60 vernomen vnd der sleg pein,
die du zw der schuel hast gedolt.
nicht alain der schuel solt
gib ich dir, ich gib dir mere:
meins fürsten mauriczens pistums ere
65 enphilich ich dir, swenn daz geschicht,
daz man den verschaiden siecht
den pischof, der des erczpistuems iezunt phligt,
deu ere in deiner hend geligt;
vnd phligstu recht der christenhait,
70 so wirt dir ewig lon berait.
lebst du recht vnd redleich,
du besiczest daz vron himelreich; 218c
vercherst aber du daz rain leben,
dir wirt der ewig tod gegeben
75 an sel vnd an leib."
die gesegent aller weib
verswant, do si di red gesprach;
der schueler auz dem slaff sach,
vnd do er *im* nyemant pei vant,
80 er gie zw der schuel zehant,
alz er e gewonet waz;
zehant er maisterleichen laz,
allev di chunst di chund er wol.
si wurden all wunders vol,
85 die in reden hörten
wand si seinen worten
nicht antwürten chunden,
vnd sprachen: „an den stunden
da hat er solich chunst genomen,

46 hs. sein. 55 hs. entlief. 76 hs. aller leib weib. 79 hs. im *durch Punkte getilgt und* er *darüber geschrieben.* 84 hs. wol.

90 von wann ist im daz hail chomen?
ez ist pey namen hudo ydoch,
der gestern in des maysters yoch
muest leiden sleg alz ein rint;
heut sei wir all*er* chunst plint
95 kegen seiner chunst." si sprachen sus:
„er ist ein guet philosofus."
Aber czwai iar darnach
der pischolf starb; do daz geschach,
gemainchleich wart erwelt aldo
100 ze erczpischolf der schueler hudo,
vnd alz er recht bestetigt waz
vnd daz pallium an sich laz,
daz di herczpischo*f* gehoret an
er begund in rechter fur bestan
105 ettleich vrist vnd lange nicht,
alz laider manig stund geschicht,
daz dikch gewalt vnd ere
vercheret den menschen sere.
daz wart an disem tumen schein 218d
110 wan er der reinen chünigein
rat vnd lere vber gie,
der sel hail vergaz er ye
vnd lebt nach seines willen gelust;
mit maniger hande *un*chust
115 er verswenden begund
dez goczhauzzes gut swa er chund,
mit vnchewscher fur,
mit werltleicher huer,
vnd halt mit geweilten weiben
120 begund er vncheusch treiben,
daz er an allew voricht
aller hand sund worcht.
sein leben wart so widerzem
vnd aller der werlt vngenem,
125 daz sein di wenden gar verdröz,
vnd do manigg Iares zeit hin vlozz,
vnd er di werlt vnd auch den luft
gevureint het mit sunden guft,
vnd er eins nachtes lag
130 pey einer abtessinn vnd phlag
mit der vncheuscher wunne —
ez waz di selb nunne
aus einem gefursten chloster
(von irn ern lost er
135 di fremden vnd di chunden)
daz chloster hiez zw den stunden
osterholcz waz ez bechant,

94 hs. all. 102 hs. *nach* vnd *ein durchstrichenes* an. 103 hs. herczpisch
125 hs. ivden, *darüber mit anderer Tinte* wenden *korrigiert, vgl. S. 95.* 137 *vgl. Anm.*

nu ist ez der liligen garten genant
vnd ist des graben orden —
140 (also chund er sel morden)
do er bei ir an dem pet lag
vnd sunden fur mit ir phlag,
ein aizleich stimm er gehört,
dew rueft vil laut disew wort:
145 „hudo gib ent deinem spil
du hast gespilt genueges und vil". 219[a]
zw der stimm honlacht er,
des morgens vil frewden macht er
vnd verstund sich nach dem maer,
150 daz ez ein geticht waer.
sein hercz waz erstainet gar
vnd nam der stimm du nicht war,
dew im in warnung zu sprach,
nichtesnicht man in gepezzert sach.
155 **N**u hert mer waz ich ew sag.
des andern nachtes im zu sprach
aber ein semlich stim
mit vorchtichleichem grim:
„gib ein end deinem spil
160 du hast gespilt genueg vnd vil."
dez wolt er aber achten nicht
vnd *nam* chainer pezzrung phlicht
vnd belaib in seiner hertichait;
daz muest im hernach wesen laitt.
165 **D**arnach an der dritten nacht,
do er mit gird vnd mit macht
pey der aebtessinne lag
vnd der vncheusch werich phlag,
die selb stimm laut erhall
170 mit vngefueges prakches schal:
„Hudo gib end deinem spil
du hast gespilt alczevil."
nu erschrakt er vast vnd seuft ser
vnd wold doch nicht tun widercher,
175 sunder gedenkchen er began:
morgen, morgen lazz ich darvon.
idoch sund er nicht verlie
vnd rew noch puzz nie begie,
da mit er scholt die sund abtwachen
180 swie im doch waer verdampnuz nahen.
Nu muzz ich grozze wunder sagen
vnd di warhait nicht verdagen;
wolden ez die falschen chunden nicht,
da disew ängestleich geschicht
185 geschen ist, ez wurd in sagen 219[b]

162 hs. nam. 178 hs. *vor* nie *ein durchstrichenes* er. 180 *die Auflösung für Suffix* -nuz *nach v.* 20. v. 185/6 *vgl. Anm.*

die stain vnd mit geschrai chlagent,
alz ir hernach vernement seit;
wand darnach vber drew mânet zeit
geschach daz selb wunder,
190 wand wachund vnd vil munder
gie ein chörher saeldenreich,
gehaizzen waz er fridreich,
auf sand mauriczen chör,
sein hercz hueb *er* enpör
195 vnd sein hend gen himelreich,
er pat mit andaht vleizzichleich
got vnsern schepher,
daz er genedig waer
gemainchleich aller christenhait,
200 er waz vol aller heiligchait.
idoch so waz sein maistew pet,
die er hincz got tet,
daz hudo der sunden haubt
des lebens wurd beraubt,
205 oder daz in got bechert
darumb er nider vert
sein zecher mit gar lauttem muet,
zehant do sach der herr guet
ein gesicht gar aisleich
210 menschleichem chun vraisleich;
ze vodrist sey doch den gesait,
die haubt seindt der christenhait
vnd huetter sind der gottes schaffelein,
die si in der hell pein
215 mit pösm vorpild senchent
vnd gots gebot wenchent.
Nv hort waz der herr sach,
ez chöm ein wint mit grozzem prach,
der lescht di liechtvaz vberal
220 in dem münster auf vnd zetal;
davon in grozzev vorcht begraif,
daz im seines leibes chraft enczlaif,
vnd daz er mocht gesprechen nicht
noch von der stat chomen icht, 219c
225 daz har im auf gegen perig staig,
vor vorichten er zitert vnd still swaig.
zehant do giengen in den chör
czwen iunglinch schön vnd trügen vor
zwo prinnund cherczen grozz vnde lanch,
230 si taten chainen vmbganch,

190 hs. wunder, *über dem* w *ein kleines* m *mit gleicher Tinte.* 194 hs. er *fehlt.* 199 christehait. 206 hs. *über dem* »vert« *ein* A (*ebenso* v. 213 *bei* huetter). 210 chum, *der letzte Strich durch einen Punkt ober- und unterhalb getilgt.* 216 hs. gocz? 218 hs. r *in* prach *eingefügt.* 219 hs. liecht waz. 227 hs. do *über der Linie eingefügt.* gieng. 230 hs. tatem (*letzter Strich durch Punkte getilgt*).

si giengen zu dem altar vrön
  vnd stünden daneben mit zuchten schon.
von der herren zuevart
  daz münster gar erfullet wart
235 vngewonleiches liechtes schein.
  darnach zwe dem chör giengen ein
aber czwen, der ain trueg
  tebich schön vnd reich genueg,
di er fur den alter vielt;
240 der ander czwen guldein sezzel hielt,
di saczt er auf di tebich schon
  fur sand mauriczen alter vron.
nach dem cham aber ein ander man
  alz ein vrecher chemph gegan,
245 in seiner hant ein plozzes swert
  recht alz ein chemph der streites gert.
man sach in in dem munster stan
  al mitten, lautt rueffen er began:
„stet auf alle gotes chind,
250 der hailtum hie mit haus sint,
Chömt her zw gocz gericht."
  alda zu hant die richt
erschain ein vngefuegew schar
  von mannen vnd von vrawen daz ist war;
255 si warn geczieret wunnichleich,
  simlich in ritters wat geleich,
ettleich gegaerbet schön vnd wol,
  alz man werd bischolf schol.
auf den chör si giengen,
260 irn stant si viengen
pey ein ander schön vnd eben,
  darnach vnd het verdient ir leben.
Zehant enschinen wunnichleich 219d
  zwelf ersam herren lobelleich,
265 in der mit ein herr gie —
  gesehen wart so schones nie —
noch schoner dann die sunn,
  aller der werlt wunn
leit an im mit lob genueg,
270 ein chünichleich chrön auf seim haupt er trueg.
ez warn di heiligen czwelifpoten rain,
  der aber enmitten zwischen in schain,
daz waz iesus christ,
  der himel vnd erd ein chünig ist.
275 do er in begund nachen,
  daz in die heiligen sachen,
si enphiengen in mit andacht wol,
  alz man der werlt herren schol;

236 vgl. S. 98 Anm. 3. 245 hs. eines, -es *durch Punkte getilgt.*

si saczten in auf den sezzel schon
280 vor sand mauriczen alter vrön.
czehant cham auch gegangen in
der himel vnd erd chüniginn.
nach der so ginch ein michel schar
schoner magd liecht genar.
285 do sey die heiligen sahen,
sie begunden all gahen,
daz si chnieten gegen ir
vnd sei mit eren enphiengen schir.
alczehant auch iesus christ,
290 der vber al tugend ist,
tugentleich gegen ir gie,
pey der hend er sei gevie,
er saczt sei vor dem alter vrön
auf den andern sezzel schon
295 pey im zenachst mit wirdichait.
alzehant chom auch berait
sand mauricz der fürst wert,
sein gesellschaft mit im chert
daz waz ein wunnichleichev schar:
300 sechz tausent, sechz hundert sechz vnd sechzig gar.
si chnieten auf ir chnie nider,
mit gemainem mund si paten sider 220[a]
vnd sprachen: „herr iesu christ,
wand du ein rechter richter pist,
305 la dein recht gericht ergan."
do die red wart getan,
si richten sich auf vnd warten ein vrist,
waz in antwürt iesu christ.
mit zuchten stünden si also,
310 vnser herr antwurt do:
„ich waiz wol, waz ir wellet began."
sand mauricz sach in an
vnd sprach: „vil lieber herr mein,
la dein gericht werden schein."
315 nu waz auch zegesicht do
der laidig erczbischof hudo;
do sand mauricz den pischolf sach,
zu iesu christ er also sprach:
„siech der hudo, der hie stat,
320 nicht pischoff ampt begangen hat.
er ist ein wuechster vnd ein wolf
vnd nicht ein rechter pischolf;
er ist nicht ein rechter hertaer,
er ist ein vbel rauber,
325 dar zw ein vbel tötter
vnd ein grewleicher vrezzer

---

291 hs. er gegen. 305 hs. dein *zweimal geschr., das zweite unterpunktiert und durchstrichen.* 322 hs. pischoff.

deiner armen scheffelein.
ym gab di rain müter dein
weishait schir aller chünst
330 vnd meins erczpistums gunst.
daz tet di rain ze eren dir,
allen heiligen vnd auch mir,
darczu der meinen gesellcschaft.
si macht in schon wizzenhaft,
335 ob er mein pistum richt wol,
daz er besez der frewden stol,
wurd aber sein leben sundehaft
in verslund der pittern helle chraft.
daz lie di rain in wizzen.
340 nu hat er sich geflizzen,
swaz haizzet gesundet. 220[b]
darober wart im gechundet
mit schonner warnung dreistunt,
daz *er* liez von sunden punt;
345 doch wolt er nicht von sunden lan
vnd hat dar vber mer getan,
allez das im empholichen ist
er hat vernicht pey seinner vrist,
mein erczpistum nicht alain,
350 dein geweichte praut mit main
hat er gemailigt vnd gevnert
vnd lasterleich an sich gechert
hie vnd dort vräuelleich.
davon so richt chünig reich,
355 richter gar gerechter,
richter starkch vnd slechter."
Do sand mauricz di red vol mas,
vnser herr zegericht sas
vnd sach di heiligen guettleichen an,
360 vragen er seu also began:
„waz gevellet euch nu wol,
wie man hincz im richten sol?
do rueft der chemph mit dem swert:
„er ist des todes wert."
365 der richter an die vrtail hal
mit allen heiligen vber al.
ez wart gefragt sa zestunt,
waz todes man im macht chunt.
der richter selb di vrtail gab:
370 „man sol sein haupt im slahen ab,
wand er ein haupt gewesen ist
der christenhait vnd hat sein vrist
verczert in hauptsunden main."
der vrtail volgten do gemain

336 hs. *über* »sez« *ein* A. 344 hs. daz hiez von . . . 348 hs. hat *eingefügt.* 363 hs. er *statt* der.

375 die heiligen di im wärn do;
der chemph geböt vnd sprach also
ze dem pischof, daz er strekcht
den hals vnd von im recht;
daz muest sein do erz gebot.
380 der chemph daz swert ze dem slag pot, 220c
vnd do er wold slahen dar,
do rueft ein heilig auz der schar:
„enthalt dich vnd nicht slach,
vncz daz ich von im emphach
385 die heiligchait, die er an maniger stat
vnwirdichleich emphangen hat“.
zehant er einen chelich nam,
er stund fur den verfluechten stam,
er habt den chelich fur seinen munt,
390 do slueg der chemph sa czestunt
manigen swaern herten slag
dem pischof hudo *in* den nakch.
Nv mercht ein wunder daz geschach,
daz alles der fridreich sach:
395 alz maniger slag drr chemph tet,
als manig oblat gie zestet
auz des pischolfs mund,
vnd viel an der stund
in den chelich nider.
400 die nam der selb heilig wider
vnd sauberc**z** mit grozzem vleiz
mit einem tuech weiz,
vnd saczt seu auf den alter hin; —
si lert ir tugent vnd ir sin,
405 daz seu mit grozzer diemuettichait
nigen der seligen heilichait —
vnd gie hin wider an sein stat.
zehant der chemph ze dem pischof trat,
ze dem armen ze dem vaigen,
410 den hals muest er naigen;
er slueg im einen swinden slag,
zehant der pischof töd gelag,
der chemph warf daz haupt hin dan.
alz daz gericht waz ergan,
415 an den selben stunden
die heiligen do verswunden.
Do der chörher sich versan,
sein augen wurden auf getan,
vor vorchten waz er erstummet
420 er zitert vnd grummet.
idoch er hercz wider gevie,

377 hs. sterkcht. 389 hs. den *über der Zeile eingefügt.* 386 enphagē. 392 hs. pisch *dann über der Zeile* of; in *fehlt.* 420 hs. er zirt. *Der ganze Vers mit anderer Tinte am Rand.*

in ein gruft er pald gie,
da vand er liecht inne
er zunt wider mit sinne 220[d]
425 swaz liechtvaz in dem münster waz;
in seinem herczen er dannoch laz,
ob die geschicht waer war, idoch
den czweifel trueg sein hercz noch.
chünhait doch sein hercz gevie,
430 in den chör er wider gie,
er schawt des gerichtes stat,
ye paz vnd paz er näher trat
vnd plikcht auf den altar dar,
er sach den chelich, di oblat gar,
435 er sach hudo enthaupten,
sein sinn do gelaubten
diser geschicht die warheit.
daz haupt waz hin dan gelait
von dem leichnam höher paz,
440 daz phlaster waz von pluet naz.
von schulden müst er schreien do
mit lautter stimm vnd sprach also:
„awe traurig angesicht,
awe grozzes wunders plicht!
445 awe herr wi wirtichleich ist
dein gericht iesu christ!
wand swen dein guet warnet vil,
ob sich der nicht becheren wil,
swann du in lang hast gespart,
450 der müzz varn di iamers vart.“
Darnach der chörherr fridreich
versloz di tür all geleich
vnd liez niemant inz munster gan
phaffen, layen, vrawn noch man
455 vncz di sunn hoch erschain.
do rueft er ze samm gemain,
all di da warn in der stat,
mit in er in den chör trat.
er tet in chund di gotes rach,
460 die er mit augen des nachtes sach.
des sagt er in di warhait gar;
ouch namen sew selb vil wol war,
daz der pischolf waz erslagen,
wand in seinem plüt lagen
465 dez plasters maermelstain rot
ze v̈rchund gocz guet genot,
daz daz bluet nymant chan 221[a]
gewischen noch gewaschen dan.
sam ez dar von gewachsen sey,

425 hs. *das* t *von* liechtvaz *eingefügt*. 442 hs. snnm. 447 hs. swenn. 451. *Auflösung von* her' *nach* v. 217 *u. a.* 469 hs. gewaschen.

470 alzo ist ez dem plaster pey.
zwar daz ist ein zaichen,
daz wol möcht hercz waichen
aller der prelaet die sint
vnd waern seu nicht an witzen plint.
475 No merkcht recht, waz ich ew sag,
wand an dem selben wunders tag,
do daz czaichen waz ergan,
do vart des pischolfs chappelan
von einer stat, alda hin
480 der pischolf het gesendet in,
vnd er gegen maidwurch rait.
do cham er auf ein haiden prait,
ein grozzer slaf gie in an.
do sach er ein pavm stan,
485 der vil schonen schad gebar;
durch rue so chert er pald dar,
er rueft laut vnmazzen gar,
sein diener namen des nicht war,
wand sew vor im pald riten;
490 des chappelans wart nicht gebiten.
er erpaist nider vnder den paum,
des namen di dienner chainen gaum.
den pritel er vmb den arme want,
er legt sich nider vnd slief zehant.
495 da sach er ein vil grozzew schar
der vbeln tiefel chomen dar
mit paucken vnd pusaunen schal,
daz ez in die luft erhal,
mit swerten vnd mit spiezzen scharf
500 vnd swes man ze vblaer marter bedarf,
swie die waffen sint genant
vnd cherten zw dem paum zehant.
nv waz ainer vnder in,
der wolt ir aller furst sein.
505 das schain an seiner gestalt wol,
sein antlücz waz aller scheuczleichait vol,
dar zw so waz er grozzer gar, 221 b
dann dhainner an der schar.
dem beraitten seu einen werden sedel
510 dar auf seu saczten den fursten edel.
do si ein chlain weil gebiten,
nu chöm dort her mit eil geriten
ein ander schar mit rozzen grözz,
seu warn der vbeln tiefel genözz.
515 mit frewden seu schriern vnd hönlachten;
ahey wi si spottes machten,
wand seu in den luften vor

---

474 hs. wizen. 497. hs. pautken. 503 aimer. v. 507. 508 *in d. hs. umgestellt* (*v. 508 noch auf 220*[a]).

poten sanden höch enbör.
snaeller dann di adlaer
520 chomen seu gevarn dar.
die poten schrieren: „weiha weich!
hie vert ein furst reich.
dem schol man geben ein stat,
alz er vil wol gedienet hat."
525 in der zeit chomen si dar,
da sathan saz mit seiner schar.
nu furtens huden sel dort her.
des tiefels dienner nach irr ger
in menschen pild chömen si dar.
530 do ir sathan wart gewar,
er stünd auf schön gegen ir
vnd sprach: „wis willechömen mir!
du hast mir gedienet schön,
des ich dir immer gern lön.
535 du hast mein schar gemert
vnd mein reich geert.
des scholt auch du geeret sein
in der vbeln helle pein.
sam tu wir gern an vnderwint
540 allen die vns gehorsam sint."
nu chöm di sel gepunden dar
mit fewrein cheten, daz ist war.
Hudo zw der red nicht sprach.
do daz der vbel tiefel sach,
545 er sprach zw den dienern sein:
„hudo mag wol mued sein
auf der vart wurden her.
nu schull wir wesen sein gewer,
daz im trost widervar. 221c
550 fürsten speiz gebt im dar
der hat er gewonet wol."
si fulten im den halz vol
chroten vnd natern alczehant.
swaz er daz haubt vmb hin want,
555 si stiezzens in in vnder seinen danch.
darnach si guzzen ein trankch
in in, daz muest swebel sein
vnd smeckchend pech fewrein.
dannoch swaig hudo vnd nichtz sprach.
569 do daz aber sathan sach,
er sprach: „man sol den fursten vrön
in fursten pad seczen schön.
pey einer weil fürt mann in dan,
nu sach er ein püez stan,
565 der het ein aisleich vberlit

539 *vgl. Anm.* 649 hs. widevar. 559 hs. nichcz?

daz waz si gedekchet mit.
er hiez di dekch nemen dan,
do sach man auz der puczen gan
einen flammen, der sich want.
570 gegen den himeln soczehant
verprant der flamm aisleich
holcz stain alz geleich,
dar zu perig vnd tal
vnd halt die vliezzenden wazzer sunder twal,
575 di da bei nachen fluzzen —
des pischolfs seu sus genuzzen —
alz ein heu sew würden verprant.
in di puczen so czehant
des armen pischolfs sel schöz.
580 si wart der vbeln tiefeln genöz.
man zoch seu auz aber darnach
gluen vnd prennen man sei sach,
alz ein glueundes eizen tuet.
di fürtens fur der tiefel gluet
585 vnd zu ir aller fürsten do.
sathan sprach: „vil lieber hudo
furst werd geselle mein.
ist gewesen icht suzz daz pad dein?"
aller erst verstund sich wol hudo,
590 daz er verdampt waer do.
fluechen er do ser began: 221d
„verfluecht seistu sathan,
du vnd all dein gesind,
verfluecht sein dein raet swind,
595 dein gewalt vnd dein reich
sey verfluecht ewichleich.
verfluecht sei an der stat
got der mich beschaffen hat!
verfluecht sei di mueter mein
600 deu mich gewar! verfluecht sol sein
mein vater der mich gewenchet hat!
verfluechens sol werden nimmer sat
daz erdreich daz mich trueg!"
noch het er nicht gefluecht genueg,
605 er sprach: „verfluecht sei da bei,
swaz in himel vnd auf der erd sei."
Do der fluech alda ergie,
der tiefel schar im new frewd gevie
mit gemainem mund.
610 si hantlegten in an der stund
vnd sprachen: „diser werder man
schol ewichleich pey uns bestan,
wand er chan nu offenleich

567 hs. nennen. 601 *vgl. Anm.* 602 hs. immer. 610 *vgl. Anm.* 607 hs. egle *und über dem* e: er.

vnser ampt vil maisterleich".
615 man legt im an der fürsten chlait,
die er verdampt immer trait,
daz er ʲhör vnd sech,
lern, wizz vnd spech
fürbaz hin immer me
620 iamer not vnd alles we;
vnd wirt dar auz nymmer gelan,
di weil gotz reich sol bestan.
alz pald di red vol geschach
sich hueb ein iaemerchleicher prach,
625 wand si all gemain
vieln an di sel vnrain
vnd würffens in di pucz zetal,
daz es so iaemerchleich erhal,
sam himel vnd daz erdreich
630 perig vnd tal alz geleich
zesamme sluegen
mit slegen vngefuegen.
Noch lag alles der chappellan 222ᵃ
vnd sach im slaf di wunder an
635 die der tiefel worcht,
von herczen er sich vorcht.
do sach der tiefel auch da hin,
mit dem vinger zaigt er an in
vnd begund wueten,
640 er sprach: „ir schult behueten,
daz vns der phaff icht mug engan,
der vns dort alles siecht an;
wand der ye gewesen ist
des pischolfs heler zw aller vrist,
645 vnd hat im zu geleget dar an
aller po*r*hait sunder wan
vnd hat beschermet sein sünd;
nu schol *in daz* abgrund
er zu seinem hern varen
650 zu der vbeln tiefeln schärn.
vnd alz *er* ye geholfen hat
seins herren missetat,
alsam schol er leiden pein
mit dem verdampten herren rein."
655 **D**o sathanas di red gesprach,
der chappelan in dem slaf sach,
daz die tieflisch schar
mit grozzem grim eilt dar
vnd wolden in geczukchet han,
660 alz si dem pischolf heten getan,
vnd werffen *in* daz puczen in.

---

619 hs. mer. 641 hs. daa. 647 hs. hat *über der Linie eingefügt.* 648 hs vns *statt* in daz. 651 hs. er *fehlt.* 661 hs. in *fehlt.*

da wold der phaff fliehen hin,
vnd vor den angsten di er het
erwacht er auz dem slaff ze stet.
665 auch waz sein pherd ser erschrakcht
von dem angstleichen prach,
der von den tiefeln waz geschehen
ez begund snarhen vnd phnehen
vnd springen vnd lauffen vast dan,
670 vnd dent nach im den chappellan
vber stokch vnd über dörn,
daz leben het er nahen verlörn,
wand daz phaerd vrech waz;
wunder waz daz er genaz.
675 idoch so wart sein vngewin: 222 b
ez zoch im auz der achsel hin
den arm, daz er lag an sin,
alz ich des beweiset pin;
vncz daz pherft sanft gie,
680 vnd do er chraft entail gevie,
vil chaum er auf daz pharft sas,
aller vrewden er vergaz.
Do er in di stat cham
vnd di maer recht vernam,
685 wie seinem herren sei geschehen,
er begund zehant veriehen
der gesicht, die er sach
in dem trawm, waz im geschach
vrais grösz vber vrais,
690 schrikch vber ays,
zaichen vber zaichen gröze,
di wunder macht er alle ploz,
darczu daz gotz gericht.
ze aller leutt gesicht
695 zaigt er den arm dar,
der waz im erlemet gar,
darczu so waz er worden gra;
des wunders namen wunder da
all di da warn.
700 vorichtichleich geparn
sach man ser all geleich
paid arm vnd reich.
idoch si darnach drat
würden des zerat,
705 'daz seu das vnrain sunden vas
furten verr auf hocher paz
vor der stat zu einem see;
si senchten ez drin, da geschach vil wee
allen di darvmb sazzen,
710 wann di tiefel vermazzen
den selben leichnamen
auz dem se namen;

si furten in *vber* perig vnd tal
stokch vnd stain vberall
715 mit geschray vnd mit wueffen,
mit limmen vnd mit rueffen,
vnd würffen in aber in den se 222c
von disen sachen geschach so we
allen di da sazzen pey;
720 seu wurden aller frewden vrey,
wand si von der tiefel spil
muesten leiden marter vil.
seu sachen daz si zerpizzen
den leichnam vnd zerizzen,
725 zefurten vnd ze zarten
die greileichen hell warten.
davon muest ir frewd zergan,
paider vrawn vnde man.
Do daz gewert lang stund,
730 infunden di herren einen fund:
si namen den leichnam auz dem *se,*
von dem in waz geschehen we,
vnd prantten in ze puluer chlain,
si würffen daz stupp vnrain
735 in den phlaum zu der selben vrist,
der di elb genennet ist
vnd wolten auch so ledig sein
von der vbeln gaist pein.
nain, czwar im ist niht also,
740 ein grözz wunder chözz man do.
wand swie die elb immer ist
vischreich zu aller vrist,
do daz puluer chom dor in,
die fisch fluchen all da hin
745 in des wildes meres tron
man muest di visch lan gestan
gaenczleich zehen iar
si litten grozzen mangel gar,
all di in dem land sazzen.
750 ze iungist seu sich vermazzen,
daz si got rueften an
mit vasten mit wachen sunder wan,
mit letaney mit chirchgang;
daz triben seu also lang,
755 daz got gerucht darnach sider,
daz er di visch sant hin wider,
alz seu mit genuch noch sint.
nu merkcht di alten vnd di chint
dicz vil grözz wunder

---

v. 713 vber *fehlt.* 719 hs. da *eingefügt über der Linie.* v. 728 *der ganze Vers in d. hs. am Rand.* 731 hs. se *fehlt, jedoch mit Bleistift bereits nachgetragen (von Schmeller?).* 735 hs. *vor* phlaum *ein durchstrichenes* selben.

760 sein sterikch gericht besunder 222[d]
vnd v̈rchund, daz ze maidburkch ist;
wan daz pluet noch all vrist
schaemt auf dem maemelstain,
der waz e weiz vnd rain.
765 niemant chan ez vertiligen dan,
daz zeichen siecht man offenleich an;
vnd swenn ein pischof wirt erwelt
vnd im daz pistum wirt geselt
so streut *man* reich tebych dar
770 fur den alter, daz ist war,
vil recht an der selben stat
da iesus christ gerichtet hat;
vnd swenn man in besingen sol:
te deum laudamus, daz wizzen wol
775 die gelerten, so zukcht man dan
die tebych vnd laet in sehen an
daz gericht, daz got begangen hat,
daz er sich huet vor missetat,
ob er well an der sel genesen,
780 daz wirt in schon vor gelesen.
Dicz wunder von iesu christ
ze warnung geschehen ist
allen pischoffen die ze maidburch werdent,
vnd halt anderswo der ern gerent,
785 daz seu prelaet sint genant,
in swelchem orden seu sein erchant.
wand christ selb gesprochen hat
alz ez noch geschriben stat:
swaz ich ainem sag daz sag ich
790 allen leutten gemainichlich.
wachet wann ir vnwizzund seit
wann ew chöw eẅr zeit.
Herr vater, iesu christ,
du aller welt schepphor pist,
795 fueg daz vns di lerer sagen
dein rechtichait vnd vns vortragen
gueter werich vorpild,
daz wir vnder irm schilt
vroleich chomen zu gericht,
800 zu deiner angesicht
da all hercz offen gestant
maria des wis *gemant*, 223[a]
hilf vns genedicleich dar.
804 nu sprecht daz werd war.

disew grozzew sache geschach do man
gar ergangen sach nach christ gepürd
newnhundert iar darnach in dem funftz
gistem gar.

---

760 ge- *über der Zeile.* 763 *vgl. Anm.* 769 man *fehlt.* 796 vor *über der Zeile.* 802 hs. wizz genant.

NB. *unterstrichen sind folgende Worte:* 6 maydwurkch, 40 lutzel, 44 minster, 46 geschelschaft, *der ganze vers* 64 *ausser* ere, *das aus Mangel an Raum in der Zeile darüber steht,* 102 daz pallium, 103 herczpisch, 125 ivden, *vers* 123 *ganz,* 137 Osterholcz, *vers* 137 *ganz,* 143 aizleich, 157 semlich, 478 des pischolfs chappelan, 485 schad, *vers* 489 *ganz,* 493 pritel, 615 fürsten chlait, 627 pucz, 661 puczen, 683 stat, 707 stat, 741 elb, 742 visch reich, 752 vasten, 753 letaney, 767 swenn.

Anmerkungen.

Überschrift und Nachschrift gehörten dem Original jedenfalls bereits an. Vgl. mit der Ausdrucksweise in der Überschrift v. 133/4. Auch die Einführung: *hie merkcht* ist charakteristisch, vergl. v. 23. 475.

v. 7. vergl. Massmann, Kaiserchronik III, S. 349.

v. 11. vielleicht ist zu lesen *pherrer(: lerer),* was auch auf Mitteldeutschland hinweisen würde. Es ist indessen nicht nötig, da das Suffix *-er* (*aere*) noch den Reim tragen kann; vergl. v. 197.

v. 27. Die Konstruktion kann verschieden gefasst werden. Entweder ist »*di geweilet sind*« abhängig von »*verderib, vertuc*«, oder von »*minnen*«, das dann als substantivischer Infinitiv zu betrachten ist.

v. 38. Infinitive mit ge- nach Hilfszeitworten (vergl. Wilmanns, Gramm. § 132. 2 Anm. 1) sind nicht nur oberdeutsch, sondern z. B. auch thüringisch heute sehr häufig.

v. 44 ff. Otto der Grosse gründete 937 das alte Kloster (Benediktiner) des heiligen Mauritius und Innocentius. An dessen Stelle wurde, nachdem es bereits 967 aus der Stadt auf den sogen. Riddagsberg verlegt worden war, von 1208—1363 die Domkirche gebaut, die hier gemeint ist. Sie hatte ausser Mauritius noch die heilige Katharina als Schutzpatronin. Die Gesellschaft des Mauritius ist die sogenannte thebaische Legion, welche nach der Legende 6666 Mann stark mit ihm den Märtyrertod fand (vergl. auch Massmann, Kaiserchronik III, S. 778).

v. 51. *geholfe* als Subst. ist sonst nicht belegt.

v. 94. Die Konjektur verdient wohl vor der Koordination »*wir all*« den Vorzug.

v. 102. Erst die Verleihung des Palliums giebt dem Erzbischof das Recht, sein Amt auszuüben.

v. 119. »*halt*« ist vorwiegend oberdeutsch.

v. 125. Magdeburg war kirchlich die Metropolis der slavischen Länder.

v. 132. Die willkürlich durcheinandergeworfenen Sätze verraten die Mühe, die der Verfasser mit dem Reim hatte. Ähnlich v. 575 ff.

v. 133/4. *chloster : lost er* vergl. v. 147/8.

v. 137. Ein Augustinerkloster Osterholz (Oesterholt) gab es in der Diöcese Bremen (Bremer Geschichtsquellen II, Vörder Register S. 9 u. 85), dem ein Nonnenkloster als Annex beigegeben war (Las Matrie, Trésor de Chronologie S. 1957). Dieses muss dem Verfasser vorgeschwebt haben, da es ein anderes des Namens nicht giebt. Die sonstigen Umstände sind unhistorisch, auch die Namensänderung, die uns den Humor des Verfassers kennen lernt.

v. 185/6. Ob Infinitiv oder Participium in beiden Versen anzusetzen ist, lässt sich nicht entscheiden. Nach v. 187 wäre dem Sprachgebrauch der Hs. das Participium mehr entsprechend (vergl. Wunderlich, Satzbau S. 41 f.).

v. 250. Der Ausdruck »*mit hûs sin*« scheint obd. Herkunft zu sein. In Magdeburg waren die Gebeine des Mauritius und Innocentius und die Leiche des Florentius. Ausserdem noch viele andere Reliquien. Nach dem Bericht der Schöppenchronik wurden diese zweimal im Jahr, am Frohnleichnam und am Tag nach Mauritius (22. September), alle öffentlich ausgestellt; sie füllten 15 Särge (vergl. Hoffmann I, S. 169).

v. 271. Es mag hier hingewiesen werden auf ein seltenes *zwelfliut*, das sich in einer Urkunde des Hochmeisters Dietrich von Altenburg vom Jahre 1339 findet (Voigt, Codex diplomaticus prussicus III, S. 30) »*an sante Thomas tage des zwelflutin*«.

v. 300. vergl. Anm. zu v. 44.

v. 321 ff. vergl. S. 99. Kannte der Nachdichter die dort erwähnte Urkunde Ludwigs des Baiern, wo Burkard III die Titel spoliator et violatur beigelegt erhält? Die Form *wuechster* ist spezifisch bairisch. Übrigens ist das Subst. bisher unbelegt.

v. 351. »*gemailigt*« ist zwar ein vorwiegend oberdeutsches Wort, es fehlt am Mittelrhein (Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 121), ist aber für das md. im allgemeinen ebensogut anzusetzen als »*meil, meilec*« (H. v. Krolewitz).

v. 363. Unter dem »*chemph mit dem swert*« ist wohl der Erzengel Michael zu verstehen.

v. 420. »*grummen*« seufzen, seltenes und spät belegtes Wort.

v. 467. vergl. Anm. v. 763.

v. 539. lies »*underbint*« Unterschied. Das mhd. WB. führt zwar auch ein *underwint* in der Bedeutung: Verzug, Unterlass an. Da dieses jedoch nur in bairisch-österreichischen Quellen belegt ist, glaube ich, dass es als selbständiges Wort nicht gelten kann, vielmehr nur eine dialektische Nebenform mit *w* für anlautendes *b* ist. Bestätigt wird diese Annahme dadurch, dass »*underwinden*« in verwandter Bedeutung nirgends vorkommt, und doch müsste dies bestimmt dem Gebrauch eines *underwint*, wie es das WB. ansetzt, vorhergehen.

v. 564. *pücz* als masc., neutr. und fem. gebraucht, vergl. v. 565, 566, 568, 578, 627, 661.

v. 601. hs: *gewěchet*. Die Bedeutung kann keinem Zweifel unterliegen, aber die Erklärung des Wortes macht grosse Schwierigkeit. Man könnte an einen Schreibfehler denken statt *gewěket*, doch ist dies Verbum in der hier geforderten speziellen Bedeutung nicht zu belegen. Ein *benken*, wie nach der Orthographie der Hs. auch gelesen werden dürfte, in der Bedeutung „als *bankhart* erzeugen" wäre als vulgärer Ausdruck wohl zu erklären, ist aber ebensowenig sonst anzutreffen. Zusammenhang mit *wanken*, wozu englisch *wench, wenchel*, Kind gestellt wird, ist kaum denkbar; eher noch mit *wenic*; dazu wären dann Ausdrücke zu vergleichen, wie *ein wenigez kindelin* (Rother, herausg. von Rückert 3164) u. ä. Am wahrscheinlichsten scheint mir noch, dass das Wort zu *wenneke* die Lende gehört, das allerdings lokal sehr eng begrenzt ist. Ich kann es nur belegen aus Schambach, Wörterbuch der ndd. Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; Schiller-Lübben, mittelniederdeutsches Wörterbuch, kennt es nicht. Zur Heimatsbestimmung des Verfassers ist leider dieser mögliche Zusammenhang nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen.

v. 610. »*hantlegen*« erfassen, festnehmen. Nicht belegt.

v. 663/4. vergl. Ehrismann, Beiträge XXII, S. 298.

v. 710. »*vermâzen*« (zu »*mâze, mâzen*« adv., mässig, vergl. Lexer, WB. I, S. 2065/6) masslos. Nicht belegt.

v. 726. *greilich* neben *grewlich* v. 326, vergl. Bahder, Grundlagen S. 169.

v. 742 ff. Der Handel mit Fischen und nicht minder der eigene Konsum spielte im wirtschaftlichen Leben Magdeburgs eine grosse Rolle. In Betracht kamen aber nicht nur die Elbfische, sondern namentlich auch der Hering, der damals an der Pommerschen Küste in grossen Mengen gefangen wurde (vergl. Hoffmann I, S. 329. Rathmann, Geschichte der Stadt Magdeburg I, S. 264). Leider ist nicht festzustellen, dass irgend ein besonderer Fall, in welchem Seuche oder irgend ein anderer Grund eine auffallende Verminderung des Fischbestandes herbeiführte, dem Verfasser vorschwebte. Wir gewännen dadurch einen weiteren Anhalt für die Datierung.

v. 745. vergl. Bech, Germania 8, 474.

v. 763. *schaemt* kann ein Schreibfehler sein für *scheint*, indem der Schreiber vergass, das irrtümlich geschriebene *a* zu tilgen; vorzuziehen wäre dem noch ein *scheimt* (zu *scheim*, Schimmer, und ahd. *skiman*), doch trug ich Bedenken, die Konjektur in den Text aufzunehmen. Von einem im Münster noch vorhandenen Blutfleck und der in den folgenden Versen geschilderten Ceremonie bei Einsetzung eines neuen Erzbischofs fand ich nirgends etwas.

v. 783. Assimilation *werden, wern* ist vorwiegend obd. grobmundartlich, doch wird auch md. und ndd. *d* gern ausgestossen in der Nachbarschaft von *r, l, n* (Weinhold, mhd. Gr. § 174). Bei der lässigen Technik des Gedichts kann aber auch ungenauer Reim hier angenommen werden.

v. 789. vergl. Lucas 12, 39—41.

Karl Humann.

Vortrag, gehalten im historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg[1])

von

F. von Duhn.

Vor sechs Jahren gab mir Schliemanns Tod Veranlassung, vor Ihnen ein Bild jenes Mannes, so gut ich es eben vermochte, zu entwerfen[2]), eines Mannes, dessen grossartige Ausgrabungsthätigkeit unserer Kenntnis des Altertums Jahrhunderte, ja fast kann man heute sagen, Jahrtausende erschlossen, neu hinzugefügt hat. In ähnlicher Weise erscheint es mir als eine Pflicht der Dankbarkeit, hier auch des andern Mannes zu gedenken, der, von Schliemann zwar seinem Wesen und Bildungsgang nach grundverschieden, doch zu ähnlichen hohen Zielen gestrebt und einen grossen Teil derselben auch erreicht hat. Beide waren nicht Männer der Wissenschaft, sondern des praktischen Lebens, hatten vielleicht gerade daher den Mut und das Geschick, Pläne anzuregen, anzufassen und auszuführen, zu denen dem Gelehrten der Studierstube meistens das Zeug zu fehlen pflegt; wenigstens früher fehlte: denn heute sind auch wir, wie ich hoffe, praktischere, und mehr im Leben stehende Menschen geworden. Je weniger die beiden Männer in der Zunft standen, zu ihr gehörten, um so erfreulicher, drängender gestaltet sich für uns die Pflicht, ihnen unseren Dank zu bezeugen; denn solcher Dank ist keine oratio pro domo.

Ein grausam voreiliges Geschick hat Karl Humann am 12. April v. J. in Smyrna dahin gerafft. Dort und an andern Orten der Türkei lebte er zwar seit 1861, blieb aber trotzdem ein ganzer, echter Deutscher,

---

1) Dem Vortrag zur Erläuterung dienten Scioptikonbilder, vorgeführt durch Herrn Dr. Precht nach zahlreichen Diapositiven, welche der Verein von Kunstfreunden in Lübeck hatte anfertigen lassen und dem Vortragenden freundlicherweise zur Verfügung stellte.

2) Neue Heidelberger Jahrbücher I (1891), 145—164.

ein Mann von Schrot und Korn, für Deutschland thätig, wo und wie er nur konnte, auch ehe er amtlich dazu berufen war.

Humann war, wie so viele tüchtige Männer, ein selbstgemachter Mann, in Steele in Westfalen 1839 geboren: eine rein aufs praktische gerichtete Schulbildung leitete ihn auf das Ingenieurstudium über, dem er auf der Bauakademie in Berlin oblag: freilich gestand er später, den grössten Teil seiner Zeit im Museum, und zwar mit Zeichnen nach Antiken, verbracht zu haben. Aerztlichem Rat folgend, musste er seinen erst kurzen Berliner Studienaufenthalt 1861 abbrechen, um ein südliches Klima aufzusuchen. Humann war damals ein 22jähriger junger Mann: was ihm an Kenntnissen noch fehlen mochte, musste das Leben und seine Erfahrungen bringen. Eigene Mittel besass er keine, aber eine eiserne Energie, eine wunderbare Frische der Lebensauffassung, einen nie versiegenden köstlichen Humor, und eine grosse Kunst, fremde Menschen zu behandeln, sich in alle Individualitäten mit schnellem Blick und glücklichem Anpassungsvermögen hineinzufinden. Wer Humann näher kannte, empfand ihm die Freude nach, Schwierigkeiten zu überwinden: sie waren für ihn, was für das gute Rassenpferd die Hindernisse der Rennbahn. Zu alledem kam ein tiefes deutsches Gemüt, das in seinem, freilich auch von schwerem Leid getrübt gewesenen Familienglück, seiner Freundestreue, seiner Freude, Andern Freude zu machen, besonders schönen Ausdruck fand.

Der jugendliche Humann wandte sich zunächst nach Kleinasien, in der Hoffnung, in diesem von der Natur so reich bedachten, von Menschenthorheit so schwer geschädigten Lande, das langsam begann, der europäischen Kultur nachzuhinken, sich nützlich machen und sein Brot verdienen zu können. Dass Kleinasien ein reiches Feld für deutsche Thätigkeit bieten könne, hatten schon vor 1861 Viele gesagt: ich nenne nur Friedrich List und Ludwig Ross, Rodbertus und Roscher. Ein Land, vor den Thoren Europa's gelegen, im Innern, bis in die Randgebirge hinein, reich an den wertvollsten Mineralien, in den nördlichen und westlichen Küstenländern von einem geradezu gottbegnadeten Klima, grossem Wasserreichtum bei vielfach selbst heute noch herrlichem Waldwuchs, in den Thälern ein meilenweit brach liegender Ackerboden, wie er für deutsche Ackerkolonieen günstiger nicht gedacht werden könnte, an den Küsten und auf den vorgelagerten Inseln alle Pracht subtropischer Vegetation, Agrumen, Feigen, Oel u. s. w. Deutsches Kapital, Intelligenz und Arbeitskraft ist ja neuerdings auch erfolgreich in die Bearbeitung Kleinasiens eingetreten: ich erinnere nur an die anatolische Bahn, die

das Land eigentlich erst aufschliesst und ein ganz deutsches Unternehmen ist: alles was im Lande an Kulturelementen vorhanden, sei europäisch, hebt Humann als stets wiederholte Beobachtung auf seinen vielen Reisen durch das Land immer wieder hervor; aber das Kaufbedürfnis ist heute noch wenig entwickelt, weil die Verbindungen fehlten und damit auch die Bedürfnisfrage schlummert: Humann erzählt einmal, dass ihm im Jahre 1882 in einem Dorfe unweit von Angora ein Hauseigentümer mit Stolz gesagt habe, dass sein ganzes Haus, so wie es dastehe, geräumig, solide, schön und neu, mit dem angebauten Viehstall, wohl an die sechs türkische Lira, d. h. 110 Mark, wert sei; ein anderes mal erfährt er, dass für 900 Quadratmeter schönstes Gartenland unmittelbar an einem Dorfe fünf Mark bezahlt würden; für ein Maultier, den Führer und noch einen Knecht zahlt Humann in den achtziger Jahren Mk. 1.60 für den Tag, alles zusammen: solche Preise, noch bedeutend niedriger, als ich sie in der verkehrsärmsten Landschaft der europäischen Mittelmeerländer, der Insel Sardinien, gefunden habe, zeugen beredt für die bedenklich hohe Kaufkraft des Geldes und den Mangel jeglichen Ausgleiches, wie ihn der Verkehr mit sich bringt. Freilich werden die Dinge in diesem herrlichen Lande nicht besser werden, so lange der Türke dort herrscht. Als im Jahre 1882 ein europäisch gebildeter vornehmer Türke mit dem englischen Oberkommissar für Kleinasien, General Wilson, auf den Trümmern von Ikonium stand, sagte der Türke zu Wilson verzweifelnden Blicks: „It is true. What did we Ottoman Turks since we came into this beautiful country, but destroy?“ Humann, wohl der beste Kenner der Türkei und der Türken unter uns Zeitgenossen, charakterisiert sie als „gutmütig, ehrlich, bieder, träge, dumm“, ein Urteil übrigens, das nur für den Türken aus dem Volke gilt, wenigstens in seinem ersten Teil, da den regierenden Klassen bekanntlich Ehrlichkeit nicht nachgerühmt werden kann. Auch hier möge ein Satz aus einem Reisewerk Humanns sprechen; niedergeschrieben anlässlich eines lebensgefährlichen Stück Weges, das er mit einem Wagenzuge voll Kisten für das Berliner Museum zwischen Angora und Samsun am schwarzen Meere passieren musste: „Es ist eine Schande, dass zwei Stunden von der grossen reichen Stadt Merziwan, deren ganzer Handel nach Samsun über diesen Weg geht, nicht ein paar hundert Tagewerke angewendet werden, diese Stelle gründlich auszubessern, zumal an ihr, wie man mir sagt, oft genug Unglück geschieht. Doch wer hätte hier Interesse für das Gemeinwohl? Jeder kennt nur seine Tasche und würde eine Dummheit zu begehen glauben, wenn er Geld ausgäbe, wovon ausser ihm auch noch andere

Leute Nutzen zögen. Und die Regierung? Eine Regierung gibt es nicht; es gibt nur eine Anzahl oft und nach fernen Gegenden wechselnder Beamten, die das Land als milchgebende Kuh betrachten — das Füttern und die Pflege der Kuh mag ein Anderer besorgen! Après nous le déluge! Jetzt ist es nun glücklich dahin gekommen, dass durch das Stambuler Effenditum die Türkei soweit ausgesogen ist, dass ihnen selbst nichts mehr zu melken bleibt und in den alten Beamtenfamilien Stambuls oft Elend und Armut herrschen. Wer früher im Divan sitzend, seine Tantièmen am Raub einkassierte oder lächelnd Bestechungen entgegennahm, bietet sich heute in den Strassen feil. Dabei ist es seltsam, dass der ganze Hass des Volkes überall sich auf den Sultan concentriert, den ersten Sultan seit Jahren, der auf Ordnung und Sparsamkeit bedacht ist". Diese vor sechs Jahren geschriebenen Worte scheinen mir ein gewisses aktuelles Interesse beanspruchen zu dürfen. Bei solchen Zuständen, für die wer in der Türkei mit offenen Augen gereist ist, noch manche mehr oder minder ergötzliche Belege erzählen könnte, ist natürlich von geregelter Verwaltung, objektiver Anwendung von Gesetz und Recht, wirklichem und überall gleichem Schutz des Eigentums nicht die Rede; und so lange das nicht da ist, d. h. so lange die Türken Herren im Lande sind, kann von einer irgend Erfolg versprechenden deutschen Auswanderung nach Kleinasien und Ansiedlung dort in grösserem Massstabe m. E. nicht die Rede sein. Die immer energischer, unwiderstehlich von der Küste aus vordringenden Griechen, der einzige wirklich brauchbare und zukunftsreiche Kulturfaktor im Orient, mögen in diesen trüben Wassern sich zurechtfinden, vielleicht sich leidlich wohl befinden: drastisch sagt Humann: „wenn man nur das Meer riechen kann, kommen die Griechen zum Vorschein". Die Griechen wollen früheren eigenen Kulturbesitz wieder erobern. Aber der Deutsche kann nur gedeihen und seine eigenen Vorzüge zur Geltung bringen und bewahren, wo Recht und Ordnung herrschen.

Humann war Realpolitiker im besten Sinne des Worts. Er kannte seine Türken, auch die Griechen, welche er, wie ich hinzufügen will, persönlich nicht liebte; er träumte nicht weitgehenden Plänen deutscher Idealisten nach. Er hat nie Zukunftspolitik getrieben, wie manche andere in der europäischen oder asiatischen Türkei lebende Landsleute: aber scharf erfasste er alle Chancen, die sich boten, um nicht nur deutsche Wissenschaft, sondern deutsche Interessen überhaupt zu fördern, namentlich seit sein grossartigster Lebenserfolg, die Aufgrabung von Pergamon, ihm eine nach allen Seiten einflussreiche Stellung verschafft hatte.

Wir haben Humann verlassen, als er 1861 zuerst nach der Levante übersiedelte, um gesund zu werden und sich sein Brot zu erwerben. Lange Jahre hindurch war er Privatingenieur, zuerst auf den Inseln Chios und Samos. Auf Samos that er auch den ersten Spatenstich im Dienste der Wissenschaft, am Heratempel, auf Anregung seines Lehrers, des Oberbaurats Strack. Die Mittel für diese Grabung waren leider äusserst beschränkt, und dementsprechend auch das Ergebnis bescheiden. Später finden wir ihn bald am Balkan, in Konstantinopel selbst, längere Zeit auch in Gallipoli, bald in Lesbos, Smyrna, Aivalyk, mitunter auch tief im Innern, oder gar in Syrien und Palästina: Humann war der Ingenieur, der in den 60er Jahren die Pläne entwarf zu der nunmehr endlich ausgeführten Bahn Jaffa-Jerusalem. Strassenbauten und Eisenbahnvorstudien waren seine Hauptaufgabe, wohin er kam: in türkischem Staatsdienst ist er nie gewesen, aber doch hat er durch die Wegbarmachung zahlreicher Strecken türkischen Landes auch der Türkei als Staat grosse Dienste erwiesen. Diese Arbeiten führten naturgemäss zu topographischen Studien: Humann hatte sich zur Regel gestellt, keinen Ritt zu machen ohne die Bussole in der Hand. Denn, so unglaubhaft es klingt: noch vor 30 Jahren waren manche, selbst der Küste nahe, Teile Kleinasiens kartographisch genau so unbekannt, wie vor Stanley das Innere Afrikas. Was Stanley gethan, weiss und rühmt alle Welt; aber was wir der stillen, jahrelangen Arbeit Humanns verdanken, vermag dem Kundigen nur die endlich in Veröffentlichung begriffene neue Karte Kleinasiens, das Lebenswerk unseres Altmeisters Kiepert, zu verraten: eine Karte, die das Ergebnis unsäglich mühsamer kombinierender Arbeit ist, die Kiepert schon frühzeitig, vor 50 Jahren, in Angriff nahm, weil er fand, dass die Landschaft, welche die grosse Brücke bildete für die altasiatische Kultur hinüber nach Europa, noch völlig ungenügend bekannt sei. Wissenschaftlich brauchbare Originalaufnahmen des Landes gab es nicht, als Kiepert seine Reisen begann, und wo solche Arbeit einsetzte oder noch einsetzt, legte die misstrauische türkische Regierung oder ihre unfähigen Organe nur Schwierigkeiten in den Weg, obschon ihre eigenen, schliesslich doch selbst für ein halbbarbarisches Staatswesen unentbehrlichen Karten nur die Kiepert'schen oder Plagiate nach den Kiepert'schen sind. Kieperts eigene Reisen konnten naturgemäss nur einen beschränkten Teil des Innern umfassen; er war auf die Routiers von Reisenden angewiesen: und unter diesen hat keiner so viel und kaum einer so gut gearbeitet, wie Humann. Und wo er nicht selbst arbeitete, regte er Andere an, unterrichtete und förderte sie mit Rat und That, wo er nur

konnte: man wurde eben allmählich gewöhnt, wo es galt, irgend eine Kleinasien betreffende Frage auf praktischem Wege ihrer Lösung entgegenzubringen, sich immer ruhig an Humann zu wenden.

Es ist auf so historischem Boden wie Kleinasien selbstverständlich, dass der Geograph zugleich auch Topograph ist: antike Strassenzüge, Städte und Ansiedlungen vorgriechischer, griechischer, römischer und byzantinischer Zeiten sind dort das Fleisch und Blut zum Skelett des Geographen. Es reizt dort mehr wie anderswo, den Moder des letzten Jahrtausends zu durchdringen, sich der Freude des Wiederfindens, im Geiste Wiederaufbauens hinzugeben, in das stillgestandene Uhrwerk längst vergangener grosser Zeiten einzudringen, den Staub abzublasen, seinen Bau und die Ursachen seines Stillstandes kennen zu lernen: waren doch einige jener Zeiten, so die des pergamenischen Reiches, einige Jahrhunderte später die Zeit Hadrians und der Antonine, vielleicht die glücklichsten des Menschengeschlechts im Mittelmeergebiet überhaupt, und so gerade in Kleinasien: reihte sich damals doch Ortschaft an Ortschaft, waren überall die Bergwerke im Betrieb, das köstlichste Ackerland aufs äusserste ausgenutzt, die Verbindungen vorzüglich, der allgemeine Wohlstand und dementsprechend die Zufriedenheit der Menschen und das was wir Bildung nennen, auf der höchsten Stufe! Wer im Lande lebt, das Land selbst im Zustand seiner Vernichtung liebt — denn Mitleid erzeugt ja Liebe — der wird mit besonderem Interesse bestrebt sein, sich klar zu machen, was das Land einst war, um auf dieser, der einzig sicheren, Grundlage zu ahnen, was aus dem Lande einmal wieder werden kann. Auf seinen Ingenieurreisen wurde Humann Altertumsforscher.

Als Humann 1864—65 im heutigen Bergama weilte, mit Ingenieurarbeiten beschäftigt, erstieg er zum ersten Mal den stolzen Burgberg der Attaliden, wo noch gewaltige Stützmauern und Tempelreste aus dem Schutt emporragten und aus byzantinischen Mauern kostbare Skulpturblöcke griechischer Arbeit ihm entgegenlugten, wo er leider auch in grosser Zahl auf moderne Kalköfen stiess, in denen die schönsten antiken Reliefs und Statuen unausgesetzt zu Kalk verbrannt wurden; da erwachte in ihm der Ingrimm ob solchen Treibens und es begann sich in ihm jenes „chronische Pergamonleiden“ zu entwickeln — so drückt er selbst sich launig aus — von dem erst 13 Jahre später Alexander Conze, der neuernannte Berliner Museumsdirektor, ihn zu heilen berufen war. 1869 baute Humann verschiedene Chausséen in jener Gegend, darunter auch diejenige vom Küstenorte Dikeli nach Pergamon, etwa fünf deutsche Meilen, nicht ahnend, dass er selbst zehn Jahre später berufen sein

würde, auf dieser seiner Chaussée die wuchtigen Ochsengespanne mit den von ihm ausgegrabenen gewaltigen Reliefblöcken der Gigantomachie zu geleiten, und in Dikeli ihre Uebernahme durch die deutschen Kriegsschiffe zu überwachen. Freilich waren die 52 Holzbrücken der Strecke während jener zehn Jahre bereits sämtlich den Kameeltreibern als Feuerungsmaterial zur Beute gefallen, sind auch bis heute noch nicht ersetzt, so dass man wieder wie vor Humanns Zeiten munter durch die Flüsse fahren muss — türkische Wirtschaft!

Beim Bau dieser Chaussée war Humann zum ersten Male als autoritative Persönlichkeit in Pergamon, und benutzte diese Eigenschaft sofort, um den Kalkbrennern ihr Handwerk zu legen.

Ein Fund des Jahres 1869 wurde dadurch für Humanns Leben einflussreich, dass er durch ihn zum ersten Male mit den Archäologen der Heimat in Beziehung trat: es war die Entdeckung einer schon von Herodot gesehenen Felsskulptur am Nif-Dagh, in nächster Nähe von Smyrna, der westlichste Vorposten einer der assyrischen verwandten vorderasiatischen Kultur und Kunst. Dieser Fund, der einen früheren ergänzte, erschien Humann so merkwürdig, dass er darüber an die archäologische Zeitung nach Berlin berichtete. Somit war Humann kein Unbekannter mehr für eine Gesellschaft deutscher Gelehrter, die sich im Jahre 1871 zu einer Studienreise an der Westküste Kleinasiens vereinigt hatte. Der namhafteste unter ihnen war Ernst Curtius, der apollinisch begeisterte Ausleger des griechischen Altertums, lange Zeit Nestor unserer Forschung, bis er im vorigen Jahre derselben nun auch entrissen ist. Humann fand die Herren schon in Konstantinopel, wo ein Zusammentreffen in Pergamon verabredet wurde. Dort hatte Humann die Freude, ihnen als Führer zu dienen und in den byzantinischen Burgmauern Stücke der Gigantomachiereliefs zu zeigen, die er zusagte, auszumauern und nach Berlin zu senden. 1872 gelangten thatsächlich durch ihn und auf seine Kosten, als Geschenk an das Museum, ein paar wunderschöne Reliefblöcke: Humann erntete damals — die Oberleitung des Museums war noch Dilettantenhänden anvertraut — wenig Dank und die Bildwerke wurden so ziemlich an den dunkelsten Fleck des finsteren Skulpturenganges gestellt. Humann schreibt über jene Tage in Pergamon: „Der Besuch regte mich überhaupt lebhaft an. Das ideale Streben, das unter dem Drucke der Tagesarbeit, weit ab von jedem geistigen Austausch so leicht in den Hintergrund tritt, brach wieder frisch auf, ich konnte meine Entdeckungen und Bestrebungen Männern mitteilen, die ihnen warme Teilnahme schenkten, und hoffte, was meiner Natur am meisten

zusagte, einen Weg gefunden zu haben, meine Kenntnisse der Ruinenstätten praktisch zu verwerten. Ich ging gern auf den Wunsch des Herrn Curtius ein, den Plan von Pergamon zu machen, der dann in den Beiträgen zur Topographie Kleinasiens erschienen ist, und wurde mehr noch als bisher ein eifriger Sammler von allen in Pergamon das Licht erblickenden Antiken!"

Seit jenen Tagen wurde Humanns chronisches Pergamonleiden immer akuter. Er drang darauf, dass das Berliner Museum sich einen Ferman zu Ausgrabungen in Pergamon geben lasse: aber die gewaltige Unternehmung der Aufdeckung Olympia's, seit Winckelmanns Tagen namentlich in Deutschland heiss ersehnt, war nun endlich, dank Ernst Curtius' nie rastendem Mahnen und dank der kräftigen Initiative des Kaisers Wilhelm, zur That geworden, zur ersten grossen Friedensleistung des neugeeinten deutschen Reiches. Da musste Pergamon vorläufig zurückstehen, bis Olympia im Gange war. Dann aber kamen auch die Tage für Pergamon. Was Curtius für Olympia, wurde Alexander Conze für Pergamon, der 1877 als Direktor der Skulpturenabteilung des Museums nach Berlin gerufen, dort jene 1872 von Humann übersandten Reliefstücke fand und ihre Bedeutung für die Geschichte der Kunst der Diadochenzeit erkannte. Conze ist ein Mann voll Energie und wissenschaftlicher Ueberzeugungstreue. Gründliche und gerade im Norden und Nordosten des Archipel sich bewegende Studienfahrten seiner Jugendjahre, zuletzt die Leitung zweier von ihm angeregter österreichischer Ausgrabungs-Expeditionen nach der Insel Samothrake, wo es ebenfalls galt, Bauten und Skulpturwerke des vierten und dritten Jahrhunderts zu studieren und zu heben, bürgten dafür, dass er zur Durchführung der Aufgabe der rechte Mann sein würde. Der durch seinen Erzieher Ernst Curtius für hellenische Kultur und Kunst schon als Knabe gewonnene Kronprinz focht Pergamon durch, und am 9. September 1879 begannen dort unter Humanns Leitung die Grabungen, und gleich, weil Humann wusste, was er suchte, mit so phänomenalem Erfolg, dass sein erster Brief nach Berlin den Satz enthalten konnte: „Wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden; das grösste aus dem Altertum übrig gebliebene Werk haben wir unter den Händen!"

Wahrlich, für unsere Wissenschaft des Spatens eine grossartige, so wohl nie wiederkehrende Zeit! Gleichzeitig wurde in Olympia die grösste Kultusstätte Griechenlands aufgedeckt, Funde folgten auf Funde: unsere Kenntnis der Kunst des fünften und vierten Jahrhunderts wurde auf eine ganz neue Grundlage gestellt durch die olympischen Giebel-

figuren, den Hermes des Praxiteles, die Nike des Paionios und so unendlich viel anderes; ganze neue Kapitel zur Geschichte der griechischen Baukunst lernten wir in Olympia hinzu; die zahlreichen Kleinfunde und Inschriften erweiterten unsere Vorstellungen nach allen Seiten. Daneben grub Humann in Pergamon mit geradezu unerhörtem Erfolg; und als Dritter fand Schliemann, in die Tiefen der mykenischen Königsgräber steigend, den Königspalast von Tiryns aufgrabend, märchenhafte Schätze an Edelmetall und Edelgestein aus einer Zeit, von der schon die Griechen Homers als von einer grauen Vorzeit sangen, und erweiterte unsere Kenntnis von der Vorgeschichte der europäischen Mittelmeerländer in einer damals ihren Umrissen nach noch ganz ungeahnten Weise um mehr wie ein Jahrtausend aufwärts. Kein Wunder, dass der Zaubername des glücklichen deutschen Schatzgräbers in der gesamten gebildeten Welt so laut ertönte — denn das am überraschendsten Erscheinende wird am schnellsten populär —, dass beim grossen Publikum leicht alles andere dagegen zurücktrat. So wurden denn auch Humanns Thaten besonders gern auf Schliemann bezogen: ich erinnere mich an eine humorvolle Unterredung über diese Irrtümer zwischen Humann und Schliemann selbst an einem Märzabend des Jahres 1890, als wir für drei Wochen mit noch einer Reihe von Fachgenossen aus aller Herren Länder zu einer wissenschaftlichen Konferenz auf der Burghöhe von Troia vereinigt waren. Humann erzählte damals u. a., dass beim ersten Transport von pergamenischen Reliefblöcken durch S. M. S. Loreley einer der jungen Marineoffiziere nach Hause schrieb: „Ich fahre jetzt nach Pergamon, um die grossartigen Altertümer, die Humann dort ausgegraben hat, für Berlin abzuholen“. Darauf schreibt sein Vater zurück: „Mein Sohn, Du musst nicht sagen Pergamon, sondern Pergamos, und Du musst auch nicht sagen Humann, sondern Schliemann: denn das ist der grosse Forscher, der dort alles wiedergefunden hat“. So gehen noch heute in Berlin die Leute bei der Gigantomachie vorbei und sagen: „Und das hat nun Alles der Schliemann hierher geschenkt“.

Unerhört war in der That der Erfolg Humanns, und das diplomatische und geschäftliche Geschick, mit dem Humann im steten treuen Verein mit unserem damaligen Botschafter v. Radowitz alle wesentlichen Früchte jener Arbeit nach Berlin überführte. Die Grabungsarbeiten, welche ihr Hauptziel, die Aufdeckung der Hochburg von Pergamon, in acht Jahren vollständig erreichten, und an den Abhängen noch eine Fülle anderer Entdeckungen brachten, dazu vielerlei Aufklärung über die Unterstadt von Pergamon und die ganze mysische Landschaft, und die käufliche

Erwerbung des der Türkei gesetzlich zustehenden Dritteils der Skulpturfunde, kosteten kaum eine halbe Million, kaum mehr, als der grosse Schönborn'sche Rubens, und setzten dadurch das Berliner Museum, früher an antikem Originalmarmor arm, mit einem Schlage in die Reihe der ersten europäischen Museen, machte es zum Besitzer eines Skulpturenschatzes, der für die Zeit der griechischen Weltkunst nach Alexanders Eroberung Asiens dasselbe bedeutet, wie für die hohe Zeit des freien Athen, das fünfte Jahrhundert, die Elgin Marbles in London, einen Skulpturenschatz, der uns erst die Anknüpfung der griechischen Kunst an die römische, ein geschichtliches Verständnis der sog. hellenistischen und römischen Kunst ermöglicht. Erst durch die Funde von Pergamon wurde die antike Kunst ein Ganzes, schloss sich die Kette. An quantitativem Umfang sind die Skulpturen vom grossen Zeusaltar von Pergamon das bedeutendste Werk aus dem Altertum — sind doch von den 140 laufenden Metern des grossen $2^1/_2$ Meter hohen Frieses mit der Gigantenschlacht $^4/_5$ wiederentdeckt und in Berlin —; an Vorzüglichkeit der Erhaltung sind sie, gearbeitet aus besonders widerstandsfähigem einheimischem bläulich-weissem Marmor und bei Errichtung der byzantinischen Mauer und anderer späterer Bauten sorgsam mit der Bildseite nach innen gekehrt, allem aus dem Altertum auf uns Gekommenem überlegen [1]. Gross war der Enthusiasmus in Berlin, als die ersten Reihen jener Bildwerke öffentlich sichtbar wurden, von Bildwerken, die zu einem Publikum, das in künstlerischen Dingen gerade damals immer realistischer zu empfinden lernte, das im ersten Dezennium nach dem Kriege für rauschende Musik empfänglich geworden war, besonders verständlich sprachen; als man erfuhr, wie die Gestalt einer ganzen mächtigen Königsstadt, der Hauptstadt des Reiches, das für Kleinasien gewesen ist, was Preussen für Deutschland, durch Humann und seine Architekten dem Boden wieder entlockt sei. Als Humann 1880 selbst nach Berlin kam, wurde er empfangen fast wie ein siegreicher Feldherr; der Ehrendoktorhut senkte sich auf sein Haupt, und andere Ehren folgten nach: aber sie liessen ihn kalt: er blieb derselbe einfache, aber fröhlich warmblütige Humann; nie hielt ers länger in Deutschland aus: mit den Erfolgen wuchs die Entdeckerfreude, und w i e er sich an einer neuen Entdeckung zu freuen verstand, davon ist Jeder Zeuge, der das Glück hatte, an seiner Seite in Kleinasien zu weilen. Ich kann mir nicht versagen, die schöne Erzählung mitzuteilen vom Funde der grossen Zeusgruppe der

1) Die künstlerische Bedeutung wurde mit Hilfe von Scioptikonbildern klar zu machen gesucht.

Gigantomachie: „Ich hatte Besuch in Pergamon; meine Frau war von Smyrna herübergekommen und Herr Dr. Boretius aus Berlin ebenfalls. Es war am 21. Juli, dass ich die Besucher einlud, mit zur Burg zu kommen, um die Platten wenden zu sehen, die mit dem Rücken nach aussen und mit der bearbeiteten Seite gegen den Schutt standen. Während wir hinaufstiegen, umkreisten sieben mächtige Adler Glück verheissend die Burg. Die erste Platte fiel um: es war ein gewaltiger, auf seinen Ringelfüssen stehender Gigant, der uns den muskulösen Rücken zeigt, das Haupt nach links gewandt, eine Löwenhaut auf dem linken Arm; — sie passt leider an keine bekannte Platte, sagte ich. Die zweite fiel. Ein herrlicher Gott, die volle Brust zeigend, so gewaltig und doch so schön, wie noch keiner dagewesen. Um die Schultern hängt ein Gewand, das dann die beiden weit ausschreitenden Beine umflattert. Auch diese Platte passt mir an nichts Bekanntes! Die dritte Platte zeigt einen schmächtigen Giganten, der in die Kniee gestürzt ist; die Linke greift schmerzhaft zur rechten Schulter, der rechte Arm ist wie gelähmt — ehe er ganz von Erde gereinigt, fällt die vierte Platte: ein Gigant stürzt rücklings auf den Felsen; der Blitz hat ihm den Oberschenkel durchbohrt; — ich fühle deine Nähe, Zeus! Fieberhaft umeilte ich die vier Platten; hier die drittgefundene passt an die erstgefundene: der Schlangenringel des grossen Giganten geht deutlich in die Platte mit dem ins Knie gesunkenen Giganten über. Der obere Teil dieser Platte, wohinein der Gigant seinen fellumwickelten Arm streckt, fehlt; doch sieht man deutlich, er kämpft über den gestürzten hinweg. Sollte er gegen den grossen Gott kämpfen? Wahrlich, ja, der linke vom Gewand umwallte Fuss verschwindet hinter dem knieenden Giganten. — Drei passen aneinander, rufe ich, und bin schon bei der vierten, sie passt auch — der blitzgetroffene Gigant fällt vom Gott abwärts. Ich zitterte förmlich am ganzen Leibe; — da kommt noch ein Stück — mit den Nägeln kratze ich die Erde ab, — Löwenhaut, es ist der Arm des riesigen Giganten — dem gegenüber ein Gewirr von Schuppen und Schlangen — die Aegis! es ist ein Zeus! Ein Werk, so gross und herrlich, wie irgend eines, war der Welt wiedergeschenkt, unseren ganzen Arbeiten die Krone aufgesetzt, die Athenagruppe hatte ihr schönstes Gegenstück erhalten. Tief ergriffen umstanden wir drei glücklichen Menschen den köstlichen Fund, bis ich mich auf den Zeus niedersetzte und in dicken Freudenthränen mir Luft machte“. Grosse innere, auch freudige Erregung fand überhaupt bei Humann leicht in Thränen ihre Auslösung: unvergesslich ist mir ein Augenblick ähnlicher hoher Er-

griffenheit, als Humann und ich, von Hamdy-bey, dem Generaldirektor der türkischen Museen, als die ersten europäischen Fachmänner, denen dieser Anblick zu Teil wurde, dazu nach Konstantinopel geladen, vor den sog. Alexandersarkophag von Sidon geführt wurden, als Brett um Brett fiel und ein wahres Wunderwerk antiker Kunst vor uns stand, damals noch in seinem ganzen frischen Farbenschmuck strahlend, als wäre es gestern aus der Werkstatt gekommen, ein Meisterwerk allerersten Ranges, wohl geeignet, uns vorzuführen, was das Jahrhundert des Praxiteles und Apelles in farbiger Plastik als Höchstes erstrebt und erreicht hatte, geradezu eine Offenbarung für uns arme Menschen, die so viel von Mosaikarbeit leben und durch die Nebel der Kopien oder Umbildungen zu den wirklichen Originalen uns auf vielfach unsicherem Pfade mühsam durcharbeiten müssen: diese Überzeugung drängte sich sofort auch dem glücklichen Entdecker Pergamons auf: er sah in Farben, was in Pergamon nur farbig gedacht war, sah Meisterhand statt Steinmetzhand — und Thränen freudiger tiefer Erregung im Auge schloss er den Entdecker dieses Werkes, Hamdy, in seine Arme. —

Ich sagte schon, dass in Pergamon acht Jahre gegraben wurde. Humann ruhte nicht, bis die grosse Aufgabe gänzlich gelöst war. Am Schluss des dritten Grabungsjahres, 1881, als die Fortsetzung durchaus nicht sicher schien, schloss Humann seinen Ausgrabungsbericht mit den zuversichtlichen und für ihn wunderbar charakteristischen Worten: „Liegen aber noch immer Reste der Gigantomachie in Pergamon? Wahrscheinlich. Sind noch andere Kunstschätze dort verborgen? Sicherlich. Werden wir wieder dort graben? Ich hoffe es“.

Und in der That, bis 1886 wurde weitergegraben und das ganze Bild der Hochstadt, ihre Plätze und Hallen, Tempel und Theater, Nutzbauten und Königsschloss herausgeschält, so dass der heutige Architekt sie nahezu vollständig im Bilde wieder vor uns aufbauen kann. Am Schluss der langen und schweren Arbeit, im Herbst 1886, hatte ich das Glück, mehrere Wochen den Arbeiten zuschauen zu dürfen, und auf den Tempelblöcken oder Theaterstufen sitzend, oder Abends auf der mondscheinbestrahlten Veranda des deutschen Hauses in Pergamon die immer mit gleicher Freude und Frische vorgetragene Geschichte der Grabungen und Rettungen, und vieles andere von Humanns immer beredter Mitteilsamkeit zu erhaschen. Es war eine hohe Freude, dem Manne zuzuhören, der sich selbst mit edler Bescheidenheit immer nur einen „blossen Ingenieur“ nannte, und dabei für alle künstlerischen Fragen und alles Historische auf den Gebieten der Kunst, Geographie, Ethno-

graphie ein so feinfühliges Verständnis zeigte, wie längst nicht alle sog. Fachmänner.

Nachdem in den ersten Jahren der pergamener Arbeiten die Hauptfunde gehoben, die ganze Arbeit im Geleise und tüchtige architektonische und archäologische Hilfskräfte gewonnen waren, fand Humann Zeit, auch neben Pergamon her sich anderen neuen Aufgaben zu widmen: so unternahm er 1882 die Führung einer von der Berliner Akademie und der Museumsverwaltung gemeinsam angeordneten Expedition nach Galatien und Kappadocien: in Angora sollte mit Hilfe unseres Kollegen v. Domaszewski die grosse Inschrift, die die Mauern des Roma- und Augustustempels bedeckt und den von Kaiser Augustus selbst redigierten Rechenschaftsbericht über seine ganze Regierungsthätigkeit enthält, eine geschichtliche Urkunde ersten Ranges, sorgsam untersucht und vollständig in Gips abgegossen werden; in Kappadocien galt es, ungenügend geprüfte und bekannt gemachte Felsskulpturen jenes einheimischen Volkes, dessen Spuren Humann schon unweit Smyrna begegnet war, neu zu untersuchen, soweit es angängig war, abzugiessen und zu photographieren. Diese vor Erbauung der anatolischen Bahn äusserst schwierige Aufgabe — galt es doch z. B. unter anderm, auf ungebahnten Wegen, über hohe Bergjoche und durch reissende Flüsse Hunderte von Kisten mit Gips und Abgüssen durchzubringen — löste Humann selbstverständlich glänzend und gewann unterwegs wieder reiche Gelegenheit zu mineralogischen, geographischen, ethnographischen Beobachtungen und Aufnahmen von hohem Wert: man versteht aber auch die aus bedrängtem Herzen emporquellende Freude, als er den letzten Kamm des pontischen Küstengebirges mit seiner Wagenreihe mühselig emporklimmt und plötzlich unter sich den Spiegel des schwarzen Meeres und die Stadt Samsun, der langen Irrfahrt Ende, gewahrt. Das folgende Jahr, 1883, brachte eine noch eigenartigere Expedition. Auf der Höhe des Nemrud-dagh, der höchsten, über 2000 Meter hohen Spitze des Tauros, des nördlichen Randgebirges der mesopotamischen Ebene, war ein spitzer Grabhügel, umgeben von ganzen Reihen thronender Gestalten, Göttern und Menschen, links und rechts von ihnen gewaltige Wappentiere, entdeckt worden, alles bis zu vier- und fünffacher Lebensgrösse. Alles sollte noch aufrecht dastehen. Die Nachricht klang zunächst so wenig glaubhaft, dass Puchstein, der gerade in Aegypten weilte, den Auftrag zu einer Recognoszierungsreise erhielt, die thatsächlich die wunderbare Mähr vollauf bestätigte. Bei dem grossen Interesse, das gerade in den achtziger Jahren erwacht war, in Folge der Schliemann'schen Entdeckungen, für die Kunst

der Vermittlungsländer zwischen den alten Kulturcentren am Euphrat und Tigris und der griechischen Welt, hiess es nun sogleich: Humann muss hin, wir müssen genaue Aufnahmen und Abgüsse haben. Von Deutschen hatte bisher eigentlich nur unser Moltke in seinen türkischen Jahren diese Gegenden näher kennen gelernt: ihm als dem grossen Pfadfinder ist auch das Humann'sche Reisewerk gewidmet: zum ersten Mal setzte Deutschland hier mit einer Expedition grösseren Stiles seinen Fuss in Gebiete, die bis dahin für die Domäne Englands und Frankreichs gegolten hatten. Das Ergebnis der Expedition war überraschend: der Prunksinn des Stifters der Königsdynastie Kommagene hatte im ersten Jahrhundert v. Chr. die Kleinheit seines Herrschaftsgebiets wett zu machen gesucht durch ein ganz grossartig gedachtes Grabmal, den Göttern nahe, wie dieser Antiochos sich in schwulstigen Versen selber ausdrückt: griechisch spricht er in endlosen, wenn auch interessanten Inschriften auf der Rückseite jener Statuen, aber orientalisch denkt er: die Götter Griechenlands und Persiens, die Herrscher Persiens und Syriens als wirkliche oder supponierte Ahnen werden um den vergötterten Antiochos vereinigt, der selbst wohl noch unberührt im Innern seines gewaltigen Grabhügels schlummert. Auf 30 deutsche Meilen Entfernung gewahrt man denselben aus der mesopotamischen Ebene! Noch mehrere ähnliche bescheidenere Grabhügel in der Ebene fanden Humann und seine Genossen, ebenfalls von Herrscherstatuen und Königsadlern umgeben; wichtiger noch war aber die Auffindung zahlreicher Kulturcentren weit älterer Zeit im nördlichen Syrien und die Erwerbung von Abgüssen und Originalwerken einer Kunst, die den Übergang von Ost nach West bezeichnet. Also wiederum gelang es Humann, zwischen zwei bereits gut bekannten Gebieten der Forschung durch unbekannte Gegenden hindurch die verbindende Brücke zu schlagen. Ein Stadthügel, Sendjirli, wurde bei dieser Gelegenheit näher untersucht, wertvolle Skulpturen dort aufgenommen und die Vorstudien gemacht zu Unternehmungen, die von 1888 ab aus den Mitteln des inzwischen in Berlin nach österreichischem Vorgang gebildeten Orientkomité's, ebenfalls wieder unter Humanns Leitung dort stattfanden, unter Mithilfe tüchtiger jüngerer Forscher. Die in hohem Grade den klimatischen Fiebern ausgesetzte Gegend hat leider, so scheint es, Humanns Gesundheit so zerrüttet, dass er dem Angriff seiner Todeskrankheit nicht mehr genügenden Widerstand entgegenzusetzen vermochte.

1884 erliess die Türkei ein neues Antikengesetz, eine blosse Nachäffung des höchst thörichten und verderblichen griechischen Antiken-

gesetzes, das jede Ausfuhr von Altertümern irgendwelcher Art einfach und unbedingt verbietet, sie theoretisch zu Staatseigentum erklärt und dadurch nur einem unmoralischen und für die wissenschaftliche Forschung, die in erster Linie den Wunsch hat, zu wissen, woher die Dinge stammen und wie sie gefunden sind, in höchstem Grade verderblichen Schleichhandel Thor und Thür öffnet. Die ebenso originelle wie schneidige Antwort Preussens auf das türkische Gesetz war die Ernennung Humanns zum Direktor am Berliner Museum mit Sitz in Smyrna. Gesetze, und namentlich so thörichte, sind nun zwar in der Türkei vorwiegend dazu da, umgangen zu werden, höchstens noch die Einnahmen von Leuten zu vermehren, deren gesetzliche Einnahmen, in der Türkei die Regel, zur Lebensführung nicht ausreichen. Aber etwas erschweren solche Gesetze den Betrieb doch, selbst für einen so geschickten Mann wie Humann. Im Februar 1889 schrieb mir Humann einmal: „Die Zeiten werden immer schlimmer, schon ist es dahin gekommen, dass es viel leichter ist, Antiken auszubuddeln, als sie dann wirklich zu bekommen und in die Heimat zu senden. Bald werden nur noch diejenigen Nationen ihre Museen vermehren können, bei denen Antiken zu den Landesprodukten gehören. Vielleicht treibt man dann Tauschhandel und wir senden einmal ein paar Hundert altgermanische Urnen nach Athen oder Stambul gegen dortige Erzeugnisse. Morgen muss ich schon wieder nach Konstantinopel, das fünfte mal seit acht Monaten und ob ich erhalte, was ich wünsche, wissen noch die Götter“. Dass trotzdem die Götter ein Einsehen hatten, beweisen zahlreiche wertvolle Erwerbungen für das Berliner Museum, dessen asiatischer Direktor in partibus sich im Jahre 1893 dafür die Würde des Geheimen Regierungsrats gefallen lassen musste: freilich war und blieb Humann das Gegenteil eines sog. Geheimen Rats, wenngleich der Name in seiner wirklichen Bedeutung schon auf ihn gepasst hätte.

Nach dem Schluss der pergamenischen Grabungen 1886 folgten für Humann etwas ruhigere Jahre, soweit man überhaupt bei einem Quecksilbergeist wie Humann von Ruhe reden kann und soweit das Wort Ruhe zutrifft, wo so aufreibende Expeditionen wie diejenigen nach Sendjirli und andere Aufträge des Orientkomité's sich folgten, wo auch die Österreicher für zahlreiche Expeditionen in das südwestliche und südliche Kleinasien sich dauernd auf Humanns bewährten Rat und vielseitige Unterstützung verliessen, und neue grössere Projekte, die wohl vorbereitet sein wollten, auch deutscherseits auftauchten.

Als ich im Frühling 1890 ihn in Smyrna zur gemeinsamen Fahrt

nach Troja abholte, und wir längs der erinnerungsreichen Küste Joniens dahinglitten, brachte ich einen meiner langjährigen Lieblingswünsche bei ihm zur Sprache, dass nämlich einmal in Milet, der Metropole Joniens, der grössten Handels- und Kunststadt des asiatischen Griechenlands, das damalige Smyrna, Mutterstadt zahlreicher, z. T. noch heute blühender Kolonien am schwarzen Meer so gut wie in Aegypten, gegraben werde, namentlich in den Gräbern gesucht nach den Spuren jener Grösse, die so früh erblüht, so früh durch die Persereinnahme 494 dahinsank. Humann griff die Sache mit wärmstem Interesse auf; noch mehrfach sprachen wir in den folgenden Wochen eingehend den Plan durch; einige Tastgrabungen hat Humann noch selbst vornehmen können: ehe er die Arbeit selbst, die ihn in den letzten Jahren viel beschäftigte, ernstlich angreifen konnte, zerschnitt die Parze unerbittlich seinen Lebensfaden, und jetzt wird wohl mit anderen Plänen auch dieser für lange begraben sein: denn ein zweiter Humann findet sich nicht so leicht; jetzt wenigstens gibt es keinen: er ist wirklich unersetzlich. Im selben Maeanderthal, dessen Mündung Milet beherrscht, lag etwas oberhalb, an dem Passe, der nach Ephesos hinüberführt, Magnesia, im Altertum namentlich durch seinen Artemistempel berühmt. Kurze französische Grabungen, die Rothschild bezahlt hatte, stellten früher schon die Stelle der im vierten Jahrhundert neugegründeten Stadt und das Vorhandensein zahlreicher Baureste fest. Unter Humanns Leitung fanden dann 1890—93, teils vom preussischen Staat, teils von opferwilligen Privaten bezahlte Grabungen statt, die uns ein interessantes Stadtbild und den berühmten Tempel, das Theater u. a. wiederschenkten, namentlich aber einen grossartigen Marktplatz, von langen Säulenhallen umgeben, angefüllt mit den Postamenten von Statuen u. s. w. — das vollständige Marktbild einer griechischen Stadt. Auch einen Gesamtplan der Stadt arbeitete Humann aus, besonders glänzend aber bewies er seine Ingenieurkunst durch Trockenlegung des Stadtbodens, der sich in einen grossen Sumpf verwandelt hatte: so konnte wenigstens im Frühjahr und Herbst auf ziemlich trockenem Boden gegraben werden.

Mitten aus all diesen und anderen begonnenen oder geplanten Arbeiten heraus ist er unerwartet von uns geschieden; ein heissgeliebter, ungemein talentvoller Sohn war ihm im Tode vorangegangen, seine Frau, das Muster einer gemütvollen, energischen deutschen Frau, mit der ihn die innigste Liebe verband, war sogar für einige Zeit nach Wiesbaden übergesiedelt, um den beiden ihr gebliebenen Kindern eine deutsche Schulbildung verschaffen zu können und ihnen doch Mutter zu bleiben: nur

im Sommer konnte Humann in rascher Reise seine Lieben für kurze Zeit sehen: ein Leben voll Entsagung und harter Arbeit, starker Aufregung, aber edler Hingabe an den idealen Beruf, welchen er sich, man kann wirklich sagen, aus sich selbst heraus geschaffen hatte. Fünfunddreissig Jahre hat er im Ausland gelebt, aber unter Kurden und Tscherkessen las er seine deutschen Dichter, auf einsamen Ritten deklamierte er den Faust: so lange Deutschland solche Männer praktischer Arbeit und idealen Denkens sein eigen nennen kann, darf es seiner Zukunft sicher sein!

Die Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes in vorrömischer und römischer Zeit.

Von

K. Schumacher.

(Mit einem Kärtchen.)

Ziemlich allgemein verbreitet ist die Ansicht, dass der „Odenwald" trotz seiner günstigen, von allen Seiten durch Thäler erschlossenen Lage wegen des gebirgigen und wenig ergiebigen Charakters in vorrömischer Zeit nur wenig oder gar nicht bewohnt war und erst durch die römischen Grenzanlagen eine einigermassen nennenswerte Besiedelung erfahren hat. „Es ist eine der auffallendsten Thatsachen unserer rheinischen Urgeschichte, dass der Odenwald, so reich an römischen und germanischen Ueberlieferungen, für die älteste Zeit keine Sprache redet. Das grosse Waldgebiet war entweder kaum bewohnt oder es war in der Urzeit stets bestrittenes Gebiet, in dem die Völker sich nicht dauernd niedergelassen haben; es fehlen ihm nahezu alle urgeschichtlichen Denkmale vor der Römer- und der Germanenzeit", schreibt z. B. Hammeran in einem interessanten Artikel „Sage und Geschichte im Odenwald" (Frankfurter Zeitung 1889 Nr. 243).

Beschränkt man Hammerans Urteil auf den eigentlichen Gebirgsstock des Odenwaldes, so ist es richtig, unrichtig dagegen für den Odenwald in weiterem Sinn. Wenn man die archäologischen Karten der Gegend betrachtet, scheint diese Ansicht allerdings begründet. Die archäologische Übersichtskarte von Baden (1883, E. Wagner) verzeichnet ausser einigen Grabhügeln bei Mosbach (?), Osterburken und Walldürn sowie einigen Ringwällen am Westrande des Gebirges gegen die Rheinebene zwischen dieser und dem römischen Grenzwall keine vorrömischen Spuren und auch die Karte der vorrömischen Verkehrswege in der Fundstatistik von v. Tröltsch (Stuttgart 1884) lässt keinen Weg diese einsamen Gegenden durchziehen, während allerdings die Näher'sche Karte (das römische Strassennetz in den Zehntlanden, 1881) einige keltisch-römische Verbindungen anzeigt. Nicht viel mehr bieten für den anstossenden

hessischen Teil die archäologische Karte des Grossherzogtums Hessen (Archiv für hessische Gesch. N. F. I, Kofler), sowie für den bayrischen die prähistorische Karte von Bayern (Beitr. z. Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IV, Ohlenschlager).

Indessen ist seit dem Erscheinen jener Karten mancher Fund bekannt geworden, welcher das Bild der Besiedelung dieser Gegend doch etwas freundlicher gestaltet. Namentlich hat die Reichslimesuntersuchung vielfach Gelegenheit gegeben, auch den vorrömischen Spuren nachzugehen und neues Material für die älteste Besiedelungsgeschichte zu gewinnen. Mir selbst ist es seit fünf Jahren vergönnt, den badischen Odenwald und das sog. Bauland im Limesgebiete nach verschiedenen Richtungen zu durchforschen. Deshalb beschränke ich mich im Folgenden auch hauptsächlich auf die Besprechung des badischen Teiles des Odenwaldes bezw. des Baulandes rechts des Neckars.

Wegen der meist zu beobachtenden Kontinuität der Besiedelung ist es wichtig, dass sich bereits in der Steinzeit Spuren einer wenn auch dünn gesäten Bevölkerung nachweisen lassen. Die an den Westabhängen des Gebirges und auf den in die Rheinebene vorgeschobenen Bergkuppen gemachten Funde müssen dabei ausser Betracht bleiben, da sie schon dem Kulturbereiche der Rheinebene angehören. Solche Funde treten zahlreich längs des Rheinthales auf, wo steile Bergvorsprünge sichere Wohnstätten, die Ebene fruchtbares Ackerland boten. Typisch für solche Ansiedelungen (wenn auch schon ausserhalb unseres Gebietes gelegen) ist die auf dem Michelsberg bei Untergrombach befindliche, der jüngeren Steinzeit angehörige Dorfanlage mit zahlreichen Hütten- und Feuergruben, Gräbern und einem das Ganze umgebenden Schutzgraben, während der ursprünglich zweifelsohne vorhandene Erdwall jetzt durch die Kultur eingeebnet ist[1]). Solche Ringwälle sind nach der badischen archäologischen Karte noch erhalten nahe dem Westrand des Odenwaldgebirges auf dem Steinberg bei Rippenweiher, bei Oberflockenbach, Schriesheim und Heidelberg. Der grössere Teil derselben gehört aber unstreitig jüngerer Zeit an. Der Ringwall bei Weinheim ist durch eine mittelalterliche Belagerungsburg entstanden[2]), und auch der bei Eberbach verzeichnete Wall stammt wohl aus einer späteren Periode, wie auch die Schanzen bei Mülben von einer mittelalterlichen Wegsperre herrühren.

1) Vgl. Karlsruher Altertumsverein, Heft I (1891) S. 38f. (K. Schumacher) und die neueren Ausgrabungen von A. Bonnet.

2) Westd. Zeitschr. XI (1892) S. 225 (F. Kofler).

Auch die an den kesselartigen Ausbuchtungen des Neckarthales gemachten steinzeitlichen Funde nehmen weiter nicht wunder, wenn man das milde Klima und die fruchtbaren Gefilde dieser Gegenden in Betracht zieht. Solche Fundstellen sind bekannt bei Ziegelhausen (westlich vom Hahnberg: Pfeilspitze aus Feuerstein und zwei Serpentinbeile, im Museum Karlsruhe), von Gundelsheim (Serpentinaxt, Mus. Karlsruhe), von Offenau (Wirt. Franken VI S. 297) und bei Heilbronn (städtische Sammlung in Heilbronn).

In den Seitenthälchen des Neckars treffen wir jene steinzeitlichen Spuren am Hardhof bei Mosbach, wo vor Jahren oben auf dem Plateau der steilen Südwand des Elzthales die Anzeichen einer Ansiedlung mit zahlreichen Scherben und einem noch in der Horneinfassung befindlichen Steinbeil zum Vorschein kamen, ferner bei Osterburken, wo am nördlichen Thalrande der Kirnau eine Hüttengrube mit Kohlen, Knochen, Scherben mit charakteristischer Strichverzierung, ein ausserordentlich flacher (schuhleistenförmiger) Steinmeissel und das Bruchstück eines Feuersteinpfeils oder Messerchens gefunden wurden (Limesblatt S. 116).

Aus dem Innern des Gebirges besitzt Herr Kreisrichter Conrady in Miltenberg ein bei Neusass (zwischen Amorbach und Walldürn) gefundenes Steinbeil, das Museum in Karlsruhe aus der Hinterlassenschaft des Buchener Altertumsvereins zwei Steinbeile von Schlossau, deren Herkunft aber nicht ausser Zweifel steht. Auch von Watterbach (nordwestlich von Kirchzell) verzeichnet Ohlenschlager ein Steinbeil (n. 289).

Nördlich der Linie Erbach-Bensheim nehmen die Funde wegen der günstigeren Bodenverhältnisse an Zahl zu, wie ein Blick auf die Kofler'sche Karte zeigt. Das Gleiche gilt für die fruchtbaren Ausläufer des „Baulandes“ gegen das Tauberthal. Namentlich in der Gegend von Mergentheim sind zahlreiche steinzeitliche Reste gefunden (Wirt. Franken V S. 125), z. B. auf der badischen Gemarkung Dainbach bei Boxberg ein Steinhammer aus Hornstein[1]). Was Ganzhorn (Wirt. Franken V S. 125) von der Gegend bei Mergentheim sagt, dass dort „Donnerkeile“ häufig im Besitze der Bauern seien, welche sie vielfach zu abergläubischen Prozeduren, wie zum Bestreichen der Euter der Kühe und zum Schutz gegen Blitzschlag verwendeten, hat auch Geltung für die Gegend an der

1) Abg. bei Lindenschmit, Altert. heidn. Vorzeit Heft I Taf. I n. 8, wo irrtümlicher Weise Aalen als Fundort angegeben ist. Ueber neuerdings in dieser Gegend eröffnete Grabhügel, Hochäcker und einen Steinwall (?) vgl. Fundberichte aus Schwaben III (1895) S. 37 f. (K. Schips). Ueber einen hier gefundenen Bronzekelt siehe die Beschreibung des Oberamts Mergentheim.

unteren Tauber (z. B. Kembach vgl. Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden IV S. 132).

Wenn unter den genannten Funden wahrscheinlich auch einzelne einer späteren Periode als der Steinzeit angehören, da die Verwendung von Steingeräten neben denen aus Metall sich noch bis in die La Tène-Zeit hinein beobachten lässt, so stammt doch der grössere Teil nach dem Charakter der Fundstücke und nach den begleitenden Umständen unstreitig aus der eigentlichen Steinzeit selbst und beweist, dass bereits in dieser frühen Periode nicht nur die fruchtbaren Thalhänge des Rheins, Mains, Neckars und der Tauber, sondern auch da und dort die weiter zurückliegenden Vorberge und gelegentlich auch die nach dem Innern des Gebirgsstocks führenden Thälchen bewohnt waren. Dicht kann diese Besiedelung natürlich nicht gewesen sein: die zerstreut hausenden Horden mögen vielmehr oft nur aus wenigen Köpfen bestanden haben. Welchem Volke sie angehörten, entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis.

Eine Bestätigung erfährt diese Betrachtung dadurch, dass sich auch für die nun folgende Bronzeperiode mehrfache Besiedelungsspuren nachweisen lassen. Die Funde an den Ausläufern der Rheinebene, wie der Depotfund von der Schauenburg bei Dossenheim, kommen auch hier nicht in Betracht. Wichtig dagegen ist ein ähnlicher Depotfund von Osterburken (Oberg.-rät. Limes, Kastell Osterburken S. 44). Im Jahre 1867 kamen bei den Ausgrabungen des Mannheimer Altertumsvereins an einer Stelle beisammen eine grössere Anzahl Bronzegegenstände zum Vorschein (Beile), Sicheln, Messer, Werkzeuge, Lanzenspitzen, Armringe, Drahtspiralen etc., welche nach ihrer Form der Bronzezeit angehören. Da sich auch einige Gussbrocken darunter befinden, hat Undset, Westd. Ztschr. V S. 12 an eine Gussstätte gedacht. Es würde dies eine gewisse Bedeutung des Ortes voraussetzen, indessen finden sich solche Gussbrocken ebenso unter dem Krame hausierender Händler, welche eingetauschte, zerbrochene Gegenstände zur Erleichterung des Transportes einzuschmelzen pflegten. Jedenfalls aber beweist der Fund, dass Menschen in der Nähe wohnten, welche solcher Ware bedurften. Und sie haben auch deutliche Spuren hinterlassen. Auf der Höhe des südlichen Thalhanges befindet sich eine Gruppe von vier Grabhügeln, welche unter einer flachen, unregelmässigen Steinlage Leichenbrand (?) und Beigaben von Thongefässen, zwei Bronzenadeln und Bronzeringchen zeigten [1]) und der jüngeren Bronzezeit oder älteren Hallstattperiode angehören. Eine andere Grab-

1) Vgl. Karlsruher Zeitung 1895 n. 23 Beilage = Fundber. von Schwaben II (1894) S. 10 (E. Wagner).

hügelgruppe dieser Zeit befindet sich zwischen Binau und Lohrbach bei Neckarelz, über welche Wilhelmi, Sinsheimer Jahresber. VII S. 3 f. (vgl. I S. 41, VI S. 33, VII S. 62) berichtet hat. Sie enthielten unter einer Steinlage Skelette und Beigaben von Thongefässen, ein Steinbeil, einen glatten Bronzearmring und „eines jener Bänder von Erzblech, die an beiden Seiten in Spiralen auslaufen (Handbergen)“ [1]). Auch bei Jagstfeld wurden Grabhügel dieser Zeit geöffnet, wie ein sog. Brillenornament [2]) des Museums in Karlsruhe beweist. Der Depotfund von Dietenhan (Kunstdenkm. d. Grossherzogt. Baden IV S. 132) und das Bronzeschwert von Wertheim (Lindenschmit, A. h. V. I. 3 Taf. III 3) weisen schon auf das Maingebiet hin.

Wieviele der noch nicht oder nur mangelhaft untersuchten Grabhügel bereits dieser frühen Periode angehören, lässt sich natürlich nicht sagen. Solche liegen oder lagen: 1) bei Gundelsheim (vgl. Wirt. Franken X S. 141). 2) zwischen Offenau und Duttenberg im Seehau acht Grabhügel (Wirt. Franken VI S. 297 f., Württ. Vierteljahrshefte 1894 S. 3). 3) bei Möckmühl (?) (Wirt. Franken VIII S. 328). 4) Sechs Grabhügel bei Rossach (Oberamtsbeschr. Künzelsau S. 252, Württ. Vierteljahrshefte 1890 S. 5). 5) Grabhügel im Waidachwald bei Oberschefflenz, das sog. Römergrab. In demselben sollen bei einer früheren Anschürfung auch eiserne Gegenstände gefunden sein. 6) Bei Oberfinkenbach bei Beerfelden (Kofler, Archiv für hessische Gesch. 1893 S. 103, 3). 7) Zwischen Watterbach und Eutergrund (Ohlenschlager n. 288). Ein Teil dieser Grabhügel zieht sich also bis in den eigentlichen Odenwald hinein.

Der Hallstatt- und La Tène-Zeit sind die Grabhügel im Haimbuchwald beim Ahornhof (Boxberg) zuzuweisen, welche ausser einigen verbrannten Knochen nur Scherben und eine eiserne Lanzenspitze ergaben (Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden S. 41 f.). Ferner gehören diesem Abschnitte, namentlich aber der Früh-La Tène-Periode, an eine Anzahl Grabhügel, die beiderseits des Rinschbachthales, am Gewesterbach und bei Walldürn liegen. 1) Zwei Grabhügel bei Kudach, von denen der eine geöffnet ist; er enthielt nur wenige Scherben. 2) Bei Rinschheim das sog. Hönehaus im Breitenbüschle (vgl. Karlsruher

1) Gewöhnlich als Knöchelring getragen, vgl. Wilhelmi, Sinsh. Jahresb. IV S. 10, Lind., A. h. V. III. V Taf. 4, und Köhl, Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1891 S. 99 f. Von dem Binauer Schmuckband bemerkt aber Wilhelmi ausdrücklich, dass es an dem Arme eines Skeletts gefunden sein soll.

2) Vgl. Naue, die Bronzezeit in Oberbayern S. 130 f.

Zeitung 1895 n. 23 Beil. = Fundber. aus Schwaben II (1894) S. 10). Funde: Skelett und verbrannte Knochen, Thongefässe, Bronzearmringe, Korallenperlen, Eisenstücke von einem Dolch oder Messer (?). 3) Bei Götzingen drei Grabhügel, von welchen zwei geöffnet sind. Inhalt: Skelette, Thongefässe, Bronzespange, Eisenstücke (vgl. Karlsruher Ztg. 1895 n. 23 = Fundber. aus Schwaben II (1894) S. 10 und III (1895) S. 16). 4) Grabhügelgruppe im Plattenwald bei Eberstadt; Inhalt eines angegrabenen Hügels: Skelette und Thongefässe. 5) Sieben Hügel im Lindigwald bei Walldürn, welche 1885 teilweise untersucht wurden; sie enthielten unter Steinsetzungen nur wenige Scherben. 6) Vier Grabhügel im Buchwald bei Höpfingen, welche teilweise angegraben wurden, aber neben verbrannten Knochen gleichfalls nur wenige Scherben ergaben (zu 5 und 6 vgl. Karlsruher Zeitg. 1880 Nr. 283 und 284 (Conrady) und E. Wagner, Hügelgräber S. 42).

Die Grabhügel an der Westseite des Kinschbachthales zeigen ziemlich einheitlichen Charakter, doch lassen sie uns beim Mangel charakteristischer Beigaben, wie diejenigen vom Ahornhof, bis jetzt im Zweifel, ob sie noch der Hallstattperiode oder schon der La Tène-Zeit angehören, d. h. ob sie den Galliern oder der vor ihnen ansässigen Bevölkerung zuzuschreiben sind, wenn ersteres für die grössere Zahl derselben auch wahrscheinlicher ist. Wenn da und dort neben der Bestattung auch verbrannte Knochen beobachtet wurden, so bleibt noch zu untersuchen, ob diese nicht von den mitgegebenen Tieropfern und Totenspenden herrühren könnten. Andernfalls würde die Verbrennung wohl auf vorgallische Bevölkerung hinweisen.

Ausgeprägten gallischen Charakter der Früh-La Tène-Zeit zeigen Grabhügelfunde von Tauberbischofsheim (Mus. Karlsruhe), Lauda (Mus. Donaueschingen) und Neckarzimmern (im Besitze der Familie von Gemmingen in Neckarzimmern, vgl. Wilhelmi, Sinsh. Jahresb. I S. 40, VII S. 62, Krieger, die Burg Hornberg am Neckar 1869 S. 25 Anm. 4) [1]).

Dass die Gallier um 400 v. Chr. diese Gegenden in Besitz nahmen, steht heute ausser Zweifel (vgl. meine Ausführungen in diesen Jahrbüchern II S. 128 f.). Sie waren Träger einer überlegenen Kultur, besassen geprägte Münzen, verbesserten Ackerbau und Viehzucht und legten gangbare Wege an. Eine solche Strasse führte vom Tauberthal in der Gegend von Königshofen über Schüpf, Buch am Ahorn, Gerichtstetten,

1) Vielleicht auch von Neckarelz (Bronzeringe und Glasperlen im Museum Karlsruhe).

Kudach gegen Rinschheim, wo sie sich teilte und einen Zweig nach Norden gegen Walldürn, einen andern nach den westlichen Hängen des Rinschbachthales schickte. Sie zieht meist auf den Wasserscheiden und heisst noch heute stellenweise die „Hohe Strasse". Die sie begleitenden Grabhügel sprechen für ihren frühen Ursprung. Gleichen Alters könnten auch die von Nord nach Süd ziehenden Höhenstrassen zwischen Rinschbach und Schlierbach (Krummebach) und zwischen Hiffelbach und Gewesterbach sein. Ähnliche gallische Verkehrswege, natürlich einfachster Anlage, sind auch anderwärts nachgewiesen, beispielsweise zwischen Kocher und Jagst (vgl. Württ. Vierteljahrsh. 1894 S. 5 f., K. Weller).

Von den charakteristischen gallischen Münzen, den sog. Regenbogenschüsselchen, sind auch in unserem Gebiete einige gefunden, wenn auch näher der Ostgrenze desselben. Zwei Stücke (ein goldenes und ein silbernes) besitzt das Museum in Karlsruhe von Niclashausen und Kembach bei Wertheim (Karlsr. Ztg. 1897, n. 29, E. Wagner), zwei Exemplare sind in Privatbesitz in Unterwittighausen bei Tauberbischofsheim (vgl. Bissinger, Funde römischer Münzen im Grossherzogtum Baden n. 236) und eines in Osterburken. Von Eberbach stammt eine barbarische Nachbildung eines Denar aus republikanischer Zeit (vgl. Bissinger n. 218).

Von den Wohnstätten dieser Zeit ist wenig übrig geblieben, da sie ja nur aus Blockhäusern und Lehmbaracken, im Winter auch aus Grubenhütten bestanden. Doch kamen in der Nähe eines der genannten Grabhügel am Südfuss des Hembergs bei Götzingen an geschützter Stelle vier erhöhte, mit einer rohen Stückung versehene Rechtecke von 12 bis 16 m Länge und ca. 4 m Breite zum Vorschein, welche mit zahlreichen Kulturabfällen und Scherben aus der Zeit jenes Grabhügels bedeckt waren und als die Hüttenstellen jener frühen gallischen Ansiedler betrachtet werden können. Ähnliche Anzeichen wurden bei einigen anderen Grabhügeln beobachtet. Noch zu Cäsars Zeit wohnten die Gallier vielfach vereinzelt in der Nähe von Wäldern und fruchtbaren Thalgründen.

Aus der sog. Mittel-La Tène-Zeit, dem dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr., fehlen bis jetzt die Spuren gänzlich. Es hängt dies in erster Linie mit dem Umstand zusammen, dass in dieser Zeit an Stelle der leicht bemerklichen Grabhügel Flachgräber aufkamen, welche schwer auffindbar sind (vgl. Tischler, Westd. Ztschr. V S. 198, Schr. d. phys.-ökon. Ges. in Königsberg 1884 S. 31 bezw. 23). Doch gibt einen wichtigen Anhaltspunkt die dem Ende dieser Periode sowie der Spät-La Tène-Zeit angehörige Schanze von Gerichtstetten, welche nahe der oben ge-

nannten Hohen Strasse gelegen, ein von Erdwall und Graben umschlossenes Viereck von 130 (131) : 123 bezw. 111 m darstellt [1]). Im Innern desselben fanden sich ein viereckiger Steinbau aus Trockenmauerwerk, mehrere im Rechteck angeordnete Pfostenlöcher von Holzbaracken und eine Trichtergrube. Die zahlreichen, namentlich auch auf der Grabensohle gefundenen Scherben und sonstigen Gegenstände, darunter eine Mittel-La Tène-Fibel, zwei Bruchstücke von gepressten Glasringen etc. lassen keinen Zweifel an dem gallischen Ursprung der Anlage. Da die Trichtergrube zur Hälfte vom Erdwall verschüttet ist, muss die Ansiedlung anfangs dieses Schutzes entbehrt haben. Auch die Lage am Fusse eines sanften Abhangs in der Nähe eines Wiesenthälchens und zweier vorzüglicher Quellen weist auf ursprünglich rein landwirtschaftlichen Charakter des Gehöftes hin. Die Umgestaltung in eine Art oppidum, eine Zufluchtsstätte, welche wahrscheinlich wie heute im Walde versteckt lag, mag in unruhigen Zeiten erfolgt sein. Der Umfang und die Mächtigkeit der Wälle bezeugt, dass viele Kräfte zu dieser Arbeitsleistung herangezogen wurden und die Gegend also schon etwas dichter besiedelt war. Aufgegeben wurde die Schanze nach den Funden mit Beginn der Spät-La Tène-Periode, also ca. 100 v. Chr.

Fragen wir, was zur Errichtung und Räumung der Schanze Veranlassung gegeben haben mag, so müssen wir uns erinnern, dass im Verlauf des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die von Norden nach Süden drängenden Germanen den Main erreicht hatten, während südlich desselben die Gallier noch Stand hielten. Da mögen sich am Main ähnliche Zustände ausgebildet haben, wie sie uns Cäsar für etwa 100 Jahre später vom Oberrhein schildert, als die Gallier bis hierher zurückgetrieben waren und sich fast täglich mit den Germanen herumschlagen mussten. Auch dort finden sich auf der Schweizer Seite viele Erdverschanzungen, welche Keller (Mitt. der antiqu. Ges. in Zürich XVI S. 56 f.) als Refugien der Helvetier betrachtet und teilweise mit jenen Kämpfen in Zusammenhang bringt, — wieweit mit Recht, lässt sich allerdings bei dem geringen Umfang der bisherigen Grabungen nicht erkennen. Jedenfalls aber ist unsere Gerichtstetter Schanze unter ähnlichen Verhältnissen entstanden; aufgegeben wurde sie wahrscheinlich, als die Germanen durch den Cimbern- und Teutonenzug am Maine Luft bekamen und nun das Land zwischen Main und Oberrhein unaufhaltsam überschwemmten.

---

1) Vgl. den vorläufigen Bericht Conrady's Limesblatt S. 588 f.; eine ausführlichere Darstellung wird das dritte Heft der Veröffentlichungen der Karlsruher Sammlungen und des Altertumsvereins bringen.

Über die Besiedelungsverhältnisse der nächsten zwei Jahrhunderte bieten die archäologischen Funde und die Nachrichten der Schriftsteller nur wenige sichere Anhaltspunkte, doch geben der Toutonenstein von Miltenberg, ferner die Widmungen an den Mercurius Cimbrius von Miltenberg und Heidelberg, sowie die Bezeichnung der civitas am unteren Neckar als civitas Ulpia Sueborum Nicretum wichtige Fingerzeige. Der auf dem Greinberg bei Miltenberg gefundene Stein mit der Inschrift Inter Toutonos C. A. H. F.[1]), eine mächtige, genau in der Linie des römischen Grenzzugs gefundene und als Grenzstein dienende Felsennadel, welche offenbar auf einen ähnlichen Vorgang zurückgeht, wie ihn Frontin strat. II. 11. 7 von Domitian schildert[2]), bezeugt, dass hier damals Toutonen wohnten, möglicherweise Reste jener Teutonen, welche zusammen mit den Cimbern den unglücklichen Vorstoss gegen das Römerreich unternahmen. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es jedenfalls, dass bei Miltenberg selbst und bei Heidelberg Votivinschriften an Mercurius Cimbrius zum Vorschein kamen[3]), welche vielleicht die Anwesenheit von Cimbernscharen beweisen. Natürlich ist der letztere Schluss ebensowenig gesichert wie derjenige, dass die Toutonen bei Miltenberg identisch mit den aus der Geschichte bekannten Teutonen sind, wenn auch gerade das Zusammentreffen der beiden Namen für die Identifizierung spricht. — Der Name der civitas Sueborum Nicretum[4]) mit dem Vorort Ladenburg (Lopodunum) und dem vicus bei Neuenheim-Heidelberg zeigt, dass am untern Neckar Sueben sassen. Ob sie von Cäsar nach der siegreichen Schlacht über Ariovist (58 v. Chr.) zum Grenzschutze dort angesiedelt wurden oder erst später, etwa im Zusammenhang mit Agrippas Verfügungen über die rheinischen Völker,

---

1) Vgl. Conrady, Corrbl. d. Ges. Ver. 1878 n. 8, 9, Limesblatt Nr. 11, S. 340, K. Christ, Corrbl. d. Ges. Ver. 1879 Nr. 5, 6, Hübner, Bonn. Jahrb. LXIV S. 46 f., Kosinna, Westd. Ztschr. IX S. 213, Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I 392 u. s.

2) . . . eo bello, quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, cum in finibus Cubiorum (?) castella poneret, pro fructibus locorum, quae vallo comprehendebat, pretium solvi iussit: atque ita iustitiae fama omnium fidem adstrinxit. So mag auch bei Miltenberg, wo der Limes das Gebiet der Toutonen durchschnitt, ein besonderes Abkommen mit diesen getroffen und als Zeugnis jener Stein aufgestellt worden sein. — Der Ringwall auf dem Greinberg stammt nach den Untersuchungen Conrady's (Limesblatt Nr. 11 S. 340) aus nachrömischer Zeit, wie wohl auch der Ringwall bei Heidelberg (K. Christ, Bonn. Jahrb. LXXIV S. 7 f.)

3) Vgl. K. Christ, Bonn. Jahrb. XLVI S. 178 f., LXIII S. 176, LXXIV S. 18, Ztschr. f. wiss. Geographie II S. 64, A. Mays, Verz. d. städt. Kunst- und Altertümers. Heidelberg S. 6 n. 6, Corrbl. d. Westd. Ztschr. VIII S. 46 (v. Domaszewski).

4) Neue Heidelb. Jahrb. III S. 1 f. (K. Zangemeister).

lässt Zangemeister, welcher zuerst den Beinamen jener civitas S. N. richtig deutete, dahingestellt. — Über die Bedeutung des Namens der zweiten civitas dieser Gegend, der c. Alisinensis oder Alisinensium, welche bei Bonfeld festgestellt ist, sehen wir noch nicht klar[1]).

Ausser diesen germanischen Elementen sassen aber auch viele Gallier in der Gegend, teils Reste der früheren Bevölkerung, teils neue Einwanderer. Auf sie bezieht sich die bekannte Stelle bei Tacitus Germ. 29 (also vor 98 n. Chr.): non numeraverim inter Germaniae populos, quamquam trans Rhenum Danubiumque consederint eos qui decumates agros exercent. Levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere. Mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur. Die starke Beteiligung der Gallier an der Neubesiedelung lehren auch die Inschriften mit ihren gallischen Personennamen und gallischen Gottheiten.

Die Etappen der römischen Okkupation des Landes, wie sie durch die vorstehenden Worte des Tacitus angedeutet sind, treten durch die Limesforschung allmählich immer klarer zu Tage. Um die Mitte des ersten Jahrhunderts wurde die badische Rheinebene von den Römern besetzt und die bedeutenderen Thalausmündungen durch Kastelle gesperrt: so das Neckarthal bei Neuenheim-Heidelberg, wo das von Christ u. a. vermutete Kastell (Picks Monatschr. V S. 299) durch Wippermann und Zangemeister gefunden ist[2]). Im Jahre 73 und 74[3]) drang dann Vespasian in das östlich vorliegende Gebirge, auch vom Oberrhein her, ein und holte zu einem bedeutenden Schlag gegen die Germanen aus. Durch den Chattenkrieg Domitians (83) wurden die Resultate dieses Krieges gesichert und erweitert. Die Folge dieser Kriege war die Vorschiebung der Reichsgrenze bis an den mittleren und oberen Neckar, zunächst wohl nur durch eine Postenkette grösserer Kastelle, bald aber auch (also noch vor 98) durch einen fortlaufenden Palissadenzaun mit Holztürmen, wo nicht der Fluss die nasse Grenze bildete. Die von einem Kolonnenwege begleitete Grenze verliess den Neckar an der Kochermündung, um schnurgerade über Duttenberg, Neckarburken, Oberscheidenthal bis Schlossau zu ziehen, von wo sie in unregelmässigem Laufe der Wasserscheide über Hesselbach, Eulbach u. s. w. bis an den Main folgte. Bei Wimpfen, Neckarburken (Westkastell) und Oberscheidenthal wurden grössere Kastelle angelegt, um die hier querenden Thaleinschnitte

1) Wirt. Franken VIII S. 335, 547, IX S. 144 (K. Haug) u. s.
2) Vgl. Arch. Anzeiger d. Jahrb. 1896, 4 S. 193 (F. Hettner).
3) Neue Heidelb. Jahrb. III S. 9 f. (K. Zangemeister).

zu sperren. Der militärischen Besetzung folgte die private Besiedelung auf dem Fusse, wo sie nicht schon vorausgegangen war, namentlich von Gallien aus, wo man diese, zum Teil recht fruchtbaren Gegenden noch immer als altes gallisches Eigentum betrachten mochte. Dieser frühen Periode gehört z. B. ein Meierhof bei Neckarzimmern an (Westd. Ztschr. XV S. 12, K. Schumacher). Zum Schutze dieser Ansiedlungen sah man sich bald — unter Hadrian? — genötigt, die Grenze noch weiter nach Osten in die Linie Lorch-Jagsthausen-Osterburken-Walldürn-Miltenberg vorzuschieben. Auch diese Grenzsperre bestand zunächst nur aus einem Palissadenzaun mit Holztürmen und Kastellen an den genannten Orten. Genau wie Spartian im Leben Hadrians schildert: stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus iactis atque conexis barbaros separavit hat sich der Grenzabschluss bei der Limesuntersuchung wieder vorgefunden. Die innere Linie Wimpfen-Oberscheidenthal etc. wurde zunächst der grösseren Sicherheit wegen noch beibehalten, doch wurden unter Antoninus Pius die grösseren Kohortenkastelle Neckarburken-Westkastell und Oberscheidenthal durch kleinere Numerus-Kastelle der Brittones (bei Neckarburken und Schlossau) ersetzt und die dort garnisonierten Hilfskohorten (die coh. I Sequanorum et Rauracorum und die coh. III Aquitanorum) teilweise an die vordere Linie vorgezogen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Holztürme der inneren Linie durch solidere steinerne ersetzt. Die Bauinschriften mehrerer dieser burgi nennen das Jahr 145 und 146 als das der Errichtung (vgl. Neue Heidelb. Jahrb. V S. 99 f. und Limbesblatt S. 550), die Bauurkunde des Ostkastells bei Neckarburken stammt aus der Zeit zwischen 145—161 n. Chr. (Limesblatt S. 67). Die Brittones, welche nun an der inneren Linie gewissermassen eine Aufnahmestellung bildeten, heissen in Neckarburken Elantienses, offenbar nach der hier fliessenden Elz, in der Gegend von Schlossau Triputienses, ein Name, welcher bis jetzt noch nicht erklärt ist. Bei Miltenberg erscheinen exploratores Seiopenses, was auf den Namen Seiopa oder ähnlich für jene Gegend schliessen lässt (vgl. v. Domaszewski, Corrbl. d. Westd. Ztschr. VIII S. 49), wie Neckarburken Elantia, die Gegend von Schlossau Triputium (oder ähnlich) geheissen haben muss. — Der Ausbau der vorderen Linie begann jedenfalls auch bald nach demjenigen der inneren. Die Erweiterungsanlage des Kastelles bei Osterburken ist durch fünf an verschiedenen Türmen angebrachte Inschriften der leg(io) VIII Aug(usta) p(ia) f(idelis) c(onstans) C(ommoda)[1]) a s(olo) f(ecit) in die Jahre 185—192 n. Chr. datiert

1) Das letzte C ist auf allen Steinen wegen der damnatio memoriae dieses Kaisers wieder ausgemeisselt.

und aus derselben Zeit wird auch die Vergrösserung des Kastelles Walldürn sein. Da unter Alexander Severus die Münzreihen bedeutend emporschnellen, scheint unter ihm eine Vermehrung der Besatzungen und damit zusammenhängend eine neue Bauthätigkeit eingetreten zu sein. Um diese Zeit wurde auch an der äusseren Linie der Palissadenzaun durch einen stattlichen Erdwall und vorliegenden Graben ersetzt. Seit dem dritten Jahrhundert drängten die östlich des Pfahles wohnenden Germanen heftiger gegen Westen vor — im Jahre 222 focht Caracalla gegen die „Alamannen" am Main —, so dass eine Verstärkung der Grenzsperre wünschenswert erschien, um die bei den Kastellen und weiterhin entstandenen bedeutenden bürgerlichen Niederlassungen vor Überrumpelungen zu schützen. So wurde von Jagsthausen bis über Osterburken und Bofsheim hinaus hinter dem Walle noch eine fortlaufende Mauer angelegt und eine Reihe kleinerer Befestigungswerke geschaffen, welche gefährliche, die Linie kreuzenden Mulden sperren sollten. Aber trotz aller Fürsorge ging der Grenzwall bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts für die Römer verloren und blieb verloren, trotz einiger energischer Vorstösse, namentlich unter Kaiser Probus. Die Römer mussten sich auf die Rheinlinie zurückziehen, die Germanen besetzten alles Land bis an den Rhein.

Im Rahmen dieser militärischen Operationen entstanden und entwickelten sich auch die bürgerlichen Niederlassungen, zunächst natürlich in der Nähe der grösseren Kastelle. Aus den dürftigen Hütten der Krämer, Marketender und all des verschiedenen Lagertrosses entstanden Lagerdörfer (canabae), welche zum Teil einen beträchtlichen Umfang und mit der Zeit auch einen gewissen städtischen Anstrich annahmen. Die grösste derartige Ansiedelung der Gegend lag bei Wimpfen im Thal, wo zwischen diesem Orte und dem Altenberg, auch innerhalb des Ortes und jenseits der Bahn gegen Untereisisheim das Gelände mit den Resten zahlreicher, oft ausgedehnter und gut eingerichteter Wohnhäuser und dazwischen durchziehender Strassenzüge bedeckt ist. Auch bei Jagsthausen, Neckarburken und Osterburken befanden sich grössere Civilniederlassungen. Bei Neckarburken liegt sie namentlich westlich des Westkastelles im „Flürlein", wo sich mehrere Parallel- und Querstrassen mit anliegenden Hütten und grösseren Häusern mit Gärten feststellen liessen. Ausgedehnter noch war die Ansiedlung bei Osterburken, welche grösstenteils unter dem heutigen Städtchen liegt (vgl. Oberg.-rät. Limes, Kastell Osterburken S. 19 f.); das Haus des Mercatorius Castrensis, wohl eines Militärlieferanten, gibt mit seiner Mithraskapelle eine Vorstellung

von der Grösse und Bedeutung einzelner Privathäuser. Kleiner waren die bürgerlichen Niederlassungen bei Walldürn, Oberscheidenthal und Schlossau, wegen des rauheren Klimas und unfruchtbareren Bodens, doch haben auch sie deutliche Spuren hinterlassen. Selbst bei Zwischenkastellen sind ausserhalb derselben Wohnreste zum Vorschein gekommen, namentlich bei Rinschheim. Zum Teil bestunden sie allerdings nur aus Wohngruben, wie wir sie auch in der keltischen Periode kennen gelernt haben. Aber die Besatzungen dieser Kastelle waren ja, von den Offizieren abgesehen, keine eigentlichen Römer, sondern Brittanier, Aquitanier, Sequaner, Rauraker u. s. w., welche ihren heimischen Sitten treu blieben, namentlich wenn diese, wie zur Winterszeit, grosse Vorteile boten. Bei den kleineren Zwischenkastellen, wie bei Robern, an der Seitzenbuche und an der Jägerwiese bei Schlossau, wo nur kleinere, von den nächsten Kastellen öfters abzulösende Posten lagen, fehlen solche Wohnspuren.

Dass die Lage der Kastelle und kleineren militärischen Posten des öfteren Winke für die Gangbarkeit und Besiedelungsverhältnisse der betreffenden Gegenden gibt, leuchtet von selbst ein. Denn es liegt in der Natur der Grenzsperre, dass sie in erster Linie alle bedeutenderen, die Linie schneidenden Verkehrswege überwachte. So lässt sich die Anlage der Zwischenkastelle bei Rinschheim und im „Grossen Walde“ bei Walldürn nur verstehen, wenn man die oben besprochene gallische Strasse vom Tauberthal in das Rinschbachthal ins Auge fasst, und mancher der Wachtürme mag neben einem uralten, jetzt verwischten Naturweg gestanden haben.

Die Besiedelung des Binnenlandes war begreiflicherweise hauptsächlich an das militärische Strassennetz geknüpft. Bei diesem lassen sich drei Arten von Strassenzügen unterscheiden. 1) Kolonnenwege längs der Grenzen, welche den Ablösungsmannschaften der Türme und kleineren Posten als Marschstrassen dienten und die Grenzkastelle unter einander verbanden. 2) Heerstrassen von den Kastellen der vorderen Linie zu den entsprechenden Kastellen der hinteren Linie und weiter zu den grossen Waffenplätzen am Rhein, wo die Legionen stunden. 3) Schrägverbindungen zwischen den Kastellen der beiden Linien, z. B. zwischen Osterburken und Oberscheidenthal oder Osterburken und Wimpfen.

Betrachten wir die Lage der zahlreichen Gebäude und Ansiedlungen im Binnenlande, so finden wir, dass thatsächlich die meisten in der Nähe solcher Heerstrassen liegen. Da bis jetzt aber keine Zusammenstellung dieser Ansiedlungen vorliegt und durch die Limesforschung eine

grosse Anzahl neuer entdeckt worden ist, sei zunächst eine Aufzählung derselben gegeben.

I. Längs des Kolonnenweges der inneren Linie sind mir folgende bekannt: 1) bei Duttenberg unmittelbar am Jagstufer in der Nähe des Wehres. 2) Gebäude im „Mäurich" bei Obergriessheim (vgl. Wirt. Franken 1863 S. 295, Westd. Ztschr. 1886 S. 207, Württ. Vierteljahrsh. XIII S. 17). 3) Meierhof an der Schieferklinge bei Bachenau (Westd. Ztschr. XV S. 13 f.). 4) Meierhof am Schlossbuckel im Sonderteich bei Tiefenbach (Westd. Ztschr. XV S. 6 f.). 5) Meierhof im Hesselt am Stockbronner Hof (Westd. Ztschr. XV S. 1 f.). II. Längs des Kolonnenweges der äusseren Linie: 6) Hennehaus zwischen Bofsheim und Eberstadt (am Henneberg). 7) Hennehaus bei Bofsheim (Gewann Kellern, auch als Einehaus bezeichnet). 8) Gebäude im Gehracker bei Götzingen (Limesblatt S. 395). III. An der Strasse Osterburken-Neckarburken: 9) Meierhof am heiligen Brunnen bei Osterburken (Kastell Osterburken S. 20). 10) Hönehaus am Nordrand des Waidachwaldes. 11) Gebäude in der Kellerreuthe im Waidachswald bei Oberschefflenz. 12) Gebäude im „Flürlein" bei Mosbach. IV. An der Strasse Walldürn-Oberscheidenthal-Schlossau: 13) Röm. Gebäude am Häuserbrunnen bei Hainstadt. 14) „Die Heunehäuser" zwischen Buchen und Oberneudorf (Ber. d. Altertumsver. Buchen 1864—1866). V. An der Strasse Osterburken-Oberscheidenthal-Schlossau: 15) das Götzenstüble bei Osterburken. 16—17) Hönehaus am hellen Brunnen und Hahnenbrunnen bei Schlierstadt. 18) Hönehaus bei Eberstadt (Ber. d. Altertumsver. Buchen 1864—1866, Bad. Landeszeitung 2. März 1866). 19) Gebäude im Nüsslein bei Eberstadt am grundlosen Brunnen. 20) Hennenhaus am Gewesterbach bei Bödigheim. 21) Hennenhaus zwischen Bödigheim und Oberneudorf. VI. An der Strasse Osterburken-Wimpfen: 22) Mauerwerk im Wirsching bei Adelsheim[1]). 23) Gebäude bei dem Bahneinschnitt auf Sennfelder Gemarkung. 24) im Mittig bei Roigheim (Wirt. Franken VI S. 296, VII S. 114). VII. An der Strasse Neckarburken-Jagsthausen: 25—28) Drei Ansiedlungen bei Waldmühlbach (im Dorfe bei der Kirche, im „Höfle"[2]), am Backsteig[3]); vgl. d. Skulpturenfunde Karlsr. Ztg. 1884 n. 232 Beil., Corrbl. d. Westd. Ztschr. III 146). 29) Gebäude

1, 2 und 3) An diesen Orten habe ich bis jetzt nur oberflächlich Mauerwerk festgestellt, ohne dass römische Scherben etc. gefunden wären. Doch dürfte wegen der Lage an dem römischen Ursprung kaum Zweifel bestehen.

im „Himmelreich“ zwischen Bittelbronn und Roigheim (Wirt. Franken VI S. 296). 30) Bei Bittelbronn (Wirt. Franken VI S. 296). 31) Am Neuhof (Wirt. Franken VI S. 296, VII 112, VIII S. 98). VIII. Strasse Neckarburken-Walldürn: 32) Hennenhaus am Amelsbach bei Klein-Eicholzheim. 33) Meierhof „an der Mauer“ bei Gross-Eicholzheim. 34) Meierhof am Ziegelbrunnen bei Gross-Eicholzheim. 35) Gebäude beim Faussenhof. IX. Am rechten Ufer der Jagst: 36) bei Widdern (Paulus, Altert. in Württ. S. 47). 37) bei Möckmühl in der „Altstadt“ (Wirt. Franken VIII S. 102, Paulus, Altert. in Württ. S. 47). 38) bei Domeneck in den Pfaffenäckern (Wirt. Franken VI S. 296). 39) bei Neudenau an mehreren Punkten (vgl. Wirt. Franken VIII S. 331 e). 40) bei Herbolzheim (Generalbericht des badischen Altertumsver. 1858 S. 72, vgl. auch Bissinger, Funde röm. Münzen n. 214). Über Duttenberg vgl. n. 1. X. Am rechten Ufer des Neckars: 41) Im Mäurich gegenüber Wimpfen im Thal (Wirt. Franken VI S. 295). 42) bei Gundelsheim (Wirt. Franken VII S. 112, X S. 142 (Maueräcker). Der Inschriftstein auf dem Michelsberg ist wohl verschleppt. 42a) bei Böttingen Scherben von terra sigillata nach Mitteilung von Herrn Oberförster Riecker in Gundelsheim. 43) bei Neckarzimmern Meierhof in der Mäuerleshecke (Steinbuckeläcker) in der Au und Münzfunde im Ort (vgl. Westd. Ztschr. XV S. 9). 44) Von Neckarelz Wochengötteraltar (Baumann, Röm. Denksteine in Mannheim S. 12 f.) und Münzen (Wirt. Franken VIII S. 331 und bei Bissinger, Funde n. 215). 44a) an der Ausmündung des Nüstenbachthälchens terra sigillata-Scherben (vgl. Krieger, die Burg Hornberg am Neckar 1869 S. 24 Anm. 4). 45) Mauerwerk bei Diedesheim im Gewann „Hammerschlag“, doch ist der römische Ursprung noch nicht sicher nachgewiesen. 46) Hönenhaus zwischen Schreckhof und Binau. 47) Mauerwerk bei Binau in den Krautgärten (ob römisch?); über bei Binau gefundene Münzen Sinsheimer Jahresb. VI S. 44 [1]). 48) von Kleingemünd ein Grabstein, Brambach n. 1718. Für die Funde am Westabhang des Gebirges vgl. Vorträge des Mannheimer Altertumsvereins II, Karte (K. Baumann) und die hessische archäologische Karte.

Ausser an den genannten Orten, wo römisches Mauerwerk mit Ausnahme der angegebenen Fälle vollständig gesichert ist, sind noch Münzen

1) Ob die Münzen nicht gegenüber Binau auf dem linken Neckarufer gefunden sind, wo gegen Mörtelstein und Obrigheim im Felde die Reste mehrerer römischen Villen liegen?

gefunden: 49) bei Hirschhorn (Arch. f. hess. Gesch. 1893 S. 103 n. 1). 50) bei Eberbach 1880 in der Hauptstrasse Bronzemünze des Antoninus Pius; auch eine Bronzefibel (Mus. Karlsruhe). 51) bei Zwingenberg (Bissinger n. 217). 52) bei Neckargerach 1888 im Neckar Goldmünze des Gratian[1]). 53) bei Dallau (Bissinger n. 220). 54) bei Auerbach (B. n. 221). 55) Seckach (B. n. 225). 56) bei Bödigheim (B. n. 226). 57) bei Hettingen (B. n. 228). 58) bei Buchen (B. n. 229). 59) bei Mudau (B. n. 224). 60) im Innern des Odenwalds bei Oberfinkenbach (Arch. f. hess. Gesch. 1893 S. 103, 3). Beweisen diese Münzfunde auch nicht ohne weiteres Stätten römischer Ansiedlung, da einzelne verloren sein oder aus alamannisch-fränkischen Gräbern herrühren können, so stammen die meisten doch zweifelsohne aus römischen Niederlassungen.

Ausser diesen gesicherten römischen Fundstellen lässt sich noch eine grosse Anzahl weiterer aus den Flurnamen und Sagen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erschliessen. Es sind dies namentlich die mit Hönen (Hennen, Hühner und Hahnen) zusammengesetzten Bezeichnungen, welche aus Hünen (Heunen) verdorben sind. Die Hünen sind die Riesen, als deren Werke jene stattlichen Steinbauten der Römer den frühen germanischen Ansiedlern mit ihren dürftigen Holz- und Lehmhütten erschienen (vgl. K. Christ, Ztschr. f. wissensch. Geographie II S. 139). Das gleiche gilt von Benennungen wie Heidenbuckel, Heidenäcker etc., wiewohl sie, wie auch die mit Hünen zusammengesetzten Bezeichnungen, öfters auch an Grabhügel anknüpfen (falls sie nicht von Haide abzuleiten sind). Auch Flurnamen wie Mäurich, Maueräcker, Steinäcker u. s. w. weisen oft auf römisches Mauerwerk hin. Auch hier sind es wieder die genannten Strassenzüge, längs welcher diese Bezeichnungen besonders häufig auftreten. So an der Strasse Osterburken-Neckarburken: 61) Hühneräcker am Seehof und auf Sennfelder Gemarkung. 62) Hainthal und Hühnerwald am Waidachshof. 63) Hühnerberg zwischen Katzenthal und Dallau auf Unterschefflenzer Gemarkung. An der Strasse Osterburken-Jagsthausen: 64) ein Hühnerberg bei Unterkessach. An der Strasse Neckarburken-Möckmühl-Jagsthausen: 65) ein Hühnerberg zwischen Allfeld und Billigheim. 66) bei Bittelbronn (und gegenüber Ruchsen). An der inneren Linie erscheinen noch 67) ein Hahnengewann bei Fahrenbach und 68) ein Hühnerbuckel neben dem Heidenacker bei Trienz. 69) ein Hühnerwäldchen bei

---

1) 50 und 52 nach Mitteilung des Herrn Apotheker Neumayer in Eberbach.

Muckenthal. Betreffs der andern Flurnamen verweise ich auf den Anhang.

Für die Frage nach der Bestimmung dieser Gebäulichkeiten geben Lage und Form manchen Aufschluss. Die meisten derselben liegen nämlich nicht an der Strasse selbst, sondern einige hundert Meter abseits an fruchtbaren Abhängen und wasserreichen Wiesengründen, öfters in nächster Nähe einer guten Quelle. Sie charakterisieren sich so von selbst als landwirtschaftliche Anlagen für Ackerbau und Viehzucht. Bestätigt wird diese Annahme durch die Grundrisse einiger dieser Gebäude (vgl. Westd. Ztschr. XVI S. 1 f.), welche genau mit den Darstellungen solcher villae rusticae auf römischen Mosaiks Nordafrikas (im Bardo-Museum in Tunis, vgl. arch. Anzeiger 1896. 2. S. 90, v. Duhn) übereinstimmen. Um einen quadratischen oder rechteckigen Wirtschaftshof liegen eine Anzahl schmaler Hallen, Wohn- und Vorratsräume mit häufig über die Bauflucht vorspringenden Eckzimmern. Diese Flügelbauten waren nach den Mosaiks öfters mit zwei Stockwerken versehen und ragten turmartig über das andere, nur einstöckige Gebäude empor; sie enthielten gewöhnlich den Keller und ein Badezimmer. In der Nähe des Hauptgebäudes lagen meist noch zwei bis drei kleinere, quadratische oder rechteckige Gebäulichkeiten, welche die Stallungen, Scheuern etc. enthielten. Das Ganze umgab öfters eine Mauer, häufig aber auch nur ein Palissadenzaun oder lebender Hag. Reich ausgebaute Meierhöfe, wie sie jenseits des Neckars da und dort gefunden sind, fehlen bis jetzt auf unserm Gebiete. Nach ihrem Aussehen glichen diese Gebäude offenbar den niedrigen Farmen der Araber und französischen Kolonisten in Algier und Tunis, und auch in Italien erscheinen noch ähnliche Formen, namentlich in Sizilien, wenn sie auch etwas vollkommener ausgestaltet sind.

Neben diesen etwas umfänglicheren Anlagen erscheinen öfters auch einfachere Gebäude, kleinere Rechtecke, welche nur zwei bis drei Räumlichkeiten enthalten oder ohne jede Zwischenmauer sind. In letzterem Falle waren die Innenräume offenbar durch Holz- und Riegelwände geschieden. Auch sie dienten im allgemeinen landwirtschaftlichen Zwecken, wie ihre Lage zeigt, wenn gelegentlich auch militärische Posten zur Überwachung einer Strasse vorausgesetzt werden könnten. Von Gebäuden, welche sich mit Sicherheit als Post- und Relaisstationen deuten liessen, hat sich bisher nichts gefunden, wohl weil sie bei den kurzen Entfernungen von Kastell zu Kastell nicht nötig waren.

Sämtliche hier aufgeführten Meierhöfe und Gebäulichkeiten, welche wahrscheinlich vielfach Veteranen der nächsten Kastelle gehörten, sind

nie zu einem geschlossenen Weiler vereinigt, sondern liegen weit zerstreut auseinander, genau so wie die Besiedelung in der gallischen Periode zu denken ist. Die einzelnen Gehöfte waren natürlich durch Feldwege mit den nächsten Heerstrassen verbunden. Da und dort mögen sich dazwischen auch Hütten der einheimischen Bevölkerung erhoben haben, welche bei der Vergänglichkeit des Materials keine merklichen Spuren hinterliessen.

Ob ausser bei den Kastellen noch weitere geschlossene Dörfer bestanden — etwa bei Gross-Eicholzheim und Waldmühlbach — muss bis jetzt dahingestellt bleiben. Das Fehlen inschriftlicher Erwähnung eines solchen vicus oder das Fehlen ausgedehnteren Mauerwerks spricht ja nicht unbedingt dagegen. Auch wo ein vicus urkundlich bezeugt ist, weiss man ja öfters nicht viel von Fundamenten.

Dass sich geschlossene Ortschaften bereits unter der römischen Herrschaft innerhalb des Limesgebietes bildeten, wird vielfach angenommen. So sagt K. Miller (Rede zum Geburtsfest des Königs, Stuttgart 1892): „Es scheint uns deshalb wahrscheinlich, dass die Entstehung der geschlossenen Ortschaften und unserer Feldmarken in der Zeit der römischen Herrschaft und unter dem Einflusse römischer Kultur, aber grösstenteils von deutschen Ansiedlern und in germanischer, volksmässiger Siedelungsweise erfolgt ist. Als sicher sehen wir an, dass die volksmässige Besiedelung in den besseren Teilen unseres Landes am Ende des dritten Jahrhunderts beendigt war“.

Auffallend ist allerdings die Erscheinung, dass die grossen alamannischen und fränkischen Reihengräberfriedhöfe sich fast ausschliesslich innerhalb des römischen Limes und des nächst angrenzenden Landstriches finden, meist sogar in nächster Nähe römischer Ansiedlungen [1]). Auf unserem Gebiet sind solche Reihengräberfriedhöfe bekannt [2]): ausserhalb des Limes bei Impfingen, Tauberbischofsheim, Wölchingen und Edelfingen, ferner bei Rosenberg und Schillingstadt; innerhalb des Limes bei Osterburken, Adelsheim, Auerbach bei Mosbach, am Neckar bei Böttingen, Gundelsheim, Jagstfeld, an der Jagst bei Möckmühl und Widdern.

Die für die gesamte Kulturgeschichte hochwichtige Frage steht aber unserem Thema zu ferne, als dass wir hier näher auf dieselbe eingehen könnten [3]).

1) Vgl. Württemb. Vierteljahrsh. III S. 23 f. (K. Weller) und die dort angeführte Litteratur.

2) Vgl. die arch. Übersichtskarte von Baden von E. Wagner.

3) Vgl. besonders A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen 1895.

Überblicken wir zum Schluss noch einmal die festgestellten Ergebnisse, so sehen wir, dass bereits in vorgallischer Periode nicht nur die fruchtbaren Abhänge des Neckarthales, sondern auch das dem eigentlichen Odenwalde gegen Osten vorgelagerte Bauland mannigfache Ansiedelungsspuren zeigen. In gallischer Zeit wurde dann dieses Gebiet dichter bevölkert, auch rückte man von Osten dem Gebirgsstock des Odenwaldes näher. Die römische Besiedelung beschränkte sich im Ganzen auf das in gallischer Zeit bewohnte Gebiet, wenn auch die Limesanlagen da und dort im Innern des Gebirges einige Ansiedlungen hervorriefen, wie wir schon in vorrömischer Zeit vereinzelte Spuren hier angetroffen haben. Der eigentliche Gebirgsstock, im Norden etwa durch die Linie Bensheim-Erbach-Amorbach, im Osten durch die Linie Amorbach-Eberbach begrenzt, zeigt aber so gut wie keine Besiedelungsspuren.

Mit der Zeit werden auch innerhalb dieser Umgrenzung ohne Zweifel noch weitere Spuren zum Vorschein kommen, aber eine wesentliche Verschiebung der gezeichneten Verhältnisse dürfte sich dadurch schwerlich ergeben.

Anhang.

Flurnamen von geschichtlicher Bedeutung aus den Bezirksämtern Adelsheim, Buchen und Mosbach.

Die im Folgenden zusammengestellten Flurnamen sind teils den bisher erschienenen Katasterblättern und der topographischen Karte 1 : 25000 entnommen, teils sind sie durch eigene Erkundigungen an Ort und Stelle bei alten Leuten sowie aus den Angaben der Grundbücher zusammengetragen. Sie beziehen sich hauptsächlich auf Reste römischer und vorrömischer Zeit, berücksichtigen aber auch das Mittelalter (namentlich Strassen, Warten etc.). Weggelassen sind im allgemeinen wegen ihrer Häufigkeit die zahlreichen Zusammensetzungen mit Hof (wie Hofäcker, Hofwiesen), Scheuer, Kirsch (Kirschäcker, Kirschgärten etc.), teilweise auch die mit Stein (Steinig, Steinäcker u. s. f.) zusammengesetzten und die Bezeichnungen wie Kalkofen, Grube etc., obwohl sie öfters auch römische Reste andeuten. Die mit „Mauer“ zusammengesetzten Gewannnamen bezeichnen sicherlich grösstenteils wirkliches Mauerwerk, in manchen Fällen aber (wie „Lange Mauer“ etc.) mögen sie auch von den Steinrutschen, den aus den steinigen Äckern zusammengetragenen Steinhaufen, herzuleiten sein, welche in dieser Gegend sehr häufig sind und auch „Mauern“ genannt werden. In der Schreibweise habe ich mich im allgemeinen an diejenige der Katasterblätter gehalten.

Adelsheim (A. Adelsheim): Eichelhaus, Hainthal (r. Strasse), Heuscheuerle, Heimlichswegäcker, Hühneräcker (am Seehof), Lange Steinmauer, Steinbügel, Strässle, Strassenäcker (röm. Strasse), Ziegelberg.

Altheim (A. Buchen): Alte Strasse, Breitenwegpfad, Hahn, Hahnwiesen, Heutelstein, Kellerlenzlein, Rützenhaus, Wart, Zigeunerbrünnlein.

Auerbach (A. Mosbach): Altenacker, Altenweg, Goldbrunnen, Heiligenstall, Hühnerberg, Hesselwiese, Kalkofen, Schänzlein.

Auerbach (B.): Alte Garten (r. Wachturm), im Hainenhaus (r. Wachturm), Schanzfeld.

Bödigheim (B.): Heideck, Heiligenfeld, Hennenhaus (r. Gebäude), Hohlenstein, Kalkofen, Osterloch, Reiterspfad, Rinistrasse, Römer, Schanzhecke, Strasse, Strassenäcker, Verfluchter Fleck.

Bofsheim (A.): Am Altenhaus (röm. Wachturm), Breite Weg (am Altenberg), Hännehaus (r. Gebäude), Hainthal (r. Strasse), Heiligenhölzle, Heiligenrain, Mohlstein, Steinig.

Bretzingen (B.): Alte Kirche, Heiligenbrünnle, Horberg, Hohnberg, Zimmerwäldle.

Buchen (B.): Am Gückelberg, am hohen Markstein, am Hühnerberg, an den heiligen Hecken, bei den Haynenhäusern (r. Gebäude), Hohestrasse, im Hühnergründlein, im Maurershölzlein, Schanzenhecke.

Dallau (M.): Haidensträssle, Höhnerloch (Hühnerloch), Lohbuckel, Prinzenweg.

Dippach (A.): Scheueräcker.

Dumbach (B.): Leichenbrunnenwiese, Leichenfeld, Reitersgasse.

Eberstadt (B.): Am Heunhäuslein (r. Gebäude), am roten Thor, Heiligenacker, im Henneberg (röm. Gebäude), Vorstadt, zur Reinstadt.

Einbach (B.): Bäulisacker, Kirchenäcker.

Erfeld (B.): Häseläcker, Heiligenäcker, Kappel, Manneshölzlein, Strassenwald, Zigeunerstock.

Ernstthal (B.): Zwing (Zwischenkastell).

Fahrenbach (M.): Alte Strasse (Römerstrasse), Hahnengewann (neben dem Altfeld), Heiligenrain, Rennbronnen, Rennweg, Rennwiese, Teufelsheumatte.

Gerichtstetten (B.): Hessel, Hohe Strasse, Goldbrüchel, Scheuerlein, Zimmerwald (gallische Anlage).

Geroldshahn (B.): Kämmerlein, Schlossäcker, Schweinhecke (am Grenzwall).

Glashofen (B.): Alt-Bau(n)te, Hönehaus (r. Turm), Steinernhaus.

Götzingen (B.): Am hangenden Weg, Gebracker am Pfad, Häuslein (röm. Turm), Heiligenhölzle, Heiligenäcker, Hesselgewann, Hohehaus (Hönehaus, r. Turm), Irrbrunnen, Kellern (r. Gebäude), Lausenberg (r. Turm), Nonnengrund, Schwarzer Mann, Stubenäcker, Zimmerhölzlein, Zu-Fahrn.

Gottersdorf (B.): Haidäcker, Haidig, Hainberg, Hausacker, Kapelle, Steingeleis.

Gross-Eicholzheim (A.): Am Hagen, Birk (= Burg, r. Kastell), Götzenbrunnen, im Bild, im hohen Strässlein, Kalkofen, Mauer, an der Mauer (r. Gebäude), Schelmengrübe, Ziegelbrunnen (r. Gebäude).

Hagenbach (A.): Haidenrain (r. Strasse), Scheueräcker, Strassenäcker (röm. Strasse).

Hainstadt (B.): Am Häuserbrunnen (r. Gebäude), am Schelmenweg, am Strässlein, Hesslach, Steinwegsgewann, Welsche Berg, Ziegeläcker.

Heidersbach (B.): Hesslinsklinge.

Helmsheim (B.): Welschenrain.

Hembsbach (A.): Alte Strasse, im alten Haus, im Birkenacker, im Pfädle, im Nonnenrain.

Hergenstadt (A.): Reitersäcker, Reitersweg, Reiterswiesen, Strassenäcker (r. Strasse), Welscher Buckel (r. Wachturm).

Hettingenbeuren (B.): Burgbuckel, Burgwiesen.

Hirschlanden (A): Am Zigeunerpfad, Wunspfad.

Hohenstadt (A.): Hasselbrunn, Strassenweg.

Hollerbach (B.): Alte Strasse, Altes Haus, Heiligenfeld, Mörig, Römersprügel.

Hornbach (B.): Hasseläcker, Hasselwiesen, Heiligenhäuslein, Strassenäcker.

Hüngheim (A.): Göckeläcker, Heiligenäcker, Königshölzlein, unter d. alten Strasse, Zimmerhölzle.

Katzenthal (M.): Altes Strässlein.

Klein-Eicholzheim (A.): Burgstadel.

Knopfhof (M.): Strässle, Römerallee (r. Strasse).

Korb (M.): Heschel, Katzenbuckel.

Kudach (B.): Strassenäcker.

Langenelz (B.): Alte Strasse, Am Lager, Maueracker, Maurig, Strassenacker, Strassenschlag, Strassenwald, Weissemauer und Steinacker.

Laudenberg (B.): Alte Garten, Burgacker, Hainberg, Mauerwald, Reuterswiesen, Schanze, Schlosswiesen, Strassenacker, Thoracker.

Leibenstadt (A.): Amtmannshaus, Heidelsgraben, Ritterholz, Römersberg, Scheueracker, Scheuerwiesen.

Limbach (B.): Alte Garten, Gässlein, Göckelsberg, Haidenbuckel, Strassenacker, Tiefewegäcker.

Merchingen (A.): Hauswiese, Hesseldern, Heuscheuerlein, Ritterholz, Rittersäcker.

Mörschenhardt (B.): Alte Garten, Mäuerich und „Mäuerich an der alten Strasse", Steinig.

Muckenthal (M.): Heidenbuckel, Hühnerwäldchen.

Mudau (B.): Alte Strasse, Hasselklinge, Haidenbuckel, Ringmauer, Römershecke.

Neckarburken (M.): Beiebürg, Bürg, Hühnerbühn, Steinmäuerle (r. Anlagen).

Neckarzimmern (M.): Alte Strasse, Heiligenäcker, Mäuerleshecke und Steinbuckeläcker (r. Gebäude).

Oberneudorf (B.): Althaus, Maurig.

Oberschefflenz (M.): Heiligenäcker, Hohe Strasse (r. Strasse), Kalkofen, Kellereischlag, Kellerreute (r. Gebäude), Rennweg, Römergrabschlag (Grabhügel), Steinweg (r. Strasse), Schlossgartenwiesen.

Oberscheidenthal (B.): Alter Garten (Kastell), Alte Strasse, Burgmauer (Kastell), Hainebuckel, Hainst (r. Wachturm), Schlossbuckel.

Osterburken (A.): Am grossen Steg (r. Thalübergang), Götzenstüble (Villa), Grube (röm. Thongrube), Hager (Kastell), Hahnklinge (r. Strasse), Hahngrund, Hahnberg, Heidenkirche (röm. Villa), Heiligenbrunnen, Heiligenwiesen, Kalkofen (r. Kalkofen), Kirchberg (r. Turm), Schweingraben (Pfahlgraben), Steinmäuerlein, Wartberg.

Reinhardsachsen (B.): Baunde, Gassenacker, Haidebach, Haselburgsmauer (Kastell), Hensklinge, Lange Mauer (Hausacker), Pfahlbachthal, Schweinsgraben (Pfahlgraben), Wehrbrunn.

Reisenbach (B.): Scheidfeld, Scheidgasse.

Rinschheim (B.): Fritzengarten, Hofäcker (Kastell), Lausenberg (Wachturm), Reitersrain, Thorgärten.

Rippberg (B.): Thorwiese.

Rittersbach (M.); Alte Garten unterm Strässle, Gässlein, Hasselberg, Heimenthal, Strässle.

Robern (M.): Hahnbühl (Wachturm), Hönehaus (Zwischenkastell), Mauer-äcker.

Rosenberg (A.): Heiligenrain, Schelmenhecke.

Ruchsen (A): Alte Burg (hinter der Kirche), Burgweingärten, Hühnerberg, Kammeradern, Lange Mauer, Thongärten.

Rumpfen (B.): Alte Strasse, Strasse.

Sattelbach (M.): Gräfinswiese, Heidenbuckel, Steinmauer.

Scheringen (B.): Gärtlisacker, Hexwiese Maueräcker.

Schlierstadt (A.): An der Strasse, Goldmauer, Hahnenbrunnen (r. Gebäude), Heidenbuckel, Heristadt, Zauberhecke.

Schlossau (B): Burggewann (Kastell), Hasselacker, Heidenberg (röm. Wachturm), Maurersacker.

Schweinberg (B): Hasselrain und Hesselrain, Teufelshecke.

Seckach und **Waidachshof** (A.): Alte Strasse, Hessel, Höhehaus (röm. Gebäude), Hühnerwald.

Sennfeld (A.): Am Pfad, Breitenweg, Festung, Grafenwald, Hässelt, Heiligenäcker, Hühneräcker, im Burgstall, Strassenäcker (an der hohen Strasse), Todtenäcker, Warth.

Sindolsheim (A.): Hahnenacker, Heidenkirche, Hesselich.

Steinbach (B): Gescheidgässlein, Heschenäcker.

Stockbronn (M.): Der steinerne Tisch, Hässelt (röm. Villa).

Trienz (M.): Alter Stein, Grabenäcker (Kastell), Heidenäcker, Hühnerbuckel, Kochäcker (Kastell), Steinmauer.

Unterkessach (A.): Alte Kirche, Furth, Hahnenbrunnen (Hangenbrunnen), Heiligenrain, Hösseläcker, Hühnerberg, Kirchsteige, ob dem Brückle, Reutersklinge, Stegwiesen, Stäfflensäcker.

Unterneudorf (B).: Hohe Strasse, im Maurig.

Unterschefflenz (M): Alte Strasse, Haidacker, Hannacker, Heiligenberg, Heiliges Eichlein, Hessele, Hühnerberg, Zigeunerstock.

Unterscheidenthal (B.): Haidenfeld, Hexenbuckel, Plattenfeld (r. Strasse), Schatzklinge.

Volkshausen (A): Strassenäcker.

Waldhausen (B.): Strassenäcker, Schelmengraben.

Waldmühlbach (M): Heidebühl, Höfleinsklinge, Schätzlesacker, Schinderweg (r. Strasse), Steiniggässle.

Walldürn (B.): Alteburg (Kastell), Altziegelhaus (Wachturm), Bürglein (Wachturm), Dreieckige Säule, Halle, Haselhecke, Kalkofen, Langer Markstein, Strässlein, Strassengewann, Zieglerswiese.

Wettersdorf (B.): Alter Garten, Henischgarten, Hausacker.

Zimmern (A.): Am hohen Markstein, Heiligenäcker, Heiligenwald, Kalkofen.

Der Weinheimer Halbbrakteatenfund.

Von

Paul Joseph.

(Mit zwei Tafeln.)

Am 6. März 1895 wurden zu Weinheim an der Bergstrasse auf dem Gebiete des ehemaligen Bohnenhofes beim Anlegen eines Kanals vom neuen Pfründnerhause nach dem Volksbade etwa ein Meter unter der Oberfläche rund 370 Halbbrakteaten gefunden. Die Münzen lagen so übereinander, als wären sie ehemals zusammengerollt gewesen. Die Umhüllung, mit welcher früher die Geldstücke umgeben gewesen waren, hatte zweifellos aus organischen Stoffen, Leder oder Leinen, bestanden, aber die Arbeiter haben nichts davon entdeckt.

Durch die Bemühungen des Herrn Bürgermeister Ehret in Weinheim wurde nahezu der ganze Fund — von dem nur sechs Stück in Privatbesitz kamen — für die Stadt Weinheim gerettet, nämlich 363 Halbbrakteaten.

Zunächst wurde Herr R. von Höfken damit betraut, den vorliegenden Fund zu sichten, zu bestimmen und zu taxieren. Seine Arbeit ist in dem von ihm herausgegebenen Archiv für Brakteatenkunde Bd. III S. 145 ff. abgedruckt und auf zwei Tafeln die wichtigsten Stücke so gut, wie es Zeichnungen sein können, abgebildet. Man muss anerkennen, dass Herr v. Höfken die Sichtung, im ganzen genommen, glücklich bewerkstelligt und auch mit grossem Fleisse an der Bestimmung gearbeitet hat. Aber der Erfolg entspricht doch zu wenig der aufgewendeten Mühe. Die örtliche Bestimmung der Münzen — von der Taxierung soll hier nicht gesprochen werden — ist in der Regel nicht zutreffend und vom Herrn Verfasser des Aufsatzes selbst entweder mit einem Fragezeichen versehen oder durch einen nachfolgenden Satz wieder aufgehoben worden, wenn nicht gar zwischen zwei Münzherren die Wahl gelassen wird. Zur Entschuldigung lässt sich anführen, dass das hier in Betracht zu ziehende Vergleichsmaterial zum grössten Teil noch nicht veröffentlicht ist und

die Originale für Herrn von Höfken bei der grossen Entfernung seines Wohnsitzes von dem Aufbewahrungsorte, falls er diesen überhaupt gekannt hätte, nur unter erschwerenden Umständen zu benutzen gewesen wären. In Ermangelung der zur Vergleichung notwendig heranzuziehenden Münzen wird daher öfter auf Leitzmanns veraltete numismatische Zeitschrift, mit Recht dagegen auf v. Poserns Werk über die „Münzstätten und Münzen Sachsens im Mittelalter" verwiesen. Hier sind irrtümlich, nämlich unter Heiligenstadt, eine grössere Anzahl Halbbrakteaten aufgeführt und daselbst auf Tafel IV abgebildet, welche man schon lange als rheinische Gepräge anerkannt hat, wenngleich man sie den wirklichen Münzstätten, Weinheim und Lorsch, nicht zuzuweisen wagte, noch als deren Erzeugnisse erkannte.

Wenngleich die Bestimmung eines mittelalterlichen Münzschatzes wie des vorliegenden Weinheimer mancherlei Schwierigkeiten bietet, so ist doch ohne weiteres anzunehmen, dass die wissenschaftliche Numismatik wenigstens einige gesicherte Ergebnisse auf Grund des heutigen Standes der Geschichtsforschung und unter Benutzung der uns bekannten ähnlichen oder gleichartigen Geldstücke zu verlangen berechtigt ist. Manchmal wird es nicht nur erlaubt, sondern auch wünschenswert sein, von dem Sicheren auf das Wahrscheinliche zu schliessen. Aber Ausführungen, welche mehrere Druckseiten füllen, ohne mit einem glaubhaft gemachten Ergebnis abzuschliessen, konnten nicht im Einklang mit den berechtigten Erwartungen stehen. Man hielt deshalb eine Neubearbeitung für wünschenswert.

Der Weinheimer Halbbrakteatenfund ist der Zahl seiner Stücke nach nicht gerade gross zu nennen, aber seine Bedeutung für die allgemeine und für die örtliche Münzgeschichte ist sehr hoch anzuschlagen. Er bringt nicht nur zahlreiche neue Stücke der Äbte von Lorsch, sondern auch die ältesten Münzen der in und um Heidelberg begüterten rheinischen Pfalzgrafen aus der Zeit vor 1200. Um diesen kleinen, aber interessanten numismatischen Schatz vor Zerstreuung zu schützen, und ihn gerade an dem Orte aufzubewahren, dessen Geschichte mit der der Münzherren vorliegenden Fundes in engster Beziehung steht und die wissenschaftliche Nutzbarmachung ermöglicht, hat die Stadt Heidelberg auf meinen Vorschlag sämtliche im Besitz der Stadt Weinheim befindlichen Halbbrakteaten des dortigen Fundes käuflich erworben.

Möchten die nachfolgenden Ausführungen dazu beitragen, auf mittelalterliche Münzfunde mehr, als bisher in der Regel geschehen ist, zu achten, damit die noch vorhandenen zahlreichen Lücken in den Münz-

reihen des Gebietes von Weinheim und Heidelberg ausgefüllt und zugleich weiteres Material für die Geld- und Wirtschaftsgeschichte gewonnen werde.

Wenn auch anzunehmen ist, dass in früheren Zeiten auf dem rechten Rheinufer Münzen der hier vorliegenden Art gefunden worden sein können, so sind doch die des Weinheimer Fundes für die wissenschaftliche Numismatik etwas vollkommen Neues. Ähnliche Münzen sind auf dem linken Rheinufer öfter und in grösserer Anzahl zu Tage gefördert worden, und man war daher berechtigt, die Münzherren und Prägestätten auf demselben linken Rheinufer zu suchen. Das ist jetzt anders geworden durch den Weinheimer Fund. Er beweist, dass die hier vorliegende Münzart auf dem rechten (wie auf dem linken) Rheinufer Umlauf hatte, und die Prägestätten können wir bei genauerer Betrachtung an der Hand des Gepräges einzelner Stücke sicher, bei den meisten übrigen mit grösster Wahrscheinlichkeit ebenfalls daselbst feststellen.

Die Münzen unseres Fundes erscheinen auf den ersten Blick recht verschieden, aber bei genauer Betrachtung ergibt sich so viel Übereinstimmendes, dass man unwillkürlich zu der Ansicht und später zu der Gewissheit kommt, sie müssten einem Münz- und Währungsgebiet entstammen. Dies wird zweifellos durch den offenbar gleichmässig hohen Feingehalt an Silber und das im Durchschnitt gleiche Gewicht von 0,75 Gramm. Recht verschieden ist der Durchmesser der geprägten Fläche, er schwankt nämlich zwischen 22 und 40 Millimetern. Ordnet man aber die Gepräge, so findet man selbst unter durchaus gleichen Stücken recht bedeutende Grössenunterschiede, z. B. bei Nr. 2 von 26,2 bis 30,2 mm., bei Nr. 12 von 33,3 und 40 mm. Man darf daraus wohl den Schluss ziehen, dass die Grösse kein wesentliches Unterscheidungsmerkmal für die hier vorliegenden Münzen ist, noch zu ihrer Entstehungszeit als solches galt.

Gleich sind die Stücke auch in Bezug auf ihr flaches, oft undeutliches Gepräge, ferner durch das auf einer Seite stets dargestellte befusste Kreuz mit verschiedenartigen Gegenständen in seinen Winkeln und durch den auf beiden Seiten vorhandenen Perlkreis, der auf fast allen Stücken — nur die beiden Denare unter Nr. 1 bilden eine Ausnahme — durch eine feine Linie jederseits eingefasst ist und die Umschrift einschliesst, soweit eine solche vorhanden ist. Endlich ist noch insofern eine Übereinstimmung festzustellen, als mit Ausnahme von Nr. 23 eine menschliche Figur in verschiedener Grösse auf einer Seite der Münzen dargestellt ist.

Ein auffallender Unterschied liegt in der Darstellung der Persönlichkeit, die in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle offenbar ein Geistlicher ist, mag sie mit Mitra — oder ohne solche und dann mit einer Tonsur auf dem Haupte abgebildet sein. Selbst wo die Kopfbedeckung mehr einer Krone als einer Bischofsmütze gleicht, merkt man an dem der dargestellten Persönlichkeit in die Hand gegebenen Stabe (Pedum) den geistlichen Charakter derselben, zumal öfter noch ein Buch, offenbar das Missale, als zweites sicheres Kennzeichen der Lebensstellung hinzugefügt ist.

Neben vielen Stücken mit Darstellung eines Geistlichen finden sich 15 mit dem Bilde eines weltlichen Herrn oder mit einem Adler (Nr. 23). Obwohl der Vogel natürliche Formen zeigt, hat er hier offenbar heraldische Bedeutung.

Bei Nr. 24 ist der Dynast noch barhäuptig, bei den beiden folgenden Arten mit einem hohen spitzen Helm dargestellt. In den Händen trägt er rechts eine Fahne (Nr. 24, 26) oder ein Schwert (Nr. 25), links einen Schild (Nr. 24, 25), teils mit einem Adler (Nr. 24), teils mit nichtheraldischer Ornamentierung, oder eine scepterähnliche Figur (Nr. 26). Damit ist der Charakter dieser Stücke als dynastische Gepräge zweifellos.

Erwähnt sei noch, dass das Gewand des weltlichen Herrn Ringel trägt (Nr. 25, 26). Wahrscheinlich hat der Stempelschneider an die kleinen Ringe gedacht, aus denen das Panzerhemd seines Gebieters hergestellt war.

Der schon hervorgehobene einheitliche Charakter der hier zusammen gefundenen Münzen geht so weit, dass einzelne in den Kreuzeswinkeln befindliche Beizeichen sich sowohl auf den Stücken weltlicher wie geistlicher Herren finden und dass kein Stück eines benachbarten Münzgebietes mit anderer Prägeweise sich hier vorgefunden hat.

Diese Einheitlichkeit ist ein schon öfter bemerktes charakteristisches Merkmal kleiner im westlichen Deutschland gefundener Schätze. Während die in Russland, Polen und in Deutschland östlich der Elbe gefundenen Mittelalter-Münzen aus den verschiedensten europäischen Ländern und sogar aus dem Oriente stammen, natürlich noch eine viel grössere Anzahl von Münzstätten vertreten, brachte z. B. der Klein-Auheimer[1]) Fund unter 370 Denaren der Kaiser Otto II. und III. nur Mainzer Gepräge, der weit grössere Bonner[2]) unter 1862 Denaren deren 1839 aus

1) Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge, I. Band (1893) S. 211 ff.

2) Bonner Jahrbücher, Heft XC S. 103 ff.

Köln, $2^{1}/_{2}$ aus Bonn, $10^{1}/_{2}$ aus den übrigen Niederrheinlanden und den verschwindend kleinen Rest von $10^{1}/_{2}$ Stücken aus anderen Münzstätten des westlichen Deutschlands.

Alles Angeführte lässt darauf schliessen, dass der nur aus rund 370 Stücken bestehende, also kleine Weinheimer Fund ebenfalls Erzeugnisse weniger, nahe bei einander und nahe der Fundstätte gelegener Prägestätten enthalte.

Doch zunächst möge die Prägezeit der Münzen festgestellt werden.

Die chronologische Bestimmung der Münzen des Weinheimer Fundes wäre an der Hand der hierin vorhandenen Stücke unmöglich, da auf keinem durch eine Umschrift der Münzherr genannt oder auch nur angedeutet ist. Die einzelnen Buchstaben, welche an Stelle der Umschrift stehen, sind vielleicht nicht sinnlos, wie sie auf den ersten Blick erscheinen; aber wir kennen ihre Bedeutung nicht. Vielleicht bilden die Buchstaben den Anfang von den Worten eines Spruches oder von den Namen der an der Münze angestellten Beamten, des Prägeortes u. a. m. Ganz zwecklos sind die Versuche, durch Umstellung oder Umänderung der Buchstaben, d. h. gewaltsam, einen Namen, z. B. Heinricus oder Conradus, herauslesen zu wollen. Das Streben nach dem Unerreichbaren hindert in der Regel das Auffinden des Erreichbaren.

Nur mit Hilfe zweier Wormser und eines benachbarten, des Abenheimer Fundes, lässt sich die Entstehungszeit der Halbbrakteaten des Weinheimer Schatzes feststellen, da jene sich zeitlich fixieren lassen und der letztere in Bezug auf das Alter seiner Stücke zwischen beiden Wormser Funden steht. Teile desjenigen, der die älteren Münzen, nämlich dünne Denare flüchtiger Prägung enthielt, ist in Thiemes Blättern für Münzfreunde Nr. 40 (Oktober 1874) Spalte 293—295 beschrieben und auf Tafel 39 unter Nr. 1—10 abgebildet. Ein Nachtrag steht Spalte 323. Den nächsten direkten Anlass zur chronologischen Bestimmung des Wormser Denarfundes gaben die Exemplare, welche das Zeichen der Wormser Münzstätte tragen und deren um ein Bischofsbrustbild stehende Umschrift noch BV .... PS (Buggo episcopus) erkennen lässt.

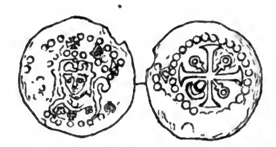


Fig. 1, nach dem Original der Sammlung Joseph.

Ich besitze selbst vorstehenden aus demselben Wormser Funde stammenden Denar, auf dem deutlich BV steht, und der also die Richtigkeit der Lesung bestätigt. Auch die von dem ungenannten Verfasser des Aufsatzes in den Blättern für Münzfreunde getroffene Bestimmung des Denars für Bucco oder Burghard II. (1120—1149) von Worms halte ich für richtig. Daraus ergibt sich die Prägezeit der Denare des ersten Wormser Fundes und der beiden fabrikähnlichen des Weinheimer: die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Zu demselben Ergebnis kommt man durch Vergleichung der älteren, bis etwa 1110 geprägten derben Wormser Denare, wie sie Dannenberg in seinem grossen Werke über die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit Bd. I und II (Berlin 1876 und 1894) S. 322 bis 326, bezw. S. 658—660 beschreibt und auf Tafel 36 und 37, bezw. 81 abbildet — mit den jüngeren, flüchtiger geprägten desselben Ursprungs und den ähnlichen in zwei Exemplaren vorliegenden unseres Fundes. Die vorhin erwähnten jüngeren Wormser Denare kommen in so grossen Mengen vor und zeigen so bedeutende Unterschiede neben gleichzeitiger Veränderung des Schrötlings, dass man für ihre Prägezeit wenigstens 30—40 Jahre in Anspruch nehmen muss. Die Prägezeit der Wormser kleinen zweiseitigen Münzen, der Denare, reicht also bis etwa 1150.

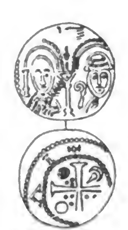
Auch die beiden Denare unseres Fundes tragen deutlich die Kennzeichen ihrer Entstehungszeit; sie bilden als letzte ihrer Gattung zugleich den Übergang zu der zeitlich nächstfolgenden, jüngeren Münzgattung, den Halbbrakteaten. Sie lassen sich deshalb mit grosser Wahrscheinlichkeit dem Vorgänger des lorscher Abtes Marquard (1149—1150) zuweisen, von dem man folgenden (Figur 2), durch Menadier (Deutsche Münzen I S. 74) eingehend besprochenen Denar kennt,



Fig. 2. 3, nach dem Original des Königl. Münzkabinets in Berlin.

oder sie sind, was ich für richtiger halte, unmittelbar nach 1150, als das Stift Lorsch ohne geistliches Oberhaupt war, geprägt.

Auch Figur 3 stellt einen lorscher Denar (Menadier, Deutsche Münzen I S. 81) dar, der ebenfalls um 1150 entstanden sein dürfte.





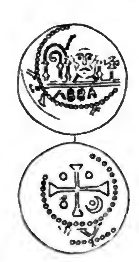


Fig. 4—6 nach den Originalen des Königl. Münzkabinets in Berlin.
Nr. 4 und 5 auch in Sammlung Joseph.

In meiner Sammlung befinden sich mehrere Exemplare des unter Fig. 4 und 5 abgebildeten Denars, der mit den oben S. 164 besprochenen des Bischofs Burkhard und den übrigen erwähnten Genossen als aus einem Wormser Funde stammend, mir vor mehreren Jahren zugingen. Jüngst hat Menadier in Nr. 196 der Berliner Münzblätter (Sp. 2152) denselben Denar nebst dem unter Fig. 6[1]) abgebildeten als aus einem russischen Funde stammend, veröffentlicht und abgebildet. Menadier hält die Denare Nr. 4—6 für lorscher Gepräge, dem ich vollkommen beistimme. Nur scheint es mir nach dem Vorkommen der Denare Fig. 4 und 5 in Wormser Funden für unmöglich, ihre Entstehungszeit an den Anfang des 12. Jahrhunderts zu setzen. Figur 6 erinnert sehr an den Marquardsdenar, Fig. 4 und 5 mit seinem in den Winkeln ausgefüllten Kreuz an die nach 1150 geprägten Halbbrakteaten, denen der Denar übrigens nicht unmittelbar vorausgehen muss, so dass man alle drei Stücke wohl in die Mitte des 12. Jahrhunderts verweisen könnte. Sollten dem russischen Funde Reste eines zweiten jüngeren beigemischt sein?

Die oben abgebildeten Denare — es sind dies sämtliche[2]) bekannte lorscher Gepräge — geben uns ein Bild der oben besprochenen jüngeren Denargattung des Wormser Gebiets, denen sich die unter Nr. 1 beschriebenen des Weinheimer Fundes anschliessen.

Wie die ältesten, so lassen sich auch die jüngeren Münzen, die Halbbrakteaten des Weinheimer Fundes, nur mit Hilfe anderer, des

1) Herrn Professor Dr. Menadier, Verfasser des oben erwähnten Aufsatzes und Herrn Adolph Weyl, Verleger der B. Münzblätter, danken wir auch an dieser Stelle für die freundlichst gestattete Benutzung der Clichés zu Fig. 4—6.

2) Menadier hält auch Nr. 99 des in den Bl. Münzblättern (Nr. 196) beschriebenen russischen Münzfundes möglicherweise für ein lorscher Gepräge. Ich möchte sie unter den „unbestimmten Geprägen“ lassen.

zweiten Wormser und des Abenheimer, chronologisch bestimmen. Beide enthielten neben Halbbrakteaten, welche für sich nicht als bestimmbar gelten können, Münzen mit dem Namen ihrer Prägeherren, der Wormser einen Brakteaten [1]) des Erzbischofs Konrad von Wittelsbach, 1183—1200 in Mainz, der Abenheimer neben einem Würzburger Denar einen solchen des Kölner Erzbischofs Adolf I., Grafen von Altena, 1193—1205. Daraus ergibt sich eine nach 1193 liegende Vergrabungszeit beider im Charakter gleicher Funde von selbst. Berücksichtigt man dabei, dass der nicht mehr stempelfrische kölner Denar nicht gleich im Antrittsjahre des Erzbischofs Adolf geprägt sein muss, und wahrscheinlich einige Jahre vergangen waren, ehe das Stück von seinem Entstehungsorte Köln durch den Verkehr bis nach Worms gelangte, so dürfte die Vergrabungszeit des Wormser und des in der Nähe, in Abenheim, zu Tage geförderten Halbbrakteatenschatzes um 1200 festzusetzen sein.

Es scheint mir indessen zur sicheren chronologischen Bestimmung unseres Fundes notwendig, noch etwas weiter zu greifen und 1. die Dauer der Halbbrakteaten-Prägung überhaupt, 2. den Übergang von dieser Münzgattung zur nächst jüngeren, der einseitigen Pfennige, in Betracht zu ziehen.

Die Halbbrakteaten bilden überall, wo sie auftreten, den Übergang von zwei- zu einseitigen Geprägen, im Osten, z. B. südlich vom Harz, zu Brakteaten, im Westen, z. B. in Worms und Umgegend, zu einseitigen Pfennigen. Die jüngsten Denare der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit zeigen gegen das Ende der eben genannten Periode eine flachere Prägung als die älteren, die Umschriften sind noch häufiger als vorher sinnlos. Später wird der Schrötling grösser, aber damit so dünn, dass das Gepräge der einen Seite auch auf der andern erscheint und dadurch undeutlich wird, oder es ist das Münzbild nur auf e i n e r Seite deutlich, auf der andern gar nicht oder nur in unbestimmten Umrissen: dies sind Halbbrakteaten. Genau dieselbe Form zeigt die grosse Menge der Stücke des Weinheimer Fundes. Die ältesten sind noch vielfach zweiseitig. Je näher dem Anfange des 13. Jahrhunderts, desto seltener werden die selbst in schwächster Form zweiseitigen Gepräge, aber auch der Durchmesser der Münzfläche wird wieder geringer. Und endlich tritt daneben ganz deutlich die Absicht zu Tage, die regelmässig einseitig aus der Prägung hervorgehenden Stücke nur noch mit e i n e m Stempel zu behandeln. So giebt es (in meiner Sammlung) ein-

1) Ein typengleicher ist abgebildet bei Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt a. M. S. 86.

seitige Pfennige von 17,5—20 mm Durchmesser, die einen Bischof darstellen. Die Umschrift fehlt zwar, aber nach der Zusammensetzung des betreffenden Fundes und nach den übrigen Stücken mit Namen des Prägeherrn gehören auch jene nach Worms. Sie sind bald nach 1200 geprägt und gehen denen mit dem Bischofsnamen HENRICVS, Heinrich II., Graf von Saarbrücken, Bischof in Worms 1217—1234, und LANDOLFVS, Landolf von Hoheneck, 1234—1247, voraus. Selbst wenn man annimmt, dass einige jener einseitigen Bischofsmünzen ohne Namen des Prägeherrn noch unter dem oben genannten Wormser Bischof Heinrich geprägt sind, so dürften doch die meisten vor 1217 entstanden sein. Ich möchte nach meinen Beobachtungen an Funden den Beginn der entschieden einseitigen Pfennige in Worms in die Zeit nach 1217 legen. Die Stücke, welche stets eine einseitige Prägung erkennen lassen, aber noch die Grösse der ächten Halbbrakteaten[1]) haben, möchte ich, soweit Worms in Frage kommt, in die Zeit von 1200 bis 1217 oder rund 1220 verweisen. Selbstverständlich sind die genannten Zahlen über die Prägezeit nicht als absolut sicher zu nehmen, aber immerhin schweben sie nicht in der Luft, sondern ich bin zu dieser Ansicht durch mehrere auf dem Boden von Worms und in näherer oder weiterer Nachbarschaft gehobene Münzfunde gekommen. Fest steht, dass in Worms schon vor dem Ende des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts einseitige Pfennige erscheinen. Auch ein städtisches Gepräge möge hier Platz finden:



Fig. 7, nach dem Original der Sammlung Joseph.

Die Umschrift läst nur ΆC I Ά deutlich, davor M schwach erkennen; aber der vorhandene Raum und der Lindwurm, der auch auf einem einseitigen Pfennige neben dem Bilde des Bischofs Landolf erscheint, machen die Wormser Herkunft zweifellos. Höchst wahrscheinlich ist das Stück 1231 oder 1232 geschlagen, als sich der Rat von dem Bischof unabhängig machen wollte.

Nach den Wormser Münzen lassen sich auch die des Weinheimer Fundes bestimmen. Es fehlen alle absichtlich einseitig geprägten Pfennige ebenso wie die unmittelbar vorhergehenden unabsichtlich fast ausschliesslich einseitigen Gepräge. Vorhanden sind von der älteren Münzgattung

1) Die Grösse der Stücke in meiner Sammlung schwankt zwischen 25 und 20 mm.

1. zwei Denare der jüngsten Art und 2. ächte Halbbrakteaten der grössten und mittleren Art. Danach ergeben sich die Jahre 1150—1200 als die Zeit, innerhalb welcher die Münzen des Weinheimer Fundes geprägt sind.

Das ist ungefähr dieselbe Zeit, in welcher in Frankfurt am Main (1170—1208) Brakteaten [1]) geprägt sind. In Worms wie in Frankfurt werden endlich die Pfennige lokaler Währung durch die noch kleineren aber damit den Bedürfnissen des Verkehrs noch mehr entsprechenden Heller verdrängt; das geschieht im Süden früher als weiter nördlich, in Frankfurt.

Prägeorte und Münzherren. Schon bei der allgemeinen Charakterisierung des Weinheimer Schatzes ist hervorgehoben worden, dass man nach früheren Erfahrungen bei kleinen westdeutschen Funden die Prägestätten in der Regel nahe bei dem Fundorte zu suchen hat. Natürlich wird man, wenn letzterer in der fraglichen Zeit selbst zur Erzeugung von Münzen benutzt wurde, ihn in erster Linie in Betracht ziehen.

Weinheim wird 755 zum ersten Male erwähnt in der Urkunde [2]), durch welche Marcharius der Kirche in Heppenheim seine Güter in „Winenheim“ schenkt. Mit der Heppenheimer Kirche kamen dieselben Güter nebst vielen andern an die Abtei Lorsch. Ob diese aber mit den späteren Schenkungen „das volle Eigentum“ von Weinheim erhielt, wie Dahl [3]) S. 282 behauptet, scheint mir nicht über jeden Zweifel erhaben. Sicher aber gehörte wenigstens ein Teil von Weinheim zu Lorsch. Der Abt Werinher erhielt im Jahre 1000 von Otto III. für seinen Ort „Winenheim“ einen öffentlichen Markt für jeden Mittwoch: semper in omni quarta feria frequentetur cum omni theloneo et banno (cod. Laur. I S. 147 Nr. LXXXVII).

Kaiser Heinrich IV. bestätigte unterm 5. April 1065 das Marktrecht zu Weinheim und verlieh ferner dem Kloster (dem Abt Udalrich) das Münzrecht daselbst als Eigentum: monetam in praefato loco Winenheim ad utilitatem eiusdem monasterii Lorissam in proprium tradidimus. (Codex Laur. I p. 192 Nr. CXXX. — Monum. Germ. Hist. XXI: Chron. Laur. p. 418).

---

1) Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt a. M. S. 65 ff.

2) Codex principis olim Laurishamensis abbatiae diplomaticus ex aevo maxime carolingico diu multumque desideratus. Mannhemii, typis academicis 1768. S. 446 Nr. CCCCXXIX: „ad basilicam sancti Petri, quae constructa est in villa Hepphenheim, portionem meam in villa Winenheim“.

3) Dahl, historisch-topogr.-statistische Beschreibung des Fürstentums Lorsch. Nebst Urkundenbuch. Darmstadt 1812.

Der Wortlaut der Urkunde macht es wahrscheinlich, dass die an den Abt übertragene Münze vorher schon längere Zeit als kaiserliche Prägeanstalt existierte. Auch sonst scheint das Reichsoberhaupt noch einzelne Rechte in Weinheim besessen zu haben. So berichtet Dahl (S. 75), Abt Baldemar brachte 1140 das feste Schloss zu Weinheim, worin eine königliche Besatzung lag, durch bar bezahlte 70 Pfund Silber wieder an das Kloster.

Widder[1]) sagt in Band I S. 325 seiner Beschreibung der Pfalz, in Folge der Unruhen, welche durch Streitigkeiten zwischen Abt und Mönchen entstanden, hätten bald der Kaiser, bald die Schirmvögte, die Pfalzgrafen, die landesherrliche Gewalt ausgeübt. Falk[2]) berichtet S. 88 und Dahl (S. 76), dass nach Abt Marquards Tode (1150) die Verwaltung des Klosters in königliche Hände kam, also vielleicht durch die Schirmvögte, die Pfalzgrafen, ausgeübt wurde. In solchem Falle konnte aber eine Ausmünzung nicht Namens des Königs oder des Pfalzgrafen, auch nicht mit deren Darstellung auf den Pfennigen erfolgen, sondern die stellvertretende Verwaltung konnte und durfte nur die Thätigkeit der vorhandenen Münzbeamten beaufsichtigen. Die Prägung erfolgte Namens des berechtigten Inhabers der Abtei, und mit deren Zeichen, event. mit Darstellung eines Heiligen, also des h. Nazarius.

Über die Rechte, welche die Pfalzgrafen, wohl ausschliesslich in ihrer Eigenschaft als Schirmvögte der Abtei Lorsch, in Weinheim besassen, geben uns die im 13. und 14. Jahrhundert zwischen Mainz und Pfalz abgeschlossenen Urkunden, betreffend die an der Bergstrasse belegenen Besitzungen, genügend Auskunft. Kaiser Friedrich II. hatte dem mainzer Erzbischof Siegfried im Jahre 1232 die Güter der Abtei Lorsch übergeben: „Eundem principatum ecclesie Laurissensis cum omni honore, vasallis, ministerialibus, castris, opidis, proventibus, juribus et pertinentiis suis, sicut ad nos et imperium nostrum noscitur pertinere .... dicto maguntino archiepiscopo et successoribus ejus imperiali auctoritate in perpetuum donavimus“ (Dahl S. 79). Die geistliche Verwaltung war ihm schon früher übertragen worden.

Mainz scheint dabei die Rechte der Pfalzgrafen als Schirmvögte der Abtei Lorsch nicht geachtet zu haben, wodurch mehrfach Kriege und Zwistigkeiten entstanden. Die bei deren Beendigung abgeschlossenen Verträge ergeben, dass Mainz endlich die Vogteirechte der Pfalzgrafen

1) Versuch einer — Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz. Frankfurt und Leipzig 1786.

2) Vgl. Al. Franz Falk, Geschichte des ehemaligen Klosters Lorsch. Mainz 1866.

anerkannte, so 1247 (Baur, Hess. Urkundenb. 3, 591). Pfalzgraf Rudolf sagt 1300 (Quellen u. Erörter. z. bair. Gesch. 6, 126) in dem Vertrage mit Erzbischof Gerhard: „Darnach sein wir über ein chomen umb die lande und daz Gut die da gehorent zu unser Vogtay, die wir zu Lehen haben, von dem vorgenannten Ertzbischofe von des stifftes wegen zu Lorse“. Endlich heisst es in der Rachtung von 1308 (Quellen und Erörterungen z. bair. Gesch. 6, 155): „es soll auch die alte stat zu Weinenhaim und swas dazu gehört, und das Wasser dasselbe als verre die March geet, die vorgenannten Herzogen (Rudolf und Ludwig, Pfalzgrafen) angehören“. Die Urkunden bezeugen, dass die Pfalzgrafen als Vögte von Lorsch die Burg und einen Teil von Weinheim besassen; ob das die neue Stadt („novum oppidum“) war, wie es in dem Schiedsspruch von 1264 (Quellen S. 199) heisst, oder die „alte“, wie es in der Rachtung von 1308 lautet, oder ob die Pfalzgrafen 1308 zu der neuen Stadt Weinheim auch noch die alte erhielten, ist für das hier zu Erörternde nicht von entscheidender Bedeutung.

Es lässt sich übrigens ohne weiteres annehmen, dass der dem Pfalzgrafen an Macht und Einfluss überlegene Mainzer Erzbischof jenem nicht mehr abgetreten habe, als er rechtlich zu thun verpflichtet war. Auch geht aus keiner bekannten Urkunde hervor, dass der Pfalzgraf Weinheim erst als Ersatz für andere an Mainz übergebene Orte erhalten habe, wohl aber gilt dies für einen Teil der genannten Stadt. Sicher war mehr als die Hälfte von Weinheim im 12. Jahrhundert im Besitze der Abtei Lorsch, doch auch der Pfalzgraf besass nach Ausweis der Münzen daselbst Rechte neben mancherlei Grundeigentum.

Es bedarf keines Beweises, dass die Erwerbung des Münzrechts nicht aus rein äusserlichen Gründen, etwa wegen seines Wertes als Zeichen vollkommener Landeshoheit, sondern wegen seines direkten und indirekten Nutzens nachgesucht wurde, und daher ist anzunehmen, dass die Prägung von Münzen in der Regel bald nach Verleihung des Rechts dazu begann.

Man kennt bis jetzt noch keine Lorscher Denare aus dem 11. Jahrhundert, wohl aber aus dem folgenden. Das erste Exemplar sah ich Ende der siebziger Jahre bei dem verstorbenen Oberhofgerichtsdirektor Huffschmied in Mannheim, erkannte mit dem Eigentümer die Lorscher Herkunft an der Inschrift S NAZARIUS und erwähnte es in meiner Abhandlung über die Münzen der Grafen von Erbach (Sonderabdruck[1]) S. 7). Dasselbe Stück, jetzt im Königlichen Münzkabinet zu Berlin, ist oben S. 165 Fig. 2 abgebildet und vorher durch Menadier in seinen deutschen

1) „Berliner Münzblätter“ Nr. 73 (September 1886) Sp. 688.

Münzen I S. 74—82[1]) in einer vorzüglichen Abhandlung eingehend besprochen und dem Abt Marquard, 1149 und 1150, zugewiesen worden. Zwei fabrikähnliche daneben erwähnte Stücke (Fig. 3, 6) dürften zeitlich benachbart sein. Ich selbst besitze einen Denar (Fig. 4, 5), auf dem ein Geistlicher (ohne Mitra) mit Pedum in der Rechten neben einem Heiligen mit Palmzweig, dem Abzeichen der Märtyrer, dargestellt ist. Das mit Wormser Stücken gefundene Münzchen gleicht so sehr seinen Fundgenossen, dass man den Herstellungsort in deren Nähe suchen muss; es passt darum kein Ort so gut wie eine Lorscher Münzstätte. Übrigens zeigt es auch viel Verwandtschaft mit dem oben erwähnten Denar des Abts Marquard.

Da dieser Abt 1150 nach elfmonatlicher Regierung starb, so lässt sich annehmen, er werde die Münzstätte nicht selbst eingerichtet, sondern im Betriebe vorgefunden haben. Dass sie auch weiter thätig gewesen ist, bestätigen die Urkunden[2]) durch Erwähnung von Lorscher Denaren.

1156. Das Kloster Sinsheim erkauft mit Bewilligung des Lorscher Abts Heinrich (1153—1167) ein Gut in Lienzingen und verspricht, dafür folgenden Zins jährlich an das Kloster Lorsch zu zahlen: censum XII denariorum prefate Laurensis ecclesie monete annuatim in festo sancti Nazarii persolvendorum.

(Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte I S. 218. Württembergisches Urkundenbuch II S. 441 D).

1165. Abt Heinrich von Lorsch überlässt dem Kloster Schönau in der Viernheimer[3]) Gemarkung unbebaute Grundstücke, wofür es jährlich dreihundert Käse, jeden zum Werte eines Denars unserer Münze zu liefern hat: trecentos caseos, singulos precio denarii nostre monete, loco decimarum annuatim persolvant.

Guden[4]) V. F. de, Sylloge I p. 20 Nr. 8. — Würdtwein, Steph. Alex.: Chronicon dipl. monasterii Schönau (Mannhemii 1792) p. 19 bemerkt ganz richtig, dass damit Lorscher Pfennige gemeint sind, erwähnt aber nur das Münzrecht zu Brumat, wahrscheinlich deswegen, weil er

1) Sonder-Abdruck aus „Berliner Münzblätter" Nr. 114 (Febr. 1890) Sp. 1017 ff.

2) Die oben angeführten Stellen verzeichnet auch schon Menadier, Deutsche Münzen, S. 79, 80 und 241, die vier letzten vor ihm Leitzmann, Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Münzkunde. Weissensee 1869.

3) Zwischen Weinheim und Mannheim.

4) Sylloge variorum diplomatiorum monumentorumque veterum ineditorum adhuc et res germanicas in primis vero Moguntinas illustrantium.

ebensowenig wie alle Welt bisher Lorscher Münzen aus Weinheim oder Umgegend kannte.

1222. Konrad, der letzte Abt von Lorsch, verzichtet zu Gunsten des Klosters Schönau zur Sühne von Schäden, welche auf „XXV talenta Wormat." geschätzt sind, auf einige Rechte in Viernheim und erwähnt dabei: „XX denarii nostre monete" (Guden, Sylloge I S. 123 Nr. 51. — Würdtwein, Chron. p. 51).

1224. Abt Konrad von Lorsch beurkundet einen Güterkauf seitens des Klosters Schönau in Scharra und erwähnt dabei einen Zins von „IIII uncie Laurensis monete" (Guden, Sylloge I S. 138 Nr. 60).

1223 wird unter den Zeugen einer für das Kloster Schönau ausgestellten Urkunde des Abts Konrad von Lorsch ein „Philippus monetarius" genannt (Guden, Sylloge I p. 138 Nr. 60).

Nach dem urkundlichen Nachweis für die Möglichkeit des Vorkommens von äbtischen Münzen aus den Prägestätten Weinheim und Lorsch handelt es sich noch um die Frage, ob und woran man den Prägeort erkennen kann. Als Ausgangspunkt müssen uns wiederum die Wormser Münzen dienen.

Auf den zweiseitigen Münzen von 1150 bis 1200 findet man bei Wormser Münzen auf einer Seite den Landesherrn dargestellt, dies ist die Hauptseite. Die Kehrseite zeigt in den Winkeln eines befussten Kreuzes verschiedene Zeichen. Ausnahmsweise findet man auf einem späteren einseitigen Pfennige des Bischofes Landolf (1234—1247) ein solches Zeichen, einen Lindwurm neben seinem Bilde, also auf der Hauptseite dargestellt, da die Kehrseite leer ist. Die meistens auf der Kehrseite stehenden Beizeichen, welche zum Teil später Wappen geworden sind, muss man offenbar als Symbole auffassen, welche die Herkunft des Stückes bezeichnen sollen. Wem die Bedeutung des Lindwurms neben Bischof Landolfs Bilde zweifelhaft erscheinen sollte, dem wird sie klar durch den oben S. 168 abgebildeten städtischen Pfennig mit der Umschrift (WOR)MACIA. Wahrscheinlich ist die von Förstemann in seinem Namenbuche gegebene Ableitung des Stadtnamens Worms von Borbetomagus richtig, aber andererseits macht es die metallene Urkunde, die Münze, mit der Umschrift WORMACIA um den Lindwurm über jeden Zweifel sicher, dass die Bürgerschaft den Stadtnamen mit dem Nibelungenliede und dem Drachen oder Lindwurm desselben in Beziehung brachte. Dass man jedes früher angewandte kirchliche Zeichen ablegte,

findet seine Erklärung in dem Bestreben, sich von der Oberherrschaft des geistlichen Hirten, des Bischofs, zu befreien. Da der Lindwurm mit keinem anderen Orte des Mittelrheinlandes als Worms in Beziehung gebracht werden kann, so muss man jeden Halbbrakteaten jenes Gebiets mit einem Drachen, mag er fliegend, sitzend oder stehend dargestellt sein, nach Worms[1]) verweisen.

Ein ebenso zweifellos für diesen Ort sprechendes Zeichen ist der doppelte oder einfache Schlüssel, welcher, ursprüglich Attribut des Stiftspatrons St. Peter, später Wappenbild des Stifts und der Stadt wurde.

Ein drittes, den Stadtnamen Worms direkt angebendes Zeichen sind die Buchstaben W und OR (verbunden) in gegenüber stehenden Winkeln.

Aus dem Vorkommen dieser Zeichen[2]), deren Bedeutung gar nicht zu verkennen ist, muss man mit Sicherheit schliessen, dass mit ihnen der Münzort angedeutet werden sollte, und was für Worms zutreffend ist, dürfte auch in der Nachbarschaft entsprechend Anwendung gefunden haben.

Sehen wir uns die Münzen unseres Fundes an, ob hier auch Zeichen vorkommen, die man ohne Zwang auf einen Münzort, sei es Weinheim, sei es Lorsch, beziehen kann!

Wie bei Worms nicht unbedingt zuerst an dessen jetziges Wappenbild, den Schlüssel, gedacht werden muss, ebensowenig wird man genötigt sein, bei Weinheim an die in dessen jetzigem Wappen stehende Weinleiter[3]) zu denken; wechselten doch Städte öfter ihre Wappenbilder. Wenn auch keine Weinleiter, so doch eine Weintraube ist auf mehreren Halbbrakteaten zu finden. Zwar sagt Herr v. Höfken in seinem Archiv für Brakteatenkunde Bd. III S. 152 bei Beschreibung des Weinheimer Fundes ganz bestimmt: „Die Traube begegnet uns auf Wormsgauer Halbbrakteaten oft, ein Schmuck, der für ein Weinbau treibendes Land nahe liegt“. Abgesehen davon, dass Herr v. Höfken die Traube nur als Schmuck ansieht, ist seine Behauptung betreffend das Vorkommen von „Wormsgauer Halbbrakteaten“ mit Traube sachlich nicht zutreffend. Wäre das der Fall, so hätten mir bei dem langjährigen eifrigen Verfolgen von Funden des Wormsgaues[4]) solche Münzen nicht entgehen

1) Auf städtischen Siegeln und Münzen des 17. und 18. Jahrhunderts erscheint der Lindwurm als Schildhalter.

2) Andere weniger sichere Zeichen möchte ich hier nicht erwähnen.

3) So auf einer Huldigungsmünze von 1750 für Karl Theodor. Vergl. Exter, Versuch einer Sammlung pfälzischer Münzen I S. 537 Nr. CCCCXCIII.

4) Wahrscheinlich meint Herr v. Höfken nicht den eigentlichen Wormsgau, sondern ein grösseres Gebiet um Worms.

können, ich hätte sie in grösseren privaten oder öffentlichen Sammlungen bemerken müssen. Ich kenne wohl aus noch nicht publizierten Funden drei Halbbrakteaten mit einer Traube, besitze auch selbst solche, aber sie sind nicht im Wormsgaue geprägt, sondern höchstens daselbst gefunden und zwar, wie bereits erwähnt, in wenigen Exemplaren. Wäre die Äusserung des Herrn v. Höfken ernst zu nehmen, so könnten über die örtliche Bestimmung unserer Halbbrakteaten mit der Traube Zweifel entstehen, insofern an einen linksrheinischen Ort gedacht werden könnte, da der Wormsgau nicht auf das rechte Rheinufer hinüberreicht. Nach meinen Erfahrungen ist die Meinung des Herrn v. Höfken nicht nur sachlich unzutreffend, sondern sie steht auch als persönliche Ansicht vereinzelt da.

Wenn wir auch nicht die Bedeutung aller Zeichen auf mittelalterlichen Münzen von Worms und Umgegend kennen, so darf man ihnen doch nicht jede Bedeutung absprechen. Berücksichtigt man alle Umstände des Weinheimer Fundes, so wird man ein auf vielen Exemplaren und auf beiden Seiten der Halbbrakteaten, also in den Winkeln des Kreuzes und sogar in den Händen des geistlichen Münzherrn zu findendes Zeichen als in bestimmter Absicht und aus sachlichen Gründen auf die Geldstücke gesetzt ansehen müssen. Und wie bei Wormser gleichzeitigen Münzen lässt sich darin nur ein Hinweis auf den Herstellungsort sehen. Auf welchen anderen Ort als Weinheim kann sich die Weintraube beziehen? Entscheidend dabei ist, dass der dargestellte Geistliche, zweifellos der Münzherr, bei der grossen Mehrzahl der fraglichen Stücke kein Bischof ist. Wäre er dies, so hätte man ihn mit einer Mitra dargestellt. Das Bild zeigt aber einen Geistlichen mit Tonsur; das kann nur ein Abt sein, und kein anderer als der von Lorsch war in der Umgegend von Worms münzberechtigt; er war es auch an der Fundstelle Weinheim, die zugleich die urkundlich beglaubigte Münzstätte desselben war. Es bleibt darum nichts übrig, als den geradezu gebotenen Schluss zu ziehen: die Halbbrakteaten mit Bild eines Abts und der Weintraube sind seitens des Lorscher Abts in seiner Münzstätte Weinheim geprägt.

Man könnte allenfalls noch zwei Einwände erheben: 1. Unter den Halbbrakteaten mit Weintraube sind auch solche, welche das Bild eines Geistlichen mit Mitra tragen und 2. zeigen einige mit demselben Zeichen versehene einen weltlichen Herrn.

Dagegen lässt sich anführen, dass schon 1160 dem Lorscher Abte Heinrich (1153—1167) durch den schismatischen Papst Victor IV. das Recht zum Tragen der Mitra bei festlichen Gelegenheiten verliehen

worden war. Wenn sich auch mit Falk (Geschichte von Lorsch S. 90) annehmen lässt, der Abt habe gar nicht oder selten von der erteilten Erlaubnis Gebrauch gemacht, weil Victor IV. keine allgemeine Anerkennung fand, so fällt doch dieser Grund fort bei der gleichen erweiterten Verleihung an Abt Sighard[1]) (1167—1198), welche durch Papst Alexander III. im Jahre 1179 erteilt wurde. Übrigens entstammte Sighard einem hohen Geschlechte, da er Blutsverwandter („consanguineus“) des Mainzer Erzbischofs Konrad von Wittelsbach und des Pfalzgrafen Otto aus dem gleichen Hause genannt wird. Darin liegt nicht nur ein Grund für die päpstliche Verleihung, sondern unterstützt auch die an sich vollkommen berechtigte Annahme, dass der Abt von der unbeschränkt erteilten Erlaubnis sogleich und dauernd Gebrauch gemacht habe.

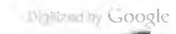
Daraus ergiebt sich weiter für die chronologische Bestimmung der einzelnen Münzen, dass die lorscher Stücke mit dem infulierten Abte jünger sind als die, auf denen er noch barhäuptig erscheint.

Der zweite Einwand mit Hinweis auf den weltlichen Herrn ist hinfällig, denn es kann ein solcher recht wohl Besitzrechte an demselben Orte gehabt haben.

Ausser Weinheim kommt als Münzstätte zunächst Lorsch in Frage. Für diesen Ort erhielt Abt Udalrich 1067 von Kaiser Heinrich IV. Markt- und Münzrecht. Die Urkunde[2]), welche auf Fürbitte der Königin Bertha u. A. erteilt wurde, lautet in ihrem wesentlichen Teil: „in villa Lauresham, in qua idem cenobium cum monachis Deo et sancto Nazario inibi famulantibus est situm, monetam propriam mercatumque publicum, quacunque feria sibi placuerit, fieri concessimus et in proprium donavimus“. Der Wortlaut lässt schliessen, dass für Lorsch der Markt und die Münze erst einzurichten waren, während, wie oben bereits erwähnt, bei der zwei Jahre älteren Urkunde für Weinheim von einer Eigentums-Übertragung die Rede ist. Danach müsste in dem an dem alten Handelswege, der Bergstrasse, gelegenen, also für die Nutzbarmachung des Münz- und Marktrechts wichtigeren Weinheim, schon eine königliche Münzstätte bestanden haben, deren Verwaltung (oder zeitweilige Nutzniessung?) vielleicht dem Abte überlassen sein konnte, aber erst 1065 als Eigentum dauernd übertragen war.

1) Cod. Lauresh. I S. 279 Nr. CLXV: „tibi et successoribus tuis usum mitrae de consueta clementia sedis apostolicae indulgemus in perpetuum“.

2) Abgedruckt: Cod. Lauresh. I S. 191 Nr. CXXIX. — Mon. Germ. H. XXI. 447. — Menadier, Deutsche Münzen I S. 78.



Das erste, für unsern Fund allerdings nicht in Betracht kommende Münzrecht der Abtei Lorsch erhielt sie von Kaiser Otto III. im Jahre 1000 für den im Unter-Elsass gelegenen Ort Brumat.

Die Abtei besass also das Münzrecht seit

1000 für Brumat,
1065 für Weinheim,
1067 für Lorsch.

Nebenbei muss noch auf die Form, unter der die Traube dargestellt ist, hingewiesen werden. In Wirklichkeit wechselt die Gestalt der Traube nach Art und Jahrgang ganz ausserordentlich; man kann sich deshalb nicht darüber wundern, besonders wenn man die grössere oder geringere Gestaltungskraft des Zeichners berücksichtigt, dass die an der Bergstrasse häufig gezogene Frucht manchmal dick und voll, manchmal mit wenigen vereinzelten Beeren und endlich gar wie ein gefiedertes Stielchen mit je einer Beere erscheint. Will man bei dem Stempelschneider eine Absicht voraussetzen, so könnte es die sein, gute und schlechte Weinjahre auf den Münzen mittels des redenden Wappens oder charakteristischen Prägeort-Zeichens anzudeuten. Meines Erachtens liegt der veränderlichen Form der Weintraube nichts anderes als die Auffassung des oder der wechselnden Stempelschneider zu Grunde. Eben so verschieden wie die Weintraube auf Weinheimer Münzen ist auf Wormser Stücken der Lindwurm dargestellt, dessen Form sich manchmal der des Krokodils, manchmal der des Schwans nähert.

Wie die Weintraube hier als redendes Zeichen der Münzstätte gedeutet wird, hat man allgemein süddeutsche Brakteaten und einen Denar mit einem Lindenzweige als in Lindau [1]) geschlagen angesehen. Man kann auf Münzen dieses Ortes dieselbe Vielgestaltigkeit des Lindenzweiges wie der Weintraube bei Weinheimer Geprägen beobachten; er erscheint dabei mit drei, fünf oder sieben Blättern, zwischen denen sich zwei, vier und mehr oder — keine Blüten befinden. Aber nicht nur als einziges Münzbild, sondern auch als charakterisierendes Beizeichen erscheint derselbe Baumteil, so hinter einem Löwen, neben einem Brustbilde oder dem Kopfe eines Kaisers aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.

Übrigens wird die Verweisung der erwähnten mittelalterlichen Münzen mit dem Lindenzweige nach Lindau am Bodensee durch Stücke

---

1) Vergl. Beyschlag, Versuch einer Münzgeschichte Augsburgs (Stuttgart und Tübingen 1835) Tafel VI Nr. 34—37. — Archiv für Bracteatenkunde I Tafel 3 Nr. 14, 19; Tafel 5 Nr. 1, 2. Band II Tafel 17 Nr. 22 und 23.

mit der Umschrift LINDAVGIA bestätigt. Der Lindenbaum ist später Wappenbild der Stadt geworden, deren Namen er in ältesten Zeiten auf Münzen nur andeutete.

Beachtenswert ist ferner der hübsche Brakteat, welcher rechts und links neben einem Kreuzstabe eine gebogene Weinrebe zeigt und allgemein für ein Gepräge der Abtei Weingarten gehalten wird (vergl. die Abbildung Beyschlag Tafel VI Nr. 50).

Bekannt ist auch die Verwendung einer anderen Pflanze, der Minze (Mentha) auf Siegeln und Münzen von Minzenberg (in Oberhessen). So steht ein stets verschiedenartig gezeichneter, paarig gefiederter Pflanzenstengel zwischen zwei Türmen auf Siegeln Ulrichs von Minzenberg [1]), der Minzenstengel allein auf Reitersiegeln Werners von Falkenstein und Philipps von Minzenberg, ferner auf dem Siegel der Burgmannen von Minzenberg und Assenheim, des Schultheissen von Minzenberg, drei Minzenstengel auf zwei verschiedenen Siegeln Cunos und einem des jüngeren Ulrich von Minzenberg. Ebenso finden wir es auf Denaren [2]) und auf Brakteaten des 12. und 13. Jahrhunderts [3]).

Auch der Hammer in der Hand eines Kaisers oder Geistlichen ist auf Münzen des 13. Jahrhunderts als Zeichen der Münzstätte Hammerstein am Rhein (gegenüber Andernach) erkannt worden (vergl. Menadier, Deutsche Münzen III S. 62).

Wenn der Lindenzweig auf Lindau, die Weinrebe auf Weingarten, der Minzenstengel auf Minzenberg, der Hammer auf Hammerstein als redendes Beizeichen weist, darf die Weintraube auf abt-lorscher Münzen doch wohl als Zeichen der Münzstätte Weinheim angesehen werden.

Aber es giebt neben den äbtischen Münzen mit dem Zeichen von Weinheim auch solche von weltlichen Herren geprägte. Da wird man kaum im Zweifel sein, dass mit dem dargestellten Dynasten nur der Schirmvogt der Abtei, der Pfalzgraf am Rhein, „Conradus, praesens ejusdem ecclesie advocatus“ nach Cod. Lauresh. I, 254, gemeint sein kann. Nach Widders oben angeführter Meinung könnte die Prägung seitens der kaiserlichen oder pfalzgräflichen Verwaltung geschehen sein. Aber rechtlich ist das unter Änderung des Hoheitszeichens nicht als zulässig anzusehen

---

1) Archiv für hess. Geschichte und Altertumskunde Bd. V (Darmstadt 1848): Günther, Das Wappen der Dynasten von Minzenberg und Falkenstein. — Daselbst Bd. III (Darmstadt 1844). Dr. A. Röschen, Wanderung d. d. Wetterau. Giessen 1897.

2) Menadier in Berliner Münzblätter 1896 Sp. 1978 ff.

3) Joseph und Fellner, Die Münzen von Frankfurt am Main (1896) S. 87 ff. und Tafel 3.

und ferner ist nur von 1150—1153 innerhalb der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wenn man von der kurzen Zwischenzeit nach dem Tode des Abts Sighard bis zum Antritt seines Nachfolgers: 1198 und 1199, absehen will, eine Vertretung seitens der Pfalzgrafen möglich gewesen. Des letzteren Münzen müssten dann also entweder den Denaren von 1150 oder den jüngsten Halbbrakteaten nahestehen. In Wirklichkeit stehen sie in der Mitte, sind aber so verschiedenartig, dass sie nicht während weniger Jahre entstanden sein können, sondern man muss wenigstens ein Jahrzehnt als Prägezeit für die vier verschiedenen Typen ansetzen. Ich habe den Eindruck, dass die dynastischen Gepräge zwischen 1170 und 1190 entstanden sind.

An einen Grafen Leiningen, wie Herr v. Höfken[1]) vorschlägt, als Münzherrn der hier vorliegenden dynastischen Halbbrakteaten zu denken, ist ganz unzulässig. In Weinheim war kein Leininger sondern der Pfalzgraf begütert, und der Zeit nach passt kein anderer als Konrad von Hohenstaufen[2]), der Bruder Friedrich Rotbarts.

Nach Dahl[3]) waren bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts die Grafen des Oberrheingaues, in dem Lorsch lag, auch Vögte dieses Klosters gewesen. An ihrer Stelle erscheint 1094 ein Graf Berthold, welcher einen gleichnamigen Nachfolger hatte, der als Graf von Lindenfels in Urkunden vorkommt. Sein Erbe war Graf Boppo von Henneberg, der schon 1140 als Lorscher Vogt bezeichnet wird. Ihm folgte 1155 sein jüngerer Bruder Berthold. Dessen Schwester Irmengard brachte die Vogtei ihrem Gemahl Konrad von Hohenstaufen, dem Pfalzgrafen am Rhein, zu.

Sein unmittelbarer Vorgänger in der rheinischen Pfalzgrafschaft war 1142—1156 Hermann von Staleck[4]). Weder von ihm noch von seinen beiden Vorgängern lässt sich eine Münzthätigkeit in der Gegend von Lorsch oder Heidelberg erwarten.

1) Derselbe beruft sich dabei auf Leitzmanns längst veraltete numismatische Zeitschrift und auch auf meine Abhandlung über die Münzen des Hauses Leiningen. (Wien 1884. Sonderabdruck aus der Wiener Numismatischen Zeitschrift). Was ich daselbst S. 20 über einen Halbbrakteaten mit Löwen und Adler in Verbindung mit dem linksrheinisch begüterten Hause Leiningen gesagt habe, würde ich niemals in Beziehung mit rechtsrheinischen Münzen und Herren bringen. Ich müsste also, falls ich für den irrtümlichen Schluss des Herrn v. Höfken mehr oder weniger verantwortlich gemacht werden sollte, die Berechtigung dazu ablehnen.

2) Vergl. Dr. Arnold Busson: „Konrad von Staufen, Pfalzgraf bei Rhein“ in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. 19. Heft. S. 1—36. Köln 1868.

3) Historisch-topogr.-stat. Beschreibung d. Fürstentums Lorsch, S. 132.

4) Vergl. L. Baumgärtner: Hermann von Staleck, Pfalzgraf bei Rhein 1142 bis 1156. Leipzig 1877.

Konrad von Hohenstaufen hatte 1147 bei der Teilung mit seinem Bruder, dem späteren Kaiser Friedrich I., die rheinfränkischen Erbgüter[1]) erhalten, auch hatte er, da er aus seines Vaters zweiter Ehe mit Agnes Gräfin von Saarbrücken der einzige Sohn war, die Güter seiner Mutter ungeteilt an sich gezogen. Dazu kam 1155 die Pfalzgrafschaft am Rhein und damit die Vogtei über mehrere Stifter, denen, wie oben erwähnt, auch die über Lorsch durch seine Gemahlin hinzugefügt wurde. „So war Konrad“, sagt Häusser[2]), „ein mächtiger Herr geworden. Zwar blieb der Folgezeit noch eine umfassende Aufgabe vorbehalten, diesen zerstreuten Besitz zu einem geschlossenen Ganzen zu bilden, aber ein Kern war doch vorhanden; die rheinische Pfalzgrafschaft wurde ein Fürstentum und Pfalzgraf Konrad gewann eine bedeutende Stellung“.

Seine Beziehungen zu Lorsch müssen die besten gewesen sein, da Abt Heinrich als Vermittler aufs eifrigste bemüht war, die einmal gestörte Eintracht zwischen Konrad und seinem kaiserlichen Bruder Friedrich wieder herzustellen.

Häusser sagt[3]) ferner von Konrad, „dem ersten Gründer der Pfalz und ihrer Hauptstadt“: „Er war von mittlerer Gestalt, von festem gedrungenem Wuchs, seine Erscheinung war gemessen“.

Erinnert die Darstellung auf Nr. 26, der einzigen in ganzer Figur, nicht stark an die oben gegebene Beschreibung?

Die nicht nach Weinheim zu verweisenden Halbbrakteaten sind, soweit ein Geistlicher ohne Inful dargestellt ist, höchst wahrscheinlich in der einzigen neben Weinheim vorhandenen Münzstätte Lorsch geschlagen, nämlich die unter Nr. 10, 14, 15, 17 und 18 beschriebenen. Ein sicheres Zeichen für die Münzfabrik an dem Sitze des Abts vermag ich nicht zu erkennen; vielleicht ist es ein (achtstrahliger) Stern, der auf den beiden Denaren (Nr. 1), ferner auf den Halbbrakteaten Nr. 11, 13, 14, 16—18, auf Nr. 10, 11 auch in Verbindung mit einem Halbmond vorkommt. Aber ein Stern findet sich auch auf Weinheimer Geprägen: Nr. 2, 5 und 9.

Trotzdem die NNr. 11—13 und 16 nicht mit Sicherheit als Lorscher Gepräge nachgewiesen werden können, spricht doch nichts dagegen und manches dafür, z. B. die grosse Ähnlichkeit der Hauptseite von Nr. 13 mit dem Weinheimer Stück Nr. 9, der Kehrseite von Nr. 11 mit Nr. 10,

---

1) Häusser, Dr. Ludwig, Geschichte der rhein. Pfalz (Heidelberg 1845) S. 51.

2) Unter Bezugnahme auf Guilelm. Neubrig. IV, 10: virum in imperio summae post imperatorem amplitudinis.

3) Nach Otto Morena res Laudens. bei Murator. VI, 1117.

sowie von Nr. 16 mit Nr. 17. Auch Nr. 12 und 13 ist wie die vorhergenannten mit den sicheren Lorscher Geprägen im einzelnen wie in der ganzen äusseren Erscheinung so ähnlich, dass man sie kaum an andern Orten unterzubringen versuchen wird, es würden dazu auch alle Gründe fehlen.

Als unbestimmbare Gepräge muss man die unter Nr. 19—22 beschriebenen Halbbrakteaten bezeichnen; sie sind zu undeutlich, als dass sie mit Sicherheit nach Lorsch oder Worms gewiesen werden könnten.

Die Beschreibung der Stücke ist in der Weise geordnet, dass die Münzen der Geistlichen, welche bei weitem die Mehrzahl bilden, vorangestellt sind. Unter ihnen sind die beiden Denare als die zweifellos ältesten Stücke vorangestellt, dann folgen die in Weinheim geprägten Halbbrakteaten. Daran schliessen sich, nach der Ähnlichkeit mit den vorhergehenden zusammengestellt, die übrigen Lorscher Gepräge, denen die von nicht bestimmbaren geistlichen Herren geschlagenen folgen. Den Schluss bilden die dynastischen Gepräge.

Übersicht.

1. Lorsch:

Nr.		Münzstätte		Prägezeit		Anzahl
1	Denar	(Lorsch)	ohne Mitra,	— 1150 —		2
2—7	Halbbrakteaten	Weinheim,	„ „	vor 1179	68	119
8. 9	„	„	mit „	nach 1179	51	
10. 14. 15	„	(Lorsch)	ohne „	vor 1179	100	137
11. (12) 13. 16	„	„	mit „	nach 1179	37	
17. 18	„	„	mit St. Nazarius	— 1198?	. .	69
				Lorsch zusammen		327

2. Unbestimmte Geistliche:

19—22	Halbbrakteaten	4

3. Pfalzgraf Konrad:

23	Halbbrakteat	Weinheim.	Adler	1	32
24. 25	„	„	Figur	12	
26	„	?	„	19	
					363

1. Abtei Lorsch.

1. Denar.

a. ✱ ꝏ Ꙟ (?) | ꝏ Ꙟ H

b. ✱ ꝏ | H O ∾ Ꙟ ∏ (H?)

Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur, unter dreifachem Bogen; er hält rechts einen nach auswärts gekehrten Stab, links einen Kreuzstab, H artig gestrichelte Leiste.

Ks. a. ∘ ꝏ ∘ Ꙟ ∘ H | | ∘ H

b. | | | ꝏ ∘ Ꙟ ∘ |

In den Winkeln[1]) eines befussten Kreuzes stehen ein Halbmond, zweimal je ein Ringel und ein sechsstrahliger Stern.

22 mm 0,78 und 0,85 gr. 2 Expl.

Halbbrakteaten aus der Münzstätte Weinheim.

2. ✱ ∘ R ∘ V ∘ T ∘ ✱ ∘ H ∘ Ꮳ ∘ Ꙟ ∘[2])

aus mehreren Exemplaren ergänzt. Brustbild eines Abts mit einwärts gekehrtem Stabe und Kreuzstab in den Händen. Das Gewand ist reich verziert; auf jeder Schulter ist in einer Rundung ein Stern, auf jeder Seite der Brust ebenfalls ein solcher von Punkten begleitet.

Ks. ✱ ∘ R ∘ V ∘ T ∘ ✱ ∘ H ∘ Ꮳ • Ꙟ. In den Winkeln eines befussten Kreuzes 1. hängende Weintraube, 2. Lilie, 3. achtstrahliger Stern, 4. Knospenscepter.

26,2—27—27,5—28—28,9—29,6—30,2 mm., 0,767 gr., Durchschnitt von sämtlichen 19 gut erhaltenen Exemplaren. Davon sind sieben zweiseitig, fünf haben nur die Hauptseite, sieben nur die Kehrseite.

Seit wenigstens einem Jahrzehnt besitze ich ein dem vorstehend beschriebenen Halbbrakteaten im Stil vollkommen gleiches Gepräge (siehe Tafel 1 Nr. 2b). Es zeigt ein Brustbild mit einwärts gekehrtem Stabe in der Rechten, aber in der Linken ist an Stelle des Kreuzstabes bei Nr. 2 ein Palmzweig. Der Kopf ist unbedeckt, die Haare sind durch Punkte angedeutet und eine Tonsur erkennbar. Das Gewand hat oben eine enge Halsöffnung, vorn herunter einen breiten Saum und im übrigen Punktverzierungen, zu denen bei dem obigen Weinheimer Stück auf jeder

---

1) Die Aufzählung der in den Winkeln des Kreuzes stehenden Zeichen erfolgt in der Reihenfolge $\frac{4.\ 1.}{3.\ 2.}$

2) Die Umschrift ist hier, wie nachfolgend öfter, aus mehreren Exemplaren ergänzt, nur einmal angegeben.

Seite der Brust ein Stern und auf jeder Schulter ein gesondertes sternförmiges Ornament tritt. Im Felde neben dem Haupte sind bei dem Weinheimer Stück verstreute Ringel, bei meiner Münze vier ins Kreuz gestellte und von vier Punkten umgebene Dreiecke. Die Umschrift besteht aus wenigen a) durch Punkte, b) durch Ringel getrennte Buchstaben, mitten unter dem Brustbilde befindet sich ein befusstes Kreuz.

Die Kehrseite zeigt bei meinem Stück ein Kirchengebäude mit breitem hohem Mittelturm und zwei niedrigen seitlichen Kuppeltürmchen nebst Kreuz darauf. Im Portal ist eine Lilie, wie sie bei dem Weinheimer Stück in zwei Winkeln des Kreuzes sich findet.

Der Durchmesser beträgt 26,5 mm, das Gewicht 0,83 gr.

Zwar hat Harster in seinem Versuch einer Speyerer Münzgeschichte (Speyer 1882) meine Münze unter Nr. 64 aufgeführt, legt sie also wohl den speyerischen Bischöfen bei, aber der die mittelalterlichen Münzen behandelnde Teil seiner Arbeit ist, soweit nicht die guten Vorarbeiten Dannenbergs und Grotes kopiert wurden, eine kritiklose Zusammenstellung der in zwei grossen Sammlungen unter der Rubrik „Speyer“ gefundenen Münzen, beweist also nichts. Da der Geistliche ohne Mitra dargestellt ist, kann man in ihm nicht den „Bischof“ von Speyer sehen wollen; überdies erscheint das dortige Domportal stets mit niedrigem Giebel oder Turm zwischen zwei höheren Türmen, während hier gerade der mittlere besonders hoch dargestellt ist. Demnach spricht nichts für Speyer.

Wenn mir dies auch stets zweifellos schien, glaubte ich doch den Ursprungsort nicht weit davon, etwa in Weissenburg, suchen zu sollen. An Brumat, die lorscher Münzstätte südlich von Hagenau, zu denken, scheint mir nicht zulässig, da das mächtige Strassburg mit seinem überwiegenden Einfluss zu nahe liegt und demnach nur kleine dicke Denare unter-elsässischer Art aus der äbtischen Münzstätte zu erwarten sind. Vielleicht lässt sich von den unbestimmten Münzen des Elsass, deren Engel und Lehr[1]) viele verzeichnen, manche als Brumater ansehen z. B. der S. 249 unter Nr. 32 beschriebene und abgebildete.

Dagegen wird man wegen der grossen Ähnlichkeit mit Nr. 2 unseres Fundes für meinen Halbbrakteaten, der wegen seines Kirchengebäudes, das zweifellos eine annähernd getreue Darstellung[2]) der Hauptkirche des Orts giebt, besonderes Interesse verdient, einen von Brumat nördlich oder nordöstlich gelegenen Ort der Abtei Lorsch suchen. Ob das Lorsch selbst

1) Engel und Lehr, Numismatique de l'Alsace. Paris 1887.

2) Dasselbe trifft auch bei speyerer Geprägen zu.

oder Weinheim sein mag, möchte ich nicht bestimmt behaupten. Zweifellos war Weinheim als Verkehrs- und deswegen auch als Münzort viel bedeutender als Lorsch; in jenem Orte ist wahrscheinlich viel früher eine Prägestätte gewesen als an dem Sitze des Abts. Aber andererseits legt das Vorhandensein der Kirche auf unserer Münze doch den Gedanken nahe, dass Lorsch die Prägestätte sei. Neben der Nazariuskirche, nach welcher so vielfach gewallfahrtet wurde, die durch ihre Grösse und Ausstattung alle übrigen der ganzen Nachbarschaft auf dem rechten Rheinufer bei weitem übertraf, konnte kein anderes gottesdienstliches Gebäude zur Darstellung auf einer Münze geeignet und würdig erscheinen. Wahrscheinlich haben wir also ein zwar rohes, aber doch in ihren charakteristischen Formen richtiges Bild der Abteikirche von Lorsch vor uns, und deswegen dürfte das unscheinbare Münzchen wesentlich an Interesse gewinnen.

Es sei hierbei auf die prächtige, durch den historischen Verein für das Grossherzogtum Hessen publizierte Arbeit von Dr. Adamy: Die fränkische Thorhalle und Klosterkirche zu Lorsch an der Bergstrasse (Darmstadt 1891) hingewiesen. Auf S. 19 findet sich eine ideale Rekonstruktion der alten (fränkischen) Kirchenanlage, die wenigstens nicht im Widerspruch zu der Darstellung auf der Münze steht. Das niedrige Gebäude auf der Kehrseite des Halbbrakteaten dürfte als die Thorhalle, das dahinter hervorragende, welches von zwei Türmen flankiert ist, als die Hauptkirche anzusehen sein.

3. M ✳ V ✳ Ǝ ✳ Λ ✳ I ✳ H ✳ ergänzt aus mehreren Exemplaren. Brustbild eines Abts, der rechts den einwärts gekehrten Stab, links ein Kreuz hält, dessen Schenkelenden mit einander verbunden sind. Unten ist ein flacher Bogen.

Ks. ⊙ M ⊙) ⊙ Ⲁ ⊙ S ⊙ H ⊙ ⊕. In den Winkeln eines befussten Kreuzes 1, 3: stehende Traube, 2, 4: H und zwei Punkte darin.

33—34,5—35—36 mm. 0,705 gr (Durchschnitt von 14 Exempl.).

19 Exemplare, davon 8 zweiseitig, 4 nur mit der Hauptseite, 7 nur mit der Kehrseite.

4. ✠ · C · ✠ · H · ✠ · M · ✠ · S · Brustbild eines Geistlichen, der rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Kreuz hält, dessen Schenkelenden verbunden sind und deswegen wie ein auf die Spitze gestelltes Quadrat mit seinen zwei sich kreuzenden Diagonalen erscheint. Unten ist eine wagerechte mit Perlen besetzte Leiste.

Ks. ✳ · ☉ · viermal an Stelle der Umschrift. In den Winkeln eines befussten Kreuzes H und Traube sich abwechselnd gegenüber stehend.

34,5—33—32 mm. 0,756 gr (Durchschnitt von 7 Exemplaren).

8 Exemplare, davon 3 zweiseitig, 3 nur Hs., 2 nur Ks.

5. Brustbild eines Geistlichen, der in der Rechten einen einwärts gekehrten Stab hält. Der obere Teil des Kopfes ist nicht sichtbar, ebensowenig ein vielleicht in der linken Hand gehaltener Gegenstand. Im Felde sind in Schulterhöhe rechts und links ein achtstrahliger Stern, in Kinnhöhe ·:·

Ks. ✳ H + ✳ . . . . M. In den Winkeln eines befussten Kreuzes: Traube, Halbmond mit Punkt, Lilie, zwölfstrahliger Stern.

a. 36 mm., 0,84 gr zweiseitig, b. 35 mm., 0,69 gr, nur Ks. — 2 Expl.

Nach dem H der Kehrseite steht ein aus fünf Punkten gebildetes Kreuz wie im Felde neben dem Kinn des Geistlichen.

6. / · ℼ · H / / / / /. Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch.

Ks. · O · / · ٦ · / / / /. In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich abwechselnd eine dreiteilige Traube und ℼ gegenüber.

3 Exemplare, je eines zweiseitig, nur mit Hs. und nur mit Ks. — a. 33,5 mm. 0,72 gr; b. 33 mm. 0,68 gr; c) beschädigt. Vergl. Nr. 23 mit derselben Kehrseite.

7. H · I · ℼ · H · V · D. Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur, der in jeder Hand eine dreiteilige Traube hält.

Ks. H · I · ℼ · H · V · D · Befusstes Kreuz, in dessen Winkeln je vier ins Kreuz gestellte Punkte um einen grösseren in der Mitte.

28—27—26 mm. 0,73 gr. Durchschnitt von 17 Exemplaren, davon 7 zweiseitig, 6 mit Hauptseite, 4 mit Kehrseite allein.

8. Umschrift nicht erkennbar. Brustbild eines Geistlichen mit zweispitziger Mitra, rechts einen einwärts gekehrten Stab, links eine dreiteilige Traube haltend. Unten eine wagerechte mit ·X· besetzte Leiste und mitten darin eine Thoröffnung.

Ks. In den Winkeln eines befussten Kreuzes H — ℼ und zweimal Halbmond mit ·:· sich gegenüber stehend.

34 mm, 0,78 gr. 1 Exemplar.

H = A dürfte hier wie auf Nr. 18 und 25 den Anfang vom Namen des h. Nazarius darstellen. Dieser war ein römischer Krieger[1]), welcher

1) Siehe die Quellen bei Falk, Geschichte von Lorsch, S. 139 ff.

mit drei andern, Basilides, Cyrinus und Nabor, vom Stadtpräfekten Aurelius ergriffen und später zu Rom enthauptet wurde. Der Leichnam des Märtyrers wurde 765 von Rom nach Lorsch gebracht. Seitdem wird das ursprünglich den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Stift in der Regel Nazariuskloster genannt. Die Wunder, welche z. B. durch Heilung von Krankheiten nach dem Chronicon Laurishamense in Lorsch sich ereigneten, trugen in hohem Grade zur Vermehrung des Reichtums von Lorsch bei. Durch die Wallfahrten entwickelte sich sicherlich neben dem Kloster ein bedeutender Handelsverkehr, der endlich die Errichtung einer Münzstätte veranlasste.

Erwähnt sei noch, dass nach dem Chronicon Laurishamense unter dem Schutte der am 21. März 1090 abgebrannten Kirche eine Bleitafel mit der Inschrift „S. Nazarius Mediolani passus" neben dem Sarge des Heiligen gefunden worden sei; aber dem widersprechen ganz bestimmt die im 9. Jahrhundert abgefassten Necrologien des Rhabanus Maurus und des Notker Balbulus. Sie verdienen mehr Glauben als das nicht gerade zuverlässige Chron. Laurishamense, und es ruhte in Lorsch also nicht der in Mailand enthauptete und von St. Ambrosius gefundene St. Nazarius, sondern der gleichnamige in Rom enthauptete Krieger. Die römische Kirche feiert beider Fest am 12. Juni, daher stammt wohl die öftere Verwechselung der gleichnamigen Märtyrer.

9. H · I · V · H · D · A Brustbild eines Geistlichen mit einer Krone ähnlichen Mitra, einem auswärts gekehrten Stabe in der Rechten und einfacher Traube in der Linken. Im Felde sind zwei Ringel und über der rechten Schulter ist ein aus fünf Punkten zusammengesetztes Kreuz.

Ks. · Λ · H · D · H · I In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich gegenüber ein achtstrahliger Stern, dessen einer Strahl nach der Mitte verlängert ist — und ein Schlüsselgriff. Neben diesem wie neben dem Stern steht ein Punkt.

36—35—34,6—33 mm. 0,76 gr. Durchschnitt von 41 Exemplaren. 50 Exemplare, davon 10 zweiseitig, 14 nur mit Hs., 26 nur mit Ks.

Halbbrakteaten unbestimmter Prägestätte.

10. Undeutliche Spuren von Umschrift untermischt mit Ringeln. Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur, der rechts einen Stab (?) und links etwas Ähnliches (dreiteilige Traube?) zu halten scheint. Unten ist ein flacher, mit schrägen Kreuzchen besetzter Bogen.

Ks. Dieselben undeutlichen Spuren von Umschrift. In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen 1. Halbmond mit achtstrahligem Stern und Ringel, 2. ein Kreuz mit nach innen stehender heraldischer Lilie (deren mittlerer Teil ist federartig gestaltet), 3. achtstrahliger Stern und Ringel, 4. eine von oben gesehene Hand (oder Pfote?) mit verhältnismässig langen Zehen (oder Krallen).

36,5 mm. 0,735 gr, etwas beschädigt, ganz vielleicht 0,74 gr.

11. ✱ / R M V / / / / / M / / ⴀ Brustbild eines Geistlichen mit Mitra (darauf vorn ein Stern) und mit einwärts gekehrtem Stabe in der Rechten. Über der linken Schulter ist ein grosser viereckiger Punkt, der von vier runden kleineren umgeben ist. Auf dem Gewande sind mehrfach vier an die Ecken eines Quadrats gestellte Ringel angebracht.

Ks. ✱ ▫ H ▫ (I ▫ ⴀ ▫ ✱ ▫ / ▫ V (———) In den Winkeln eines befussten Kreuzes steht 1. ⴀ — 2. ω und Kreuz darunter — 3, 4. ein Halbmond mit gestieltem Stern.

36 mm. 0,73 gr, unbedeutend beschädigt.

Ein Exemplar. Herr v. Höfken giebt deren zwei an, aber wahrscheinlich ist sein zweites Exemplar unsere Nr. 19, welche bei ihm fehlt.

12. ⴀ ist der einzige von der Umschrift sichtbare Buchstabe. Brustbild eines Geistlichen über flachem beperltem Bogen. In der Rechten hält die Figur einen Stab (?), links einen Palmzweig. Die etwa vorhandene Kopfbedeckung ist nicht sichtbar. Das Exemplar des Wormser Fundes, nach dem die Abbildung hergestellt ist, lässt deutlich eine Mitra wie auf Nr. 13 erkennen.

Ks. a) H · V (· / · ·) · D ·
b) H (———) M · H (———)
c) H · V (————————)
d) (————————) · I · ⴀ ·

In den Winkeln eines befussten Kreuzes je zweimal sich gegenüberstehend ⴀ und ein auf die Spitze gestelltes Quadrat mit zwei Teilungslinien und vier Punkten an deren Enden.

40—36,2—35—34—33,3 mm. 0,814 gr, Durchschnitt von 5 Exemplaren. Von den vorhandenen 7 Exemplaren sind zwei schwach doppelseitig geprägt, 5 zeigen nur die Kehrseite.

13. a) H / / / / /
b) / / / H · V /
c) / / / / · V · D.

Über einer Leiste mit ⨯ ist das Brustbild eines Geistlichen mit einer einer Krone ähnlichen Mitra; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab und links ein Lilienscepter mit drei Blättern und zwei gestielten Knospen.

Ks. a) H · I · A (· / · / ·) V ·
b) ———— H · / · V ·
c) ————— · / · /
d) —(—)——D · V ·

In jedem Winkel eines befussten Kreuzes steht ein achtstrahliger Stern, und daneben noch ein Punkt im vierten Winkel (4. 1. / 3. 2.).

Durchmesser 33,5—31,1—29 : 31 mm. Gewicht 0,738 gr (Durchschnitt von 16 Exempl.).

24 Exemplare: 6 zweiseitig, 5 Hs., 13 Ks.

14. * · A · / / D · H · Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch. Über dem Stabe und dem Buche ist je ein Punkt.

Ks. In jedem Winkel eines befussten Kreuzes ist ein achtstrahliger Stern von zwei Ringeln begleitet.

32 mm. 0,70 gr.

Die Hauptseite ist mit der von Nr. 6 gleich, die Kehrseiten sind verschieden. Das und manche andere Umstände legen den Schluss nahe, dass man zeitweilig, wenn nicht immer, in zwei Münzstätten prägte und dann die Hauptseiten der gleichen Emissionen übereinstimmend, die Kehrseiten, welche die Prägeorte kennzeichnen sollten, verschieden herstellte. Die Erzeugnisse der Weinheimer Münzstätte sind wohl regelmässig durch eine allerdings verschiedenartig gestaltete Traube gekennzeichnet, die der lorscher vielleicht durch den achtstrahligen Stern. Ausnahmen von der vermuteten Regel bilden Nr. 8 und 9, bei denen die Münzstätte auf der Hauptseite durch die dem Abt in die linke Hand gegebene Traube angedeutet wird.

15. a) ∘ H ∘ (————)
b) (—) ∘ A ∘ (———)
c) (———) ∘ · ∘ H A

Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch.

Ks. H · I · ⅂ · H · D · V · In den Winkeln eines befussten Kreuzes steht (1. 2. / 4. 3.) 2. < 4. Schlüsselgriff, 1, 3. unbestimmbares Zeichen, leere Nachahmungen Wormser Vorbilder.

26,5—25,5—25—24—23,5 mm. 0,76 gr, Durchschnitt von 98 Exemplaren, von denen 38 zweiseitig sind, 26 nur die Hauptseite, 34 nur die Kehrseite haben.

Die Buchstaben sind auf der Hauptseite sehr klein. Nach den von Nr. 15 gemachten beiden Proben betrug der Silbergehalt 948 bezw. 949 Tausendteile Silber und 1,5 bezw. 1,4 Tausendteile Gold.

16. I · Ꙟ · P · V · H · Sitzender Geistlicher mit zweispitziger Mitra; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Reliquiarium (?), rein äusserlich aufgefasst, vier Quadrate übereinander und in jedem ein Punkt.

Ks. ✱ · Ꙟ · H · H · In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich gegenüber ein achtstrahliger Stern, ferner ebenso ein auf die Spitze gestelltes Quadrat mit Punkt an jeder Ecke und in der Mitte.

28 mm. 0,68 gr, Durchschnitt von fünf Exemplaren, von denen drei zweiseitig sind, zwei nur die Kehrseite haben.

17. H · I · Ꙟ · H · D · V · Brustbild eines Geistlichen mit Tonsur; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links einen Palmzweig.

Ks. H · I · Ꙟ · H · V · D · In den Winkeln eines befussten Kreuzes je ein Punkt und ausserdem sich gegenüberstehend je ein achtstrahliger Stern — und ein grosser Punkt mit drei kleineren darüber, also einem Reichsapfel mit Kreuz ähnlich. Dass ein Reichsapfel darzustellen beabsichtigt gewesen wäre, ist natürlich vollkommen ausgeschlossen.

29—28—27—25,2 mm. 0,73 g, Durchschnitt von 7 Exemplaren, davon sind 7 zweiseitig, 13 nur mit Hs., 7 nur mit Ks.

Auf Nr. 17 und 18 weist die Darstellung mit Tonsur und Stab in der Rechten auf den Abt als Münzherrn hin, wie er sich auch auf den meisten andern Stücken findet. Dagegen macht es der gewöhnlich Märtyrern in die Hand gegebene Palmzweig nicht unwahrscheinlich, dass man den in Lorsch verehrten St. Nazarius habe darstellen wollen. Auch die eigentümliche Zeichnung des Obergewandes, quadriert mit Punkten darin, also vielleicht ein Harnisch mit Nägeln oder Nieten, unterstützt diese Vermutung. Dass die Darstellung des römischen Kriegers Nazarius durch einen Stempelschneider des zwölften Jahrhunderts wesentlich von der Wirklichkeit und der heutigen Auffassung abweichen muss, wird erklärlich durch den niedrigen Stand der geschichtlichen Kenntnisse vor 700 Jahren. Auch die Darstellung des h. Nazarius auf dem Siegel der späteren Propstei Lorsch (auf dem Titelblatt von Dahl, Urkundenbuch)

giebt ein von der Wirklichkeit stark abweichendes Bild, aber es repräsentiert wie das auf der Münze die der Zeit entsprechende Auffassung. Übrigens trägt bei beiden Darstellungen der Heilige den Märtyrer-Palmzweig und dazu, aber fälschlich, auf dem Siegel das Bild der Abteikirche. Zweifellos war St. Nazarius nicht Gründer der Abtei, wie die Art der Darstellung schliessen lässt, aber gewiss hat die Verehrung des in der Abteikirche ruhenden Heiligen wesentlich zur Hebung des Wohlstandes des Klosters beigetragen.

Ein ähnlicher Ideengang mag den Anlass gegeben haben, dass der Stempelschneider des zwölften Jahrhunderts auf unserer Münze den heiligen Krieger und Märtyrer nicht nur in militärischer Rüstung und mit Palmzweig, sondern auch wie den Abt mit Tonsur und Bischofsstab darstellte. Es sollte damit offenbar der Verehrung für den Heiligen, der als über dem Abt stehendes oder ihn ersetzendes Oberhaupt des Konvents angesehen wurde, Ausdruck gegeben werden. Dabei drängt sich von selbst die Vermutung auf, es könnten die unter Nr. 17 und 18 verzeichneten Münzen in einer Zeit geprägt sein, als die Abtei ohne Oberhaupt war, an dessen Stelle jetzt der Heilige erscheint. Wenn das zutreffend wäre — unmöglich und unwahrscheinlich ist es nicht — dann findet die Darstellung des Heiligen mit Tonsur und Stab ihre vollkommenste Erklärung.

Die Abtei befand sich 1199, nachdem Abt Sighard 1198 gestorben war, in ungefähr solcher Lage, denn als Lupold von Scheinfeld, der 1196 bis 1217 Bischof von Worms und 1200—1208 Erzbischof von Mainz war, die Stelle eines Abts von Lorsch versah, dürfte man daran gedacht haben, das lorscher Gepräge von dem Wormser zu unterscheiden. Dies geschah zweifellos in erster Linie auf der Kehrseite, aber da eine Seite in der Regel nicht scharf genug geprägt war, um deutlich erkannt zu werden, so musste man beide Seiten für sich allein mit Merkmalen für ihre Herkunft versehen.

Nr. 17 und 18 könnten also nach Sighards Tode unter der Verwaltung des Wormser Bischofs Lupold 1198 und 1199 geprägt sein.

18. a) H . (I . Ꮧ ·) H · D · V ·
b) H · I · M · D · V ·

Brustbild mit Stab und Palmzweig, daneben rechts und links je ein Ringel (wie Nr. 17).

Ks. I · R · V · Ꮧ · P · Ꮧ · S · S · (Die beiden S sind umgekehrt.) In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen sich H — Ꮧ gegenüber und ebenso ein grosser Punkt mit drei kleinen darüber.

a) 27 mm. 0,695 gr. b) 27—26 mm. 0,69 gr, Durchschnitt von 39 Exemplaren. Von 42 Exemplaren sind 10 zweiseitig, 19 nur mit Hauptseite, 13 nur mit Kehrseite.

Dieser Halbbrakteat ist dem vorigen auf der Hs. vollkommen gleich, auf der Ks. sind jedoch die Sterne durch N = A, das wohl Nazarius gelesen werden muss, ersetzt. Daraus geht hervor, dass die hier verzeichnete Art einer neuen Emission angehört.

Die chemische Untersuchung von Nr. 18 ergab nach einer Probe 836, nach der zweiten 852 Tausendteile Silber und 1,2 bezw. 1,4 Tausendteile Gold. Das gegen Nr. 15 stark verminderte Gewicht und der ebenso zurückgegangene Edelmetallgehalt lässt darauf schliessen, dass Nr. 18 wesentlich jünger als Nr. 15 ist, wahrscheinlich das jüngste Gepräge des Fundes ist.

2. Unbestimmte Gepräge geistlicher Herren.

19. Spuren eines Brustbildes, anscheinend eines geistlichen Herrn.

Ks. In den Winkeln eines befussten Kreuzes ein Anker mit Kreuz oben — Kreuz aus Doppellinien gebildet — H — ⩋ und Ringel unter jedem Zeichen. Von der Umschrift sieht man nur undeutliche Spuren: H • I • Nach dem besseren Exemplar des Wormser Fundes ist ein auf einem Stuhle sitzender Geistlicher mit zweispitziger Mitra, Stab und Buch in den Händen dargestellt, im Felde sind vier Punkte.

36,5 mm. 0,79 gr. Nicht, wie Herr v. Höfken (Nr. 7) meint, mit Nr. 11 identisch. Das Stück zeigt Spuren von Abnutzung durch Umlauf oder schwache Prägung, braucht deswegen aber keins der ältesten des Fundes zu sein. Wohin es gehört, lässt sich nicht bestimmt sagen; ich halte Lorsch für den Ursprungsort.

20. Brustbild eines Bischofs links, der einen Stab vor sich hält.

Ks. Befusstes Kreuz, in dessen einem Winkel deutlich ⩋ erscheint. Von der Umschrift sieht man nur I.

32 mm. 0,80 gr. Die von Herrn von Höfken vorgeschlagene Verweisung vorliegenden Stückes nach Speier lässt sich durch nichts rechtfertigen.

21. · H · Rest der Umschrift. Über einem dreifachen mit Perlen besetzten Bogen ist das Brustbild eines Geistlichen mit spitzer Mitra; er hält rechts einen auswärts gekehrten Stab und links ein Buch. Neben dem Kopfe jederseits ein Ringel.

29,2 mm. 0,705 gr.

22. Brustbild (?) eines Geistlichen mit zweispitziger Mitra; er hält rechts einen einwärts gekehrten Stab, links ein Buch (?).

Ks. V • D (Rest der Umschrift). Innen in den Winkeln eines befussten Kreuzes H und im nächsten Ⲁ, unter jedem Buchstaben ist ein Ringel.

35 mm. 0,84 g. Das Stück stammt vielleicht auch aus Lorsch, da das NA wohl zu NAzarius ergänzt werden könnte, obwohl die beiden Buchstaben nicht in gegenüberstehenden Winkeln stehen.

3. Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen.

A. Münzstätte Weinheim.

23. V • D • am Ende der sonst nicht sichtbaren Umschrift. Im Felde ein natürlicher stehender Adler rechts mit erhobenen, aber nicht ausgebreiteten Flügeln. Unten ist eine mit Perlen besetzte Leiste.

Ks. Befusstes Kreuz, in dessen Winkeln 1. eine dreiteilige Traube, 2. Ⲁ und wahrscheinlich in den gegenüberliegenden Winkeln dieselben Zeichen.

32,2 mm. 0,75 gr. Dieser Halbbrakteat ist so gross wie der unter Nr. 6 beschriebene des Abts von Lorsch; die Kehrseiten beider Stücke haben die gleichen Zeichen: Ⲁ und dreiteilige Weintraube in den Winkeln des Kreuzes. Die Übereinstimmung ist so vollkommen, dass beide Münzen zweifellos in derselben Münzstätte entstanden sind: das kann nur Weinheim sein.

Über die Bedeutung des Adlers auf Nr. 23 und 24 vermag ich nichts Bestimmtes zu sagen. Wohl ist es zweifellos, dass er, da ihn der Dynast auf Nr. 24 im Schilde führt, heraldische Bedeutung hat. Aber dem steht entgegen, dass der einzige in Weinheim als Münzherr denkbare Dynast, der Pfalzgraf Konrad von Hohenstaufen, meines Wissens keinen Adler zu führen berechtigt war. Sein Familienwappen enthielt einen Löwen, und das gleiche Wappenbild zierte den Schild der rheinischen Pfalzgrafen, sowohl hohenstaufischen wie welfischen und wittelsbachischen Stammes. Auch die Vermutung, Pfalzgraf Konrad habe als Erbe seiner Mutter, einer Gräfin von Saarbrücken, einen Adler geführt, ist hinfällig, da das Wappen jenes Hauses ebenfalls ein Löwe war. Das Haus Leiningen führte zwar einen Adler, aber es ist weder bekannt noch wahrscheinlich, dass es in oder bei Lorsch und Weinheim begütert gewesen wäre oder Münzrechte besessen habe. Es bleibt also noch die Möglichkeit übrig,

der Dynast habe als Vertreter des deutschen Königs dessen Adler im Schilde geführt, und bei Nr. 23 dasselbe Wappenbild in gleicher Eigenschaft auf die Münze gesetzt. Aber jenes ist doch recht ungewöhnlich und dieses ist rechtlich nicht ohne weiteres anzunehmen.

Da zweifellos feststeht, dass 1. die Münzen Nr. 23 und 24 in Weinheim geprägt sind, 2. dazu nur der Vogt der Abtei Lorsch als möglich und berechtigt erscheinen kann, 3. als solcher der Zeit nach Konrad von Hohenstaufen ausser Frage steht, so ist eher anzunehmen, dass der eben Genannte aus uns unbekannten Gründen den Adler auf Münzen und im Schilde geführt habe, als dass auf Grund des Wappenbildes ein rechtlich und geschichtlich nicht nachweisbarer Besitzer von Weinheim oder daselbst Münzberechtigter gesucht werde.

Nach Grote (Geschichte des Welfischen Stammwappens — Münzstudien Bd. III S. 302) führte Konrads von Staufen Nachfolger, der mit seiner Tochter Agnes vermählte Welfe Heinrich auf seinen Siegeln von 1196 und 1197 in der Fahne den Reichsadler als Symbol seines Pfalzgrafenamtes. Danach dürfte also der Adler auf dem Halbbrakteaten Nr. 23 und im Schilde auf Nr. 24 dieselbe Bedeutung haben.

24. I · V . H · C ∘ ✳ · Ⲁ · S • M · T · ✳ ∘ Kniestück eines barhäuptigen Dynasten, der rechts eine abwärts hängende Fahne, links einen Schild mit Adler hält. Links neben dem Kopfe ist eine Rosette, die aus einem grossen Punkte in der Mitte und zehn kleinen darum stehenden gebildet ist.

Ks. ✱ ∘ C . H (?) · ʙ · ✱ \ · V · S ∘ In den Winkeln eines befussten Kreuzes ($\frac{1.}{4.}\frac{2.}{3.}$) 1. Quadrat mit Punkt in der Mitte, aussen an jeder Ecke und an der Mitte jeder Seite. 2. Quadrat mit Punkt in der Mitte und aussen an jeder Ecke. 3. Einfache Traube. 4. Kreuz aus befiederten Schenkeln und in jeder Ecke ein Punkt.

Der dritte Buchstabe ist entstellt, er gleicht einem oben und unten geschlossenen H, aus dem er wohl entstanden ist.

32—31 mm. 0,78 gr Durchschnitt von fünf Exemplaren, von denen eines zweiseitig ist, drei die Hauptseite, eins die Kehrseite allein haben.

Die Traube im dritten Winkel dürfte auch hier die Münzstätte Weinheim zweifellos machen.

25. H · D · V · H · 7 · Ⲁ · Zwischen Mauerwerk mit Kuppelturm rechts und links ist das Hüftbild eines gepanzerten Dynasten mit Topfhelm auf dem Haupte; er schuldert rechts ein Schwert und hält links einen dreieckigen Schild, welcher durch diagonale Linien verziert ist.

Ks. . Ꞧ . H . V · D . N · I In den Winkeln eines Krückenkreuzes stehen sich gegenüber je eine einfache Traube, ferner H = Ꞧ

32—31,2—30,5—29,8 mm. 0,776 gr Durchschnitt von sieben Exemplaren, von denen zwei schwach zweiseitig sind, eins nur die Hauptseite, vier nur die Kehrseite haben.

Auch dies Stück ist in der Münzstätte Weinheim, bezeichnet durch die einfache Traube, geprägt. N = A wird man wohl wie bei abtlorscher Stücken zu NAzarius ergänzen dürfen, obwohl dieser Heilige weder Patron von Weinheim war noch der Pfalzgraf Ursache hatte, ihn als solchen auf seine Münzen zu setzen. Es liegt offenbar die Absicht vor, die vogteilichen Pfennige den abteilichen ähnlich zu machen.

B. Unbestimmte Münzstätte.

26. a) ✱ · Ꞁ · = · = · H .
b) (—) H · = · = · D ·

Stehender gepanzerter Dynast mit Helm auf dem Haupte, rechts eine Fahne, links ein lilienartiges Scepter haltend. Neben dem Helm und der Schulter ist jederseits ein Punkt, neben dem Halse jederseits ein Ringel. Der Dynast durchbricht den Binnenreif, so dass ausserhalb desselben die vom Knie an sichtbaren, gespreizt gestellten Beine erscheinen.

Ks. ∘ ✱ · I · H · Ꞁ · In den Winkeln eines befussten Kreuzes stehen (1. 2. / 4. 3.) 1, 3: drei Punkte, welche einen Perlkreis mit Punkt inmitten umgeben, 2, 4: Kreuz aus vier Dreiecken zusammengestellt und dazu an jeder Ecke ein Punkt.

29—28,3—28—27,2—27—26,5 mm. 0,723 gr Durchschnitt von 19 Exemplaren; davon sind vier schwach zweiseitig, ebenfalls vier zeigen nur die Hauptseite, elf nur die Kehrseite.

Die Zeichen in den Winkeln erinnern an die bei Nr. 16.

Ähnlich erscheint Graf Boppo von Wertheim auf seinem Siegel von 1185, abgebildet in Seylers Geschichte der Siegel (Leipzig, Friesenhahn, o. J.) S. 78.

Zum Schlusse seien noch einige Worte über den „Wert“ der Münzen im einzelnen wie in grösseren Einheiten gestattet.

Die hier vorliegenden Stücke werden ohne Unterschied der Form in gleichzeitigen Urkunden durchweg denarii genannt, in deutscher Sprache würde man sie als „Pfennige“ bezeichnet haben. Sie waren die einzige im Gebiete von Worms und Lorsch geprägte Münzgattung. Halbe Denare, wie sie aus Köln und aus Frankfurt bekannt sind, wurden nicht erzeugt, natürlich gab es noch weniger Vierteldenare wie in Köln.

Die Urkunden lassen keinen Zweifel darüber, dass die der Form wie Prägeweise nach gleichen Halbbrakteaten von Worms und Lorsch es auch im Werte waren. So spricht in der oben (S. 172) erwähnten Urkunde von 1165 (Guden, Sylloge I p. 20 Nr. 8 — Würdtwein, Chron. Schönau p. 19) der lorscher Abt Heinrich von Käsen „singuli precio denarii nostre monete“. Drei Jahre später, 1168, giebt der wormser Bischof Konrad den Wert der Käse ebenso an: XXX casei singuli pretio denarii Wormatiensis (Würdtwein, Chron. Schönau p. 21). Diese oft genannten Schönauer Klosterkäse — sie werden ausdrücklich als casei claustrales bezeichnet — waren offenbar eine bekannte und im Werte gleiche Spezialität des Schönauer Klosters bei Heidelberg; es ist daher anzunehmen, dass in den erwähnten Urkunden nicht zwei verschiedene Arten gemeint seien. Die Wormser und Lorscher Währung sind also gleich gewesen.

Um den inneren Wert der Pfennige festzustellen, sind Exemplare von Nr. 15 und 18 zweimal, von dem Laboratorium für metallurgische Untersuchungen des Herrn Heinrich Grimm und von der Königlichen Probieranstalt, beide in Frankfurt a. M., chemisch untersucht worden. Es enthielt nach der ersten Probe:

Nr. 15: 948 Tausendteile Silber und 1,5 Tausendteile Gold,
Nr. 18: 836 „ „ „ 1,2 „ „

nach der zweiten Probe:

Nr. 15: 949 Tausendteile Silber und 1,4 Tausendteile Gold,
Nr. 18: 852 „ „ „ 1,4 „ „

Der auffallende Unterschied im Edelmetallgehalt von Nr. 15 und 18 hat die zweite Probe veranlasst, welche die erste trotz der kleinen Verschiedenheit der Silbergehaltsangabe bestätigt.

Ein Exemplar von Nr. 15 wiegt im Durchschnitt 0,76 gr, enthielt nach der zweiten Probe also 0,72124 gr fein Silber und 0,001064 gr fein Gold. Nach dem Frankfurter Börsenkurse vom 1. Juli 1897 kostet das Kilogramm Silber rund 82 Mark, das Gold 2800 Mark, demnach beträgt

der Wert eines Halbbrakteaten Nr. 15: (0,72124 . 8,2 Pfennig =) 5,914168 + (0,001064 . 280 Pfennig =) 0,29792 Pfennig = 6,212088 Pfennig.

Ein Exemplar von Nr. 18 wiegt im Durchschnitt 0,69 gr; nach der zweiten Probe enthielt es 852 Tausendteile Silber und 1,4 Tausendteile Gold. Das ergiebt für ein einzelnes Stück 0,58788 gr feines Silber und 0,000966 gr Gold, und einen börsenmässigen Wert von (0,58788 . 8,2 Pf.) 4,790616 Pfennig + (0,000966 . 280 Pf. =) 0,270480 Pf. = 5,061096 Pfennig. Nr. 18 ist gegen Nr. 15 um fast 19 %, weniger wert. Das ist ein sehr erstaunlicher Niedergang der Währung innerhalb eines Zeitraums von rund höchstens 40 Jahren.

Der Edelmetallwert des Fundes, 363 Exemplare, ergiebt sich, indem man den Durchschnittswert beider Pfenniggattungen annimmt:

5,636592 . 363 = 20,46 Mark.

Das Mittelalter kannte das Mischungverhältnis beider Edelmetalle nicht, sondern man hätte bei einer Probe von Nr. 15 den Feingehalt auf 949 + 1,4 = 0,9504 — bei Nr. 18 auf 852 + 1,4 = 0,8534 angegeben, vorausgesetzt, dass die Probe so genau wie heute hätte gemacht werden können. Der Münzmeister oder Wardein des 12. Jahrhunderts glaubte in einem Pfennig Nr. 15 an feinem Silber 0,9504 . 0,76 gr = 0,722304 gr, bei Nr. 18: 0,8534 . 0,69 gr = 0,588846 gr zu liefern.

Im Wormser und Lorscher Gebiet rechnete man nach Schillingen zu 12 Pfennigen und nach Pfunden zu 20 Schillingen (= 240 Pfennigen). Danach ergiebt sich an vermeintlich geliefertem Silbergehalt bei

	1 ₰	Schilling	Pfund
Nr. 15:	0,722304 gr	8,667648 gr	173,35296 gr
Nr. 18:	0,588846 gr	7,066152 gr	141,32304 gr.

Um den Wert der Pfennige im Vergleich zum heutigen Gelde zu finden, ist es richtiger, nicht den Vereinsthaler, deren 60 aus einem Kilogramm Silber geprägt wurden, als Wertmesser zu wählen, d. h. den Wert des Gramm Silbers mit 18 Pf. anzusetzen, sondern die vorstehend notierten Silbermengen nach dem im Mittelalter üblichen Massstabe von 1 : 12 in Goldmengen und diese nach dem jetzigen Münzwerte von einem Kilogramm Gold zu 2800 Mark umzurechnen. Danach ist in Reichswährung wert:[1])

	₰	Schilling	Pfund
Nr. 15 (1160):	16,85276 Pf.	202,24516 Pf.	40,449032 Mark
Nr. 18 (1200):	13,73974 Pf.	164,87688 Pf.	32,975376 Mark.

1) Ein Gramm Silber in Goldwährung 23⅓ Pfennig.

Dies dürfte die Lorscher Währung, wie sie sich aus den Münzen selbst ergiebt, in den Jahren 1160 und 1200 sein, wenn man annehmen darf, dass Nr. 15 etwa 1160 oder etwas später, Nr. 18 etwa 1200 oder etwas früher geprägt ist. Berücksichtigt man die im Mittelalter um 1200 mindestens fünfmal so grosse Kaufkraft des Geldes, so ist ein Pfennig Nr. 15 auf rund 85 Pfennig, Nr. 18 auf rund 69 Pfennig anzusetzen.

Karl Theodor, Friedrich zu Salm und F. X. von Zwackh.[1])

Von

Arthur Kleinschmidt.

Zu den hervorragendsten Führern der Illuminaten gehörte **Franz Xaver** Karl Wolfgang **von Zwackh** (Zwack) auf Holzhausen. In Regensburg am 31. Oktober 1755 geboren und auf der Universität Ingolstadt gebildet, trat Zwackh 1777 als Kanzlist bei dem auswärtigen Departement und als Lottosekretär in die Dienste des Kurfürsten Maximilian III. Joseph von Bayern und wurde unter dessen Nachfolger, dem Kurfürsten Karl Theodor von Bayern und der Pfalz, auf Verwendung von befreundeten Illuminaten hin 1778 Hofrat; der neue Gebieter sicherte ihm einstweilen sechshundert Gulden zu und versprach ihm vakant werdende Ämter, doch schien es bei dem Versprechen bleiben zu sollen. Zwackh, der sich bewusst war, alles gethan zu haben, was ihn der Beförderung würdig machte, und der mit seiner zahlreichen Familie[2]) nicht länger von sechshundert Gulden leben konnte, bat 1779 den Kurfürsten, er möge ihn, zumal der Regierungsrat von Lippert mit Geschäften überbürdet sei, unter Beibehaltung der Stellung eines wirklichen Hofrats zum Supernumerar-Kommerzienrat mit Sitz und Stimme ernennen, und Karl Theodor replizierte, „dem Supplikanten solle willfahrt werden, wenn kein anderer erheblicher Anstalt obwalte". Lippert wurde Landes-Regierungsrat und Bibliothekar, Zwackh statt seiner Kommerzienrat unter Verbleib als Hofrat, wie die Regierung am 11. Dezember 1779 dem Kommerz-

---

1) Vgl. über Zwackh auch Richard Graf Du Moulin Eckart, Aus den Papieren eines Illuminaten. Forschungen zur Kultur- u. Litteraturgeschichte Bayerns. 3. Buch. Ansbach und Leipzig 1895.

2) Von seiner ersten Frau, Reichsfreiin M. J. von Weinbach, hatte er 25 Kinder, die meist jung starben; seine zweite Frau, Sophie Abel, des bekannten bayrischen Ministers Schwester, starb erst 1862; auch sie schenkte ihm Kinder.

kollege mitteilte, doch erhielt er die ordentliche Besoldung eines Kommerzienrats, vierhundert Gulden, noch nicht; Karl Theodor vertröstete ihn auf seine Klagen am 3. Juni 1780 u. a., liess aber seine Gesuche unerfüllt [1]). Am 5. März 1782 erfolgte Zwackhs Ernennung zum wirklichen Hofkammerrat und Fiskal mit Sitz und Stimme und mit einstweilen vierhundert Gulden Besoldung [2]); er wurde auch Büchercensur-Rat und im Juni 1784 alleiniger Grenzkommissär für die Salzburger Grenzkommission, wie Karl Theodor am 4. Juli dem Rentamte in Landshut mitteilte; für dies Geschäft empfing er jährlich 250 Gulden [3]). Durch eine „Anleitung zur Lottokenntniss" bei dem Kurfürsten in Gunst, sah er sich als Lottokonsulent mit jährlich 600 Gulden belohnt und war auch Referent bei der Generallandesdirektion. Seitdem Weishaupt den Illuminatenorden gegründet, gehörte Zwackh demselben als „Cato" an, er nahm hervorstechenden Anteil an seinem Ausbau und verfiel darum Karl Theodors besonderem Unwillen, als dieser gegen den Orden vorging. Durch Erlass vom 17. September 1785 wurde ihm die Besoldung als Grenzkommissär entzogen und er mit Beibehaltung des Gehalts als Fiskal und Kommerzienrat in die Regierung nach Landshut auf die Gelehrtenbank versetzt [4]). Seine Gegenvorstellungen nützten nichts, der Kurfürst liess ihn nicht vor, bewilligte ihm aber auf sein Ansuchen den üblichen Beitrag zu den Umzugskosten nach Landshut (April 1786) [5]). Dort war seine Stellung als Regierungsrat höchst widrig, man zeigte dem in Ungnade Gefallenen offene Missachtung, er eilte nach München, um seinen Verleumdern entgegen zu treten, unterdessen fand bei ihm in Landshut eine Haussuchung statt, man fand viele illuminatistische Schriften und der Kurfürst beschloss, ihn verhaften zu lassen; hiervon heimlich benachrichtigt, entfloh Zwackh am 14. Oktober 1786 nach Augsburg, steckbrieflich verfolgt; auch dort nicht sicher, ging er nach Wetzlar, von wo er seine Verteidigung mit rastloser Feder betrieb und die verlogenen Anklagen seiner mächtigen Feinde zu entkräften suchte.

Durch landesherrliches Reskript vom 31. Oktober 1786 wurde nicht nur „die von dem sich entfernten Regierungsrath Zwack begleitete Regierungsrathsstelle für erledigt erklärt, sondern auch dessen bisher genossene

1) H. R. Fasc. 305 Nr. 302. Akt der Hofamtsregistratur betreffend F. X. Zwackh. 1779—1806. K. Bayrisches Kreisarchiv in München.

2) Ebenda.

3) Personenselekt. Cart. 525. Von Zwackh auf Holzhausen 1784—1799. K. Bayrisches Reichsarchiv in München.

4) Kreisarchiv in München.

5) Ebenda.

Pension als hinfällig ad aerarium eingezogen", das Rentzahlamt in München erhielt Ordre (Erlass vom 3. November an die Behörden), ihm vom 1. November an seine Pension von 800 Gulden nicht mehr zu bezahlen [1]). An die Regierung in Landshut erging zugleich aus München der Befehl [2]): „Nachdem der Regierungsrath Zwack sich aus dem Land geflüchtet hat, so wird nicht nur seine Regierungsrathsstelle sammt der bisher genossenen Pension für erledigt erklärt und diese letztere ad aerarium eingezogen, sondern auch hiermit befohlen, dass er auf weiteres Betreten im Land allenthalben angehalten und in den hiesigen Neuthurm geliefert, die Obsorge über seine in Landshut zurückgelassenen meubles aber gleichwohl dessen nächsten Anverwandten überlassen werden solle, damit in seiner Abwesenheit durch Diebstahl oder sonst nichts davon entwendet werde". Wegen einer Schrift über den Emser Kongress wurde Zwackh 1787 kurkölnischer Hofrat; der Fürstbischof von Lüttich ernannte ihn zum geheimen Rate und Reichstagsgesandten, wollte auch wegen seiner Negociation in den Lütticher Unruhen, dass er als Legationsrat nach Regensburg gehe [3]), doch wusste Karl Theodor dies zu vereiteln; hingegen ernannte ihn der Fürst zu Salm-Kyrburg für sein Gutachten über die Grafschaft Hornes 1787 zum Hofrate und Kanzleidirektor, 1788 zum Geheimen Rate, endlich wurde Zwackh Lehendirektor der Fürsten zu Salm-Kyrburg, Salm-Salm und der Wild- und Rheingrafen, und zog nach Kirn an der Nahe, der Residenz des Fürsten Friedrich III. zu Salm-Kyrburg, seines neuen Herrn.

Seine Feinde in München ruhten aber nicht und in Kirn erweckte sich Zwackh durch seine Energie und sein furchtloses Selbstvertrauen bald weitere, die gern mit jenen komplotierten. Friedrich III. war charakterlos und leicht zu verführen, in Stunden der Bedrängnis durfte Zwackh nicht auf ihn hoffen, und einen besonderen Widersacher hatte er im wirklichen Geheimrate Ludwig Freiherrn von Welling [4]). Dieser arbeitete fortgesetzt gegen den hochverdienten Mann und liess seinem Ingrimm offenen Lauf in der Korrespondenz mit dem fürstlichen Kabinetssekretär Lehner, der bei dem Fürsten in Paris weilte [5]); doch fürchtete

1) Reichsarchiv in München.

2) Kreisarchiv daselbst.

3) Zwackh'sches Archiv.

4) Starb in Frankfurt a. M. als fürstlicher Oberforstmeister a. D. am 15. Dezember 1813 (Nachricht seines Enkels).

5) Die ganze Korrespondenz im Originale und Auszüge daraus sind in Heidelberg im Besitze des Ritters Wilhelm von Zwackh-Holzhausen, des Sohnes Zwackhs, dem ich reiches Material verdanke.

er Indiskretionen des Fürsten und äusserte deshalb: „Serenissimus pflegen nicht sehr behutsam mit Briefen umzugehen. Besorgen Sie also als Freund, dass die meinigen alle dem Feuer übergeben werden“ (20. März 1789). Am 21. Februar 1789 schrieb er an Lehner: „Zwackh ist ein monstrum horrendum ingens. Dixi, also kein Wort von dem Schurken“, am 28. April nannte er Zwackh eine Schlange, am 18. Dezember einen Chikaneur und Rabulisten; am 21. Februar meinte er: „A-propos, noch etwas vom Zwackh; wenn derselbe, geliebt's Gott, ein Rad oder den Hals oder so etwas auf der Reise nach Wetzlar bräche, wer soll dann hier Regierung, Kammer und das alles sein?“ und am 24. Februar schrieb er dem Fürsten: „Dieser Illuminat ist der grösste Schuft, den es gibt“, wie auch seine weiteren Briefe von Anklagen und Verdächtigungen Zwackhs wimmeln [1]). An Zwackh hingegen schrieb er u. a. am 21. Juli 1788 [2]): er sei erstaunt, dass Zwackh glauben könne, ein Blatt mit seiner Handschrift stamme wirklich von ihm, der „den Kirner vornehmen und geringen Pöbel verachte“ und nicht berechtigt sei, Zwackh hierzu zu rechnen, ihn vielmehr als geraden und rechtschaffenen Mann anerkenne; es seien ihm Intrigue und Kabale derart zuwider, dass er eigentlich einen Ekel habe, sich in Kirn niederzulassen, wo beide heimisch zu sein schienen.

Zu Wellings Anhängern zählte der pfälzische Hofgerichtsrat und Amtsverweser des Unteramts Böckelheim, Neumann, der in Sobernheim wohnte [3]) und den Fürsten zu Salm-Kyrburg in Paris mit lauter Anklagen Zwackhs und Lobpreisungen Wellings unterhielt; der Fürst war überschuldet, Zwackh wollte Ordnung schaffen, der liebedienerische Neumann hetzte nun stets den Fürsten gegen ihn auf, scheine sich doch Zwackh vorgenommen zu haben, ihm nur Unangenehmes zu sagen. „Es ist doch eine besondere Sache, dass der Herr von Zwackh immer Eurer Durchlaucht Schreckbilder vorzumalen sich bemüht“ (16. Januar 1789). „Es erscheint kein Schreiben, worin nicht von den paar lumpigen Schulden und Geldsendungen Erwähnung geschieht. Ich kenne Reichsstände und auch Privatleute, die noch dreimal so viel schuldig sind, und nirgendwo hört man einen solchen Lärm, allein die Räthe und Geschäftsmänner behandeln die Gläubiger in der Ordnung und geben denselben guten Bescheid, und damit begnügt sich Jedermann in Ruhe und Zufriedenheit, bis end-

1) Kopien dieser Korrespondenz im Besitze von Zwackhs.

2) Ebenda.

3) 1808 ist er Kantonspräsident und Distriktsrat in Sobernheim (Simon'sche Papiere in Kirn).

lich der Zeitpunkt zu ihrer Befriedigung eintritt. Auf diese Art sollten es die Herren zu Kirn auch machen und den Leuten nicht Stoff zum Misstrauen erwecken, wie bereits schon geschehen ist; alsdann würde auch der Herr von Zwackh nicht nötig haben, seine alte Musik so oft zu wiederholen" (23. Januar d. J.). Neumann beklagte Friedrich III., dass er in den Händen „der gefährlichen Illuminaten" sei, rühmte sich, er werde Zwackh nächstens ins Gesicht sagen, er sei ein Spitzbube, betonte, Zwackh wolle den Fürsten gegen Karl Theodor aufhetzen und ihm seine wahren Freunde wie Neumann verdächtigen, er sei eben ein Illuminat und nicht umsonst heimatflüchtig, er sei ein Lügner und behandle den Fürsten wie einen Subalternen (28. Februar, 4. und 7. März 1789)[1][2]. In demselben Geiste warnte der kyrburgische Hofkammerrat Brentano Lehner in Paris vor Zwackhs Falschheit, Krokodilsthränen und Sirenenstimme (21. Februar 1789). Zwackh hingegen beschwor seinen Fürsten am 23ten Februar: „Sie sind nicht nur allein Regent, sondern auch Vater Ihrer Diener und Unterthanen; die erstere Eigenschaft gab Ihnen Natur und Recht, die letztere gaben Sie sich selbst, erst dadurch werden Sie des ersteren Ranges würdig und flössen auch fürder Ehrfurcht und Liebe ein"; gegen Vorwürfe und Verdächtigungen verteidigte er sich in energischem Tone (3. und 6. März), der Fürst aber, in sehr ungnädiger Laune, höhnte in einem Schreiben an ihn vom 3. März über die Prinzipien der Illuminaten und bemerkte: er habe zwar keinen Adlerblick, sei aber doch nicht ganz blind, „Herr illuminatus"[3]. Somit stand Zwackh zwischen zwei feindlichen Feuern und war seiner Stellung, seiner Freiheit nicht sicher.

Als am 12. März 1789 der fürstliche Regierungssekretär Bonati Sobernheim passierte, hielten ihn kurpfälzische Jäger an, die einem Anderen auflauerten und sich in der Person irrten; ganz Sobernheim, sonst so „unlebhaft und still", war auf den Beinen; Bonati berichtete umständlich an die Regierung in Kirn[4] und der Wirt in Sobernheim sagte dem Oberschultheissen Dheil, es sei auf den „Kanzleidirektor" von Zwackh abgesehen gewesen, der aber Wind bekommen haben müsse, er wisse gewiss, dass die kurpfälzische Regierung in Mannheim Neumann bei Vermeidung der Kassation die Verhaftung Zwackhs befohlen habe[5].

1) Originale im Besitze Zwackhs.

2) Weitere Briefe Neumanns vom 2. und 16. Januar an den Fürsten ebenda.

3) Originale in Zwackhs Besitz.

4) 14. März 1789 (Kopie), in Zwackhs Besitz; ebenda eine Reihe Schreiben und Berichte Bonatis über den Vorfall.

5) Bericht Dheils vom 18., attestiert vom Notar Dhom in Kirn am 19. März 1789 (ebenda).

Und Bonati schrieb an Zwackh[1]), Neumann sei über ihn (Bonati) wütend, dass er am 12. März „mit Chaise und aufgebundenen leeren Koffern“ die kurfürstlichen Beamten „geutzet“, leugne, dass die Verhaftung Zwackh gegolten, und lüge, man habe mit Wellings Schwager einen Witz machen wollen; „die Haare fangen ihm an zu wanken — dem Schurk“. Über den „höllischen Anschlag“ entrüstet, äusserte sich Bonati gegen die fürstliche Beamtung; er war versichert, dass man nicht ihn, sondern Zwackh in Sobernheim habe arretieren wollen; nur frug sich, wer Neumann den Befehl gegeben habe; Bonati hoffte, alles durch den Schulmeister Marschhauser auszukundschaften, und wollte kein Geld sparen, um die Schurkerei zu entlarven, wenn ihn auch „die Rotte in Paris“ wegen seiner Anhänglichkeit an Zwackh „mit schwarzen Farben bemahle“. Wie aber kam es, dass Bonati von den zwei Jägern arretiert worden war?

Zwackh hatte von der Absicht, ihn selbst zu verhaften, gehört, wollte Beweise ihrer Wirklichkeit haben und hatte Bonati gebeten, statt seiner zu reisen[2]). Bonati teilte Zwackh alles mit, was er über die Sache erfuhr; am 20. März schrieb er ihm, Welling habe dem Generale von Wimpffen alle Bücher gegen die Illuminaten vorgelegt, ihm daraus vorgelesen und ihm gezeigt, wie gefährlich Zwackh sei; am 24. März eröffnete er ihm nach den Mitteilungen des Rates Weyher, Neumann sei zwei Tage nach Bonatis Arretierung nach Mannheim und man streue im Publikum aus, alle pfälzischen Ämter hätten kurfürstliche Ordres gehabt, Zwackh zu verhaften, der Illuminatenorden würde im gehässigsten Lichte geschildert und entstellt; am 31. März aber meinte er, Karl Theodor habe vermutlich von der ganzen Verhaftung nichts gewusst, Neumann hingegen sich auf einen alten Haftbefehl wegen der Illuminaten bezogen, der für Bayern und nicht für die Pfalz giltig sei, denn sonst hätte man Zwackh im vorigen Jahre, als er auf Befehl des Fürsten von Salm-Kyrburg nach Mainz reiste, auf pfälzischem Boden arretiert[3]). Zwackh war jedenfalls der Gefahr glücklich entgangen und nach Wetzlar gereist, von wo er am 19. März an Karl Theodor schrieb[4]): er habe seit Wochen vermutet, Neumann suche ihn aus Kirn auf kurpfälzisches Gebiet zu locken und zu fangen, und um zu sehen, ob seine Befürchtung berechtigt sei, habe er den Tag, wo er im Auftrage seines Fürsten reiste, bekannt machen lassen, selbst eine andere Route einge-

1) Kirn, 21. April 1789 (Original), ebenda.
2) Bonati an Zwackh (Original), Kirn, 16. März 1789, in Zwackhs Besitz.
3) Bonati an Zwackh (Originale), 20., 24. und 31. März (ebenda).
4) Ebenda, Kopie.

schlagen und Bonati statt seiner auf den Weg geschickt, Neumann aber habe, mit Bewaffneten erscheinend, sich an verschiedenen Orten gezeigt und sich erkundigt, ob er vielleicht durchgereist sei; er selbst könne nicht glauben, dass der Kurfürst Befehl zu seiner Verhaftung gegeben habe, denn Karl Theodor habe ihn ja nach seiner Verbannung ein Jahr in Wetzlar und seit achtzehn Monaten in Kirn ruhig gelassen, Fürst Friedrich sei seitdem dreimal in Mannheim bei ihm gewesen und nie sei gegen ihn gesprochen worden, überdies habe ihm Friedrich bei Antritt des Dienstes schriftlich versichert, er werde ihn nie an Kurpfalz ausliefern, wenn nicht etwa eines der höchsten Reichsgerichte Zwackh für schuldig erkenne; er, Zwackh, sei jetzt kein pfälzischer Unterthan und Diener und lebe in Kirn lediglich dem Dienste seines neuen Fürsten, ohne alle Verbindung nach aussen, und warum sollte auch der Kurfürst heimlich und gewaltsam gegen ihn vorgehen? er könne ja seine Auslieferung als salm-kyrburgischer Geheimrat und als Kanzleidirektor bei dem Fürsten von Salm-Salm und bei dem Wild- und Rheingrafen verlangen! das für Bayern erlassene Verbot, unter Gefahr der Verhaftung das Land zu betreten, gelte nicht in der Pfalz und Neumann handele aus eigener Willkür, während er Zwackh voll Zuvorkommenheit begegne und ihn wiederholt zu sich eingeladen habe. Im Gegensatz zu Zwackhs Auffassung aber zeigen uns zwei Briefe [1]) Neumanns an den Fürsten zu Salm-Kyrburg in Paris das direkte Eingreifen von Karl Theodors Hand [2]): „In Mannheim wünscht man sehr, Zwackhs habhaft zu werden, und wenn man die Gesinnungen Eurer Durchlaucht wüsste, so würde an Höchstdieselben eine requisition zu dessen Auslieferung erlassen werden“ (Mannheim, 21. März); „Euer Hochfürstlichen Durchlaucht wird es übrigens bereits bekannt sein, dass ich den von Zwackh zu arretieren beauftragt gewesen und dieser mir entwischt sei. Höchstdieselben machen sich bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht das grösste Verdienst von der Welt, wenn Sie zu dessen Habhaftwerdung etwas beizutragen geruhen. Ich bin desshalb besonders beauftragt, die Erkundigung einzuziehen, ob Eure Durchlaucht auf die von Serenissimo Electori zu erlassende Requisition denselben ausliefern wollten; das dadurch erwerbende Verdienst ist nicht allein, sondern auch noch dieses in Betracht zu ziehen, dass Eure Durch-

1) Originale in Zwackhs Besitz.

2) Auch erklärte der Regierungspräsident Freiherr von Venningen, die pfälzische Regierung sei an dem Vorfalle vom 12. März unbeteiligt, derartige Befehle rühren direkt aus dem kurfürstlichen Kabinette (Schreiben des Agenten Orff in Mannheim an die Salm-Salmischen Hofräte, 17. April 1789, in Zwackhs Besitz).

laucht dabei einen Schurken loswerden, der Höchstdieselben ins Unglück zu stürzen trachtet" (Mannheim, 29. März). Und Welling schrieb an Lehner in Paris (Kirn, 20. März)[1]), man müsse Zwackh los werden, sonst sei kein Heil; „Zwackh ist zum T . . ., d. h. er ist aller klugen Anstalt ungeachtet glücklich durchgewitscht und sitzet nun . . . ruhig zu Wetzlar, wo er vielleicht, wie ich mit Grund vermuthe, unserem theuren Fürsten statt gute böse Geschäfte macht. Dieses Geschöpf ist zum Unglück unseres theuren Fürsten vom Teufel ausgespieen und hierher ges— worden . . . ein schlechter Kerl". Nachdem der erste Streich gegen Zwackh misslungen war, bereitete man also einen zweiten vor! Zwackh aber schrieb aus Wetzlar an den Kurfürsten (26. März 1789)[2]):

„Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr Herr!

Aus meinem Vaterland mit dem grössten Verlust meines ohnehin geringen Vermögens verbannet und durch die Macht von Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht gehindert, die fürstlich lüttichische Legationsstelle in Regenspurg anzunehmen, trat ich endlich : weil Höchstdieselbige am Reichstage im Monat May 1787 zu erklären die Gnade hatten: Sie würden nicht entgegen seyn, wenn mich, nur entfernt von Baiern ein anderer Reichsstand versorgen wollte: vor 18 Monaten in Diensten des Fürsten von Salm Kyrburg Durchlaucht und bald in jene des gesammt fürstlich rheingräflichen Hauses als gemeinschaftlicher Lehendirektor. Das kurpfälzische territorium war mir bisher nicht verboten, doch wagte ich es nur im äussersten Nothfall solches durchzufahren. Nun aber bin ich gewiss, dass man mich dort gefänglich eingezogen hätte, wenn ich in meiner in fürstlichen Angelegenheiten anhero gemachten Reise den 12ten dieses solches in Sobernheim würde betreten haben.

Ich rufe Gott zum Zeugen an, dass ich diese neue Ungnade nicht verdient habe, glaube auch nicht, dass es ein neuer Befehl von Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht war, sondern der Beamte zu Sobernheim mag es wegen der für die Bayrischen Staaten allgemein bestehenden Verordnung willkürlich gethan haben. Ich lebe in Kirn ohne alle Verbindung blos für meines Fürsten Geschäfte; diese rufen mich manchmalen in die am Hundsrücken befindlichen kurpfälzischen Ämter; ich bitte daher Eure Kurfürstliche Durchlaucht mir die höchste Erlaubniss zu geben, solche

1) Kopie in Zwackhs Besitz.

2) Original. Kasten schwarz 496. Akt Nr. 3. Geheimes Staatsarchiv in München. Konzept in Zwackhs Besitz.

durchreisen zu dürfen, wo ich mich anheischig mache, auf dem pfälzischen territorio niemalen 24 Stund zu verweilen, minder jemals die Haupt- und Residenzstadt zu betreten. Sollten aber Höchstdieselben auch dazu sich gnädigst nicht entschliessen, so flehe ich unterthänigst, mir durch ein gnädigstes Reskript die beruhigende Resolution zu geben, dass durch keine Gewalt gegen die gesammt fürstlich Salmisch-Wild- und Rheingräflichen Häuser ich aus Kirn von meiner Frau und unmündigen Kindern sollte genommen werden, Eure Kurfürstliche Durchlaucht mir folglich in Kirn meinen Aufenthalt nicht stören wollen. Würde ich auch dort nicht sicher sein, wo könnte ich mein Auskommen weiters finden? da Höchstdero grosse Staaten in ganz Deutschland verstreut liegen und beinahe für mich kein Aufenthalt zu finden ist, der nicht an diese angrenzet. Ich wäre auf solche Art dem grössten Elend mit meiner Familie Preis gegeben, welches wahrlich der allgemein bekannten Grossmuth von Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht nicht angemessen sein kann, ich flehe diese an, verlasse mich getrost nur allein auf diese und ersterbe in tiefester Ehrfurcht

Wezlar d. 26. März 1789.

Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst gehorsamster
D. von Zwackh".

An demselben Tage verliess ein Schreiben [1]) des geheimen Sekretärs Lehner an den Hofgerichtsrat Neumann das salmische Palais in Paris: „In Ansehung wegen der von Seiten Kuhrpfalz nachgesucht werden wollenden Habhaftwerdung des bewussten Herrn wird es gut sein, die requisition bereit zu halten, wenn Serenissimus in Kirn eintreffen, wo Höchstdieselben alles thun werden, wozu Dieselbe durch devotion für die Kuhrpfalz aufgefodert sind". Zwackh setzte seine Hoffnung auf seinen Brief an Karl Theodor und auf seine Rechtfertigungsschritte bei Fürst Friedrich III., auch bat er dessen einflussreiche Schwester, die Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern-Sigmaringen [2]), sich bei Letzterem für ihn zu verwenden, damit er nicht „das Opfer fanatischer Verfolgung werde und nicht täglich der Unruhe ausgesetzt sei, seiner Familie durch eine fremde Macht entrissen zu werden, die selbst die Rechte und die Würde Monseigneurs erniedrige, wofür es kein Beispiel seit der barbarischen Zeit gebe, in der das Recht des Stärkeren das Reich verheerte".

1) Original im Geheimen Staatsarchiv in München an obiger Stelle.

2) 28. März 1789, Kopie, in Zwackhs Besitz.

Da auf Lehners Mitteilung vom 26. März hin Fürst Friedrich III. gewillt war, „den tit. Zwackh auf erlassen werdende requisition auszuliefern“, so meldete dies Neumann dem kurpfälzischen Staats- und Konferenzminister Franz Freiherrn von Oberndorff[1]) in einem Schreiben vom 4. April[2]), in dem er riet, „das desfallsige requisitions-Schreiben bis zur Ankunft des Herrn Fürsten in Kirn, welche nach näher erhaltenen Nachricht gegen Ende dieses oder gleich Anfangs des nächsten Monats erfolgen wird, bereit zu halten.“ „Geruhen nun“, so schloss er, „Eure Hochfreiherrliche Excellenz die Vorkehr zu treffen, dass sothanes requisitions-Schreiben mir zugefertigt wird, so werde ich pflichtschuldigst nicht verfehlen, bei der Ankunft des Herrn Fürstens selbiges sogleich einzureichen und das weitere nöthige unterthänigst zu bewirken“. Karl Theodor griff auch selbst zur Feder und schrieb dem Fürsten zu Salm-Kyrburg (Mannheim, 12. April)[3]):

„Unsere Freundschaft und ganz geneigten Willen allzeit zuvor, Hochgeborner Fürst, besonders lieber Oheim! Nach den Uns zugekommenen verlässigen Nachrichten befindet sich der vormals in Unseren Diensten gestandener, daraus auch förmlich annoch nicht entlassener tit. Zwack dermal in Diensten Euer Liebden angestellt. Wie Uns nun aus gegründeten Ursachen allerdings daran gelegen, der Person erwähnten Zwacks habhaft zu werden, als ersuchen Wir Dieselbe freundnachbarlich, selbigen auf Anstehen Unseres eigens hierzu beauftragten Hofgerichtsrathen und Amtsverwesern des Unteramts Böckelheim Neumann alsbald beliebig in sicheren Verhaft nehmen und ihn zur weiteren Transportirung überliefern zu lassen. Wir versehen Uns zu solch nachbarlicher Gewährung und verbleiben übrigens zur angenehmen Willenserweisung wohl beigethan.

E. L. gutwilliger Oheim

Carl Theodor Chfst.“[4]).

Dieses kurfürstliche Schreiben wurde von Oberndorff an Neumann geschickt, um es persönlich Friedrich zu überreichen, zugleich war eine

---

1) 1790 gegraft.

2) Original aus Sobernheim (im Geheimen Staatsarchiv in München a. o. St.).

3) Original, ebenda.

4) Im Geheimen Staatsarchive sind mehrere Brouillons dieses Briefes, in einem hiess es sogar: „Wie Uns nun in Ansehung einiger von demselben begangenen schweren Verbrechen und sonstig gegründeter Ursachen allerdings daran gelegen, der Person erwähnten Zwacks habhaft zu werden“.

Abschrift für Neumann beigelegt und ihm Befehl erteilt[1]), Zwackh „alsbald zu übernehmen und ihn wohlverwahrlich auf das Bergschloss zu Dilsperg[2]) zu transportiren, wess Endes die nöthige Ordre an dortigen Commandanten ebenmässig hierbei folget[3]), worüber seiner Zeit der ausführlich unterthänige Bericht erwärtiget wird“. Der vorsichtige Minister wollte aber einen derartigen Befehl nicht in eines Neumann Hand lassen und beantwortete dessen Schreiben vom 4. April mit dem Befehle, das Reskript, das an ihn „zu seiner Nachachtung wegen der Auslieferung des bewussten Subjekts erging“, nunmehr, da er ja Kenntnis davon genommen, dem Minister zurückzusenden[4]). Friedrich kam aus Paris Mitte April in Kirn an, war sehr ärgerlich über die Intriguen daselbst, hob Zwackhs Ehrenhaftigkeit hervor[5]), ernannte aber Welling am 17. April zum Regierungs- und Kammerpräsidenten zum allgeminen Missvergnügen der Unterthanen[6]) und antwortete Karl Theodor am 22. April[7]):

„Durchlauchtigster Kurfürst, gnädiger Herr!

Euer Gnaden beliebten vermöge eines unterm heutigen wohlerhaltenen Anschreibens unter Anführung wichtiger Gründe die Auslieferung des dermalen in Unseren Diensten stehenden Kanzleidirektorn von Zwackh gefälligst anzusinnen. So bereit Wir in jedem Falle sind, denen Wünschen Euer Gnaden nach Kräften zu entsprechen, so sind Wir gleichwohl wegen Abwesenheit gedachten von Zwackhs ausser Stand gesetzt, sogleich das beliebige Antragen in Vollzug zu setzen. Sobald derselbe aber seine Geschäftsreise vollendet und dahier eintreffen wird, können sich Euer Gnaden versichert halten, dass derselbe zu Unterstützung der Gerechtigkeit und zur Bethätigung Unserer steten Devotion nach den von Uns bereits erteilten Vorkehrungen ausgeantwortet werden wird. Wir versichern zugleich, dass Wir bei jeden sonstigen Vorkommenheiten zu Erweisung angenehmer Dienstgefälligkeiten stets willig und bereit verbleiben.

Euer Gnaden gehorsamer Diener

Friedrich, Fürst zu Salm Kyrburg“.

---

1) Oberndorff in Mannheim, 12. April 1789, an Neumann in Sobernheim (Kopie, im Geheimen Staatsarchive, a. o. St.)

2) Bei Neckargemünd.

3) Sie fehlt leider in den Archiven.

4) Oberndorff an Neumann, 12. April 1789, ohne Unterschrift (Konzept, Geh. Staatsarchiv).

5) Bonati an Zwackh (Original, Kirn, 17. April, in Zwackhs Besitz).

6) Bonati durch Expressen an Hofrat Böhmer (Original, Kirn, 18. April 1789, in Zwackhs Besitz).

7) Kirn, Original im Geh. Staatsarchive zu München, a. o. St.

Neumann übersandte diesen Brief am 25. April aus Sobernheim an Oberndorff und fügte hinzu[1]), der Fürst sei zwar wieder nach Paris abgereist, habe aber zuvor verfügt, „dass tit. Zwackh bei der Rückkunft von seiner nach Wetzlar unternommenen Reise gefänglich angehalten und an ihn ausgeliefert werden solle, wo er demnächst den gnädigst erhaltenen Auftrag auf das pünktlichste zu befolgen pflichtschuldigst nicht ermangeln werde".

Mittlerweile hatte sich der Bedrohte selbst an den Freiherrn von Oberndorff gewendet[2]):

„Hochwohlgeborener Reichsfreiherr!

Dem Vernehmen nach soll die Absicht des Beamten zu Sobernheim dahin gehen, auf mein ihm von der hochpreislichen Regierung zugeschlossenes Anlangen, die gegen mich bezweckte Arretirung betr., keinen Bericht zu erstatten und mich also, dann die sich verwendenden gemeinschaftlichen Kanzleien in Ungewissheit zu erhalten, bei welcher es mir nicht zuzumuthen ist, dass ich nach Haus zurückkehre. Eure Reichsfreiherrliche Excellenz als Vorsteher eines so ehrwürdigen collegii ersuche ich dringend, diese Absicht zu vermitteln, und wage es sogar, Hochdieselbigen in dieser erhabenen Eigenschaft zu bitten, den Vorfall Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht selbst vorzutragen und mich ohnehin unglücklichen Mann zu Höchstdero Gnade anzuempfehlen, damit ich doch von dieser Seite in Kyrn ruhig leben kann. Gründe zur Unterstützung meines unterthänigsten Gesuchs sind in meinem Unlangen und in den Vorschreiben der gemeinschaftlichen Kanzleien enthalten. Mein ehemaliger Hofraths-Vicepräsident in München Graf Preyssing sprach bei Gelegenheit des in Bayern gegen mich verhängten Schicksals auch mit Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht und mein Geschick wurde dadurch in etwas gemildert. Ähnliche Veranlassung haben nunmehr Eure Reichsfreiherrliche Excellenz, und ich bin ebenfalls dabei des guten Erfolgs gewiss. Die allerorten mir von Hochdenenselbigen angerühmte edle und menschenfreundliche Denkungsart lässt mich getrost die Gewährung meiner Bitte erwarten und dass endlich einmal ein Mann von Ansehen Muth haben wird, dem sonst besten Fürsten die wahre Lage einer äusserst gedrückten Familie mündlich vorzustellen und sein Mitleid zu bewirken, damit mir das unterthänigst nachgesuchte gnädigste rescript möge ausgefertigt werden.

1) Original, im Geh. Staatsarchive zu München, a. o. St.

2) Wetzlar, 17. April 1789 (Original), ebenda.

Unvergesslicher Dank sei Eurer Excellenz für jede Verwendung von demjenigen geweiht, der schon lange mit Ehrfurcht sich nennt

Eurer Reichsfreiherrlichen Excellenz

unterthänigst gehorsamster

Zwackh".

Zwackh hatte nicht nur Feinde, auch Freunde genug, unter ihnen manchen warmen Fürsprecher; der Wild- und Rheingraf Karl Ludwig zu Grumbach bestürmte Karl Theodor[1]) und Oberndorff[2]), den er bat, sich bei Karl Theodor für Zwackh zu verwenden, da er mit dem rechtschaffenen, fleissigen, einsichtsvollen Manne so sehr zufrieden sei, um so mehr, „als seine vom Fürsten zu Salm-Kyrburg angestellten Vorgänger zu allgemeinem des Hauses empfindlichstem Nachteil die Geschäfte äusserst nachlässig behandelt", der Fürst zu Salm-Salm schrieb für ihn an Karl Theodor, ebenso voll Wärme der Bruder des Kyrburger Fürsten, Prinz Moritz[3]). Bonati war ausser sich über „die Schurken", die Zwackh gar zu gern an Kurpfalz ausgeliefert und die bisherige Regierung in Kirn kassiert hätten, und frohlockte, sie könnten nichts machen, so lange Zwackh frei sei, denn er sei „nicht zu überwinden", habe zu viel Freunde in Wien und in Wetzlar und sei der Schützer des Landes[4]). Mit Genugthuung schrieb er Zwackh nach Mainz[5]), Prinz Moritz erkläre, er wolle selbst Zwackh in Mainz abholen, durch die ganze Pfalz begleiten und ruhig abwarten, wer ihn dann arretieren würde. Am 1. Juni[6]) richteten der Syndikus und die Deputierten des Fürstentums ein Schreiben nach Paris: der Fürst möge Zwackh schützen und sich gegen solche Vergewaltigung durch einen mächtigeren Reichsstand verwahren. Das ganze Land war in Gährung. Am 9. Juni schrieb Bonati aus Kirn an Zwackh[7]): „Hier gibt es bald blutige Auftritte, die ganze Bürgerschaft ist alleräusserst gegen die Spitzbubenrotte und die Kühnische[8]) Familie aufgebracht". Es kam zu Prügeleien, die Bürger riefen nach Zwackh und wandten sich an die Reichsgerichte; „alle Unterthanen und Bürger waren ganz hitzig und feurig zum Besten für Zwackh"[9]). Fried-

1) Anhang I.
2) Wörrstadt, 13. April 1789 (Kopie in Zwackhs Besitz).
3) Anhang II. Kopie davon in Zwackhs Besitz.
4) Bonati an Zwackh, Kirn, 24. April 1789 (Original in Zwackhs Besitz).
5) Bonati an Zwackh, Kirn, 26. April 1789 (Original, ebenda).
6) Kopie, ebenda.
7) Original, ebenda.
8) Einflussreicher Ratsherr.
9) Originalbriefe Bonatis an Zwackh, 9., 19. u. 30. Juni 1789, in Zwackhs Besitz.

rich III. selbst war höchst unzufrieden mit der Wendung der Dinge und schrieb am 29. Mai aus Paris [1]): bei der allseitigen Disharmonie in der Regierung und bei dem Umstande, „dass er einen Präsidenten ohne Geschäftskenntnis (Welling), einen abwesenden Regierungsdirektor (Geheimrat Jungert), einen mit Uns und einigen Unserer Räthe in Prozess befangenen Hofrath und Kammerdirektor (Zwackh) habe", befehle er dem pensionierten ersten Hofrate Manz einstweilen den Posten des Regierungsdirektors zu übernehmen, sonderlich „alle dermalen gegen Uns gestellten, bei beiden höchsten Reichsgerichten verhandelten Prozesse zu betreiben", denn die dermalige Regierung müsse ihre Unfähigkeit selbst eingestehen. Während Neumann dem ewig schwankenden Fürsten riet [2]), Jungert und Zwackh baldigst zu entlassen und Zwackh sogar, falls er die Erlangung einer Pension durchsetze, sie lieber zu zahlen, um einen Verräter und Aufwiegler loszuwerden, „der den Pluto mit seinem ganzen höllischen Anhang aufgefordert habe", erliess Zwackh aus Wetzlar einen Vergleichsvorschlag an Friedrich [3]). Der Fürst, so sagte er, habe alles gethan, um ihn zu freiwilligem Abgange zu bewegen, trotzdem gehe er nicht, er bleibe vielmehr um des Fürsten Interesse und um der eigenen Ehre willen und achte nicht der zahllosen unverdienten Kränkungen; gebe ihm der Fürst kein Recht, so prozessiere er; gestatte ihm der Fürst, in seinem Dienste zu bleiben, ohne nach Kirn zurück zu gehen, so stehe er vom Prozesse ab; durch beständiges Fernbleiben von Kirn höre ja ohnehin alle Verbindung mit den Leuten auf, die dem Fürsten Verdacht einflössen. Er erinnerte den Fürsten an die schönen Stunden, die er letztes Jahr in seinem Kabinet verlebt, an das Vertrauen, das er damals bei ihm genossen, und frug, warum er dasselbe verloren habe. „Warum hat man mir", so fuhr er fort, „den ohnehin traurigen Interims-Aufenthalt in Kirn missgönnt? Wie konnten Eure Durchlaucht behaupten, ich wäre als ein Verräter und schon ohne Ehre in Höchstdero Dienste getreten, da mir das erstere nicht einmal das pfälzische Cabinet vorgeworfen hat, meine Collegialzeugnisse aus Bayern meine Rechtschaffenheit erprobten und Höchstdieselben von der ganzen Illuminatengeschichte informiert waren! Doch die Zeit wird alles aufdecken." Am 1. Juli richteten die Unterthanen des Oberamts Kyrburg eine von den Landesdeputierten Jacobi, Weinz und Filzer unterzeichnete Bittschrift [4]) an den Fürsten,

1) Original, in Zwackhs Besitz.
2) Original aus Sobernheim, 3. Juni, ebenda.
3) Original, 16. Juni, ebenda.
4) Kirn, Kopie in Zwackhs Besitz. Ihre Echtheit bescheinigte Bonati.

er möge dem hochverdienten Kanzleidirektor Geheimrat von Zwackh, der in der Pfalz Verfolgungen ausgesetzt sei, Sicherheit gewähren; sie rühmten Zwackhs Herzensgüte, seine Bereitwilligkeit, ihnen zu helfen und ihre Klagen abzustellen, sein Verdienst, dass er allein dem Fürsten den Druck enthüllt habe, den sie unter den früheren Kanzleidirektoren erlitten, und schlossen also: „Kurz — seit der Zeit seiner Anstellung herrscht Eintracht, Ruhe und Zufriedenheit im Lande und beseelende Hoffnung, von älteren Zeiten herrührende Anstände und Missbräuche durch einsichtsvolle Einleitung zur allgemeinen Beruhigung beizulegen. Desto trauriger aber würde es für uns sein, ihn zu verlieren — ein Verlust, dem Lande und mit ihm seinem höchsten Besitzer unersetzlich“.

Friedrich III. lenkte ein, Zwackh blieb in seinen Diensten, kehrte aber nicht nach Kirn zurück, wo Welling am Ruder blieb, sondern versah von Wetzlar aus die Geschäfte als Lehensdirektor und betrieb des Fürsten Prozesse. Die Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern, die ihn ungemein hoch hielt, schrieb[1]) ihm entzückt darüber, dass sie ihm bei dem Bruder Fürsprecherin habe sein können, und sprach die Hoffnung aus, er verwerte gewiss alle Mittel, um sein Vertrauen wieder zu gewinnen, „die Achtung und Zuneigung eines so guten Herrn zu verdienen“ und ihn, wie er selbst sage, mit mehr Eifer und Treue zu bedienen, als es so viele Undankbare gethan hätten. Nach dem bewegtesten Leben und nach Leistung der wertvollsten Dienste an die Häuser Wittelsbach[2]), Salm, Hohenzollern, Solms, Anhalt-Schaumburg etc. starb Zwackh als königlich bayrischer wirklicher Geheimrat und Staatsrat im ausserordentlichen Dienst am 7. November 1843 in Mannheim, allverehrt; sein undankbarer Fürst aber war als Opfer seiner Gesinnungslosigkeit in Paris in der Schreckenszeit unter der Guillotine gefallen. Welling hatte längst Friedrichs Gunst verscherzt, war in voller Ungnade entlassen worden und hatte sich an Zwackhs „Freundschaft“ gewendet; „ich versichere“, so hatte er ihm geschrieben[3]), „es wird Sie und andere niemalen gereuen, einen von der ganzen Welt misskannten, von bösen Buben hintergangenen und misshandelten Mann aus der unglücklichsten Lage gerettet zu haben;

1) Original, Paris, 5. August 1789, in Zwackhs Besitz.

2) Zwackh wurde 1791 zweibrückischer Bevollmächtigter am Reichskammergerichte, am 27. März 1799 kurbayrischer wirklicher Geheimrat und Bevollmächtigter daselbst, bezog vom 1. Juli dieses Jahres ab 1200 Gulden Gehalt, später noch besondere Gratifikationen, und genoss Max Josephs höchstes Vertrauen. (Königliches Kreisarchiv in München, Kön. Reichsarchiv ebenda.)

3) Kirn, 22. Mai 1792, Original, in Zwackhs Besitz.

Redlichkeit, Geradheit und Anhänglichkeit für Männer, die ich durch andere verleitet wahrscheinlich[1]) unrecht beurteilte, wird der Beweis meiner Dankbarkeit sein". Zwackh rächte sich nicht, sondern verschaffte später Welling, der in Dürftigkeit geriet, eine Stelle als Weginspektor für die Frankfurter Chausséen mit 1700 Gulden Gehalt bei dem Fürsten-Primas[2]). Auch Neumann war bei Karl Theodor längst in Ungnade gefallen und so konnte Zwackh mit Genugthuung auf den gescheiterten Überfall bei Sobernheim und dessen Folgen zurückblicken.

Anhang.

I.[3]).

„Durchlauchtigster Churfürst,
Gnädigster Churfürst und Herr!

Den in Euer Churfürstlichen Durchlaucht Diensten vorhin als Regierungsrath, sonach von des Herrn Churfürsten zu Cöln Churfürstlicher Durchlaucht zu Höchstihro Hofrath ernannten von Zwackh hat der Herr Fürst von Kyrburg als Canzleidirektor in Seine Dienste gezogen, sonach aber als substituierter Senior domus zum gemeinschaftlichen Lehenkanzleidirektor des Fürst Rheingräflichen Hauses bestellet, auch ihn endlich zum Geheimen Rath ernannt.

So wenig fürstlich Salm-Salmischer Seits oder meines Orts zu dessen ersten Dienstanstellung concurriret worden oder man in mehrerer Rücksicht, dass solcher Euer Churfürstlichen Durchlaucht Ungnade sich zugezogen, hierzu mitgewirkt haben würde: so wenig stund es in meinen und des Herrn Fürsten zu Salm-Salm Kräften, sothane Anstellung zu einem gemeinschaftlichen Lehenkanzleidirektor zu behindern, da einestheils der von Ihro Churfürstlichen Durchlaucht zu Cöln erlangte Hofrathscharakter ihn deckte, anderntheils aber derselbige sich in dem von dem Herrn Fürsten zu Salm-Kyrburg anvertrauten Amt rechtschaffen, einsichtsvoll und thätig erzeigte, hiernächst Eurer Churfürstlichen Durchlaucht höchsteigene in Regensburg geschehene Erklärung, dessen anderweite Dienstanstellung in einer Entfernung von München nicht behindern zu wollen, in der Mitte lag, auch endlich derselbige von irgend einer Anhängigkeit zu dem von Eurer Churfürstlichen Durchlaucht geahndeten Illuminatismo nicht die mindeste Spur äusserte, mithin die gerechte Vermuthung entstand, dass er durch Eurer Churfürstlichen Durchlaucht sich zugezogene Ungnade zur Erkenntniss seines Irrwegs gelangt sei. Ganz berechtigt hielt ich mich dadurch, dass er durch Annahme der gemeinschaftlichen Lehen-Kanzlei-Direktor-Stelle auch in meine als

---

1) Wohl vom alten Zwackh unterstrichen.

2) Zwackhs Archiv.

3) Geheimes Staatsarchiv in München, Original, a. o. St.

eigentlichen Senior domus Dienste getreten, genaueres Augenmerk auf ihn zu nehmen, und ich kann ihm das Zeugniss nicht versagen, dass er überhaupt in der ihm anvertrauten Stelle mit vieler Einsicht und Thätigkeit gehandelt, besonders aber bei jeder Gelegenheit die tiefste Verehrung gegen Eure Churfürstliche Durchlaucht bewähret und nicht die allermindeste Verbindung mit dem Illuminaten-Orden verspüren lassen, mithin sich allgemeines Vertrauen erworben und so mehreres Vergnügen veranlasst hat, als alle seine von dem Herrn Fürsten zu Salm-Kyrburg angestellten Dienstvorgänger ihre Obliegenheit nicht im mindesten erfüllt, sondern dem fürstrheingräflichen Gesammthaus sehr beträchtlichen Schaden zugezogen haben. Eurer Churfürstlichen Durchlaucht angestammte weltgepriesene Gnade liess mich zuverlässig hoffen, es würden Höchstdieselben dem durch Höchstdero Ungnade und seine mehrjährige traurige dienstlose Lage gebeugten von Zwackh in besonderer Hinsicht auf sein nunmehriges tadelloses Benehmen das Vergangene gnädigst zu condoniren geruhen, und es gereichte dahero mir zu wahrem Anliegen, als ich das Gegentheil durch die gegen ihn neuerdingen verhängt sein sollenden Arrestbefehle zu vernehmen hatte. Seine erlangte viele Kenntniss in denen gemeinschaftlichen Geschäften des fürstrheingräflichen Hauses, seine dabei gezeigte besondere Thätigkeit, der von ihm bei jeder Gelegenheit bewährte tiefste Respekt gegen Eure Churfürstliche Durchlaucht, der mir und dem fürstrheingräflichen Gesammthaus ohnvermeidlich entstehende grosse Nachtheil, Rücksichten auf seine bei Eurer Churfürstlichen Durchlaucht fernerer Ungnade wahrhaft unglücklich werdenden unschuldigen Kinder — alles dieses fordert mich in gleicher Stärke auf, mich seiner bei Eurer Churfürstlichen Durchlaucht zugleich auch in meines dabei mitinteressirten dermalen in die Ferne verreisten Herrn Vettern, des Herrn Fürsten zu Salm-Salm, Namen als Senior des fürstrheingräflichen Hauses dahin anzunehmen, dass Höchstdieselben das Vergangene gnädigst zu vergessen und demjenigen Unglück Grenzen zu setzen gnädigst geruhen möchten, welches ihn seit der Zeit, als er Höchstderoselben Ungnade sich zugezogen, ohnabweichlich verfolgt, hauptsächlich aber seine bedauernswürdige Frau und Kinder betroffen hat. Sollte er aber auf irgend eine Art Eurer Churfürstlichen Durchlaucht Ungnade sich neuerdingen zugezogen haben, so wage ich zu Höchstdero Gerechtigkeitsliebe die zuversichtliche unterthänigste Bitte, dass Eure Churfürstliche Durchlaucht ihm gnädigstes Gehör und seine desfallsige Vertheidigung gerechtest zu gestatten sofort in ein oder anderem Fall die erforderlichen Höchsten Befehle zu erlassen huldreichst geruhen möchten, und habe die Gnade mit tiefstem Respekt zu bestehen

Eurer Churfürstlichen Durchlaucht
Wörrstadt, d. 13. April 1789. unterthänigster Diener
C. L. Rheingraf".

II.[1])

„Durchlauchtigster Churfürst, gnädigster Churfürst und Herr!

Erlauben mir Eure Churfürstliche Durchlaucht, dass ich bei nunmehro näher erhaltenem Unterricht von der im Monat März durch den Beamten zu Sobernheim vorgehabten Arretirung des in meines Herrn Bruders Liebden und des gesammten

1) Geheimes Staatsarchiv in München, Original, a. o. St.

rheingräflichen Hauses Diensten sich befindenden von Zwack den an Eure Churfürstliche Durchlaucht von dem regierenden Herrn Fürsten zu Salm-Salm und Herrn Rheingrafen zu Grumbach erlassenen Vorschreiben und Anempfehlungen auch meine gegenwärtige mit Ehrfurcht beilege.

Von der allbekannten Güte, Grossmuth und Gerechtigkeit Eurer Churfürstlichen Durchlaucht verspreche ich mir Verzeihung und Mitleiden für einen Mann, der seit seiner Verbannung aus Bayern beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen gelitten hat, dessen Gesundheit äusserst durch den ausgestandenen Kummer und Gram geschwächt worden ist und der bei längerem Andauern von dem Zorn des mächtigsten Churfürsten des Reichs ganz mit seiner unschuldigen Familie unterdrückt werden würde; ich wage es, um so mehr für ihn um Ruhe und Sicherheit auf seinen Geschäftsreisen in den pfälzischen an Kyrn angrenzenden Landen zu bitten, als ihn hierin die reichsständische Würde und die Verfassung des deutschen Reichs von selbst schützen und ich ihm einstimmend mit meinem Herrn Bruder, übrigen regierenden Herren Vettern, den gesammten Kanzleien, Unterthanen und Bürgern das Zeugniss eines thätigen, einsichtsvollen und rechtschaffenen Raths, Kanzlei- und Lehenhofsvorstehern nach voller Überzeugung geben muss, und mir als nächstem Nachfolger meines Herrn Bruders[1]) ausserordentlich daran gelegen ist, diesen Mann zum Nutzen meines Hauses lange zu erhalten. So wie der von Zwack bishero die strafende Hand von Eurer Churfürstlichen Durchlaucht gesegnet hat, um so nachdrücklicher wird sich sein Gefühl von Dankbarkeit bei erhaltener Begnadigung ausdrücken. Ich empfehle dieses mein dringendes Gesuch zur geneigtesten Entschliessung und werde die Willfahrung desselben mit ebenso lebhaftem Dank erkennen, als ich mit vollständigster Hochachtung Zeit Lebens verbleibe

Wendelsheim bei Alzey,
d. 16. Mai 1789.

Eurer Churfürstlichen Durchlaucht
unterthänigster Diener
Moritz Prinz zu Salm-Kyrburg“.

1) Friedrich III. war damals ohne Sohn, Friedrich IV. wurde erst am 14. Dezember 1789 geboren.

Die Paulusakten.

Eine wiedergefundene altchristliche Schrift des zweiten Jahrhunderts in koptischer Sprache.

Von

Carl Schmidt.

Der Boden Ägyptens, dem wir schon so manche Überreste der altchristlichen Litteratur verdanken, hat uns wieder mit einer Gabe beschenkt, die den wichtigsten Funden auf dem Gebiete der Patristik ebenbürtig an die Seite gestellt werden darf, insbesondere aus dem Grunde, weil der jetzige Fund nicht, wie so häufig der Fall, mehr Rätsel bietet als löst, sondern mit einem Schlage das Dunkel lüftet, das bis dahin über einer altchristlichen Schrift lag.

Schon bei meiner Anwesenheit in Kairo hatte eine grosse Menge von Papyrusfragmenten, die dem äusseren Anschein nach zusammengehören mussten und sich im Besitze des Herrn Dr. Reinhardt befanden, meine besondere Aufmerksamkeit erregt, aber bei dem desolaten Zustande der Blätter und dem gänzlichen Mangel an litterarischen Hilfsmitteln konnte ich nur feststellen, dass der Papyrus die Theklaakten in koptischer Sprache enthalte. Inzwischen war die ganze Papyrussammlung für die Heidelberger Bibliothek erworben und somit mir durch das gütige Entgegenkommen des Herrn Geh. Hofrat Zangemeister die Gelegenheit gegeben, die Fragmente grösstenteils abzuschreiben und näher zu bestimmen. Bei dieser Arbeit sind, um es gleich zu sagen, meine kühnsten Erwartungen übertroffen worden, denn der Papyrus enthält nicht allein die Theklaakten, sondern mit und in ihnen die alten verloren geglaubten Paulusakten. Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, die Resultate meiner Studien, die noch nicht abgeschlossen sind, im Detail vorzulegen, vielmehr beabsichtige ich, in kurzen Zügen die Bedeutung des Fundes für die altchristliche Litteratur hervorzuheben.

Was wussten wir bisher von den Paulusakten?[1]) Nur so viel, dass diese Schrift eine sehr hervorragende Stellung unter den altchristlichen Schriften innegehabt hat, ja eine Zeit lang zu den heiligen Schriften gerechnet wurde und speziell in Ägypten mit den Evangelien und Paulusbriefen fast auf die gleiche Linie gestellt war. Hat doch Origenes an zwei Stellen seiner Werke Sprüche aus diesem Buche genommen und sie fast wie die Sprüche der Evangelien citiert. Dieselbe günstige Beurteilung fand es in der Stichometrie des Claromontanus, die im dritten Jahrhundert entstanden und aller Wahrscheinlichkeit nach der alexandrinischen Kirche angehört resp. nahe steht, wo es zwischen dem Hirten des Hermas und der Petrusapokalypse als Actus Pauli ver. MMMDLX d. h. mit 3560 Stichen angeführt wird. Selbst Eusebius wagte, sicherlich abhängig von dem Urteile des Origenes, an diesem Thatbestande nicht zu rütteln, indem er die *πράξεις Παύλου* bei der Aufzählung der paulinischen Litteratur zwischen Hebräerbrief und dem Hirten des Hermas stellt (Euseb. h. e. III, 3, 5), ebenso an einer zweiten Stelle (h. e. III, 25, 4) als erste unter den *ἀντιλεγόμενα-νόθα* nennt, mithin eine viel höhere Schätzung der Paulusakten im Vergleich zu den übrigen apokryphen Evangelien und Apostelakten verrät. Noch in dem Verzeichnis der 60 kanonischen Schriften (6. Jahrh.) steht das Buch unter den 25 „apokryphen Schriften“ an 19. Stelle zwischen Barnabasbrief und Paulusapokalypse und in der sog. Stichometrie des Nicephorus (c. 810) unter den Apokryphen des N. T. an erster Stelle als *περίοδος Παύλου στίχ. ͵γχ΄*.

Aber von dem Inhalt und dem Charakter dieser Schrift, ebenso von dem Zeitpunkt ihrer Abfassung hatte man keine nähere Kunde, nur Zahn war es mit gewohntem Scharfsinn gelungen, ein bei Nicephor. Call. h. e. II, 25 aufbewahrtes längeres Stück als aus den Paulusakten stammend nachzuweisen, welches später Bonwetsch in einer Stelle des Danielkommentars von Hippolyt (III, 29 ed. Bonwetsch p. 176 f.) erwähnt fand. Damit war bewiesen, dass die Schrift auch in Rom im Anfang des dritten Jahrhunderts gelesen und als glaubwürdig angesehen worden war. Merkwürdig blieb aber die Thatsache, dass von einer Schrift, die weit umfangreicher als irgend ein neutestamentliches Buch, uns nur ein so kleines geschichtliches Stück überliefert sein sollte. Heute hat sich dieses Rätsel gelöst: unser Papyrus zeigt, dass zunächst zwei Stücke, die bisher als zwei selbständige Werke in der altchristlichen Litteratur aufgeführt

1) Vergl. **Harnack**: Altchristl. Litteraturgesch. I_1 S. 128 ff. und Chronologie S. 491 ff. **Zahn**: Geschichte des neutestamentlichen Kanons II S. 865 ff. **Lipsius**: Apokr. Apostelgeschichten, s. d. Ergänzungsband S. 159 s. u. *πράξεις Παύλου*.

wurden, den alten Paulusakten entnommen sind, nämlich die „Akten des Paulus und der Thekla“ und der „apokryphe Briefwechsel zwischen Paulus und den Korinthern,“ und somit bereits ein grosser Teil der Schrift bekannt war, ohne dass wir es ahnten oder beweisen konnten.

Die älteste Erwähnung der Theklaakten[1]) finden wir bei Tertullian de bapt. 17: Quodsi qui Pauli perperam inscripta legunt, exemplum Theclae ad licentiam mulierum docendi tinguendique defendunt, sciant in Asia presbyterum, qui eam scripturam construxit, quasi titulo Pauli de suo cumulans, convictum atque confessum se id amore Pauli fecisse loco decessisse. Besondere Schwierigkeit hatte bisher die Deutung der Worte „Pauli perperam inscripta“ hervorgerufen, — haben wir hier dieselbe Schrift vor uns, welche in einigen Hss. und bei Schriftstellern den Titel *πράξεις* oder *περίοδοι Παύλου καὶ Θέκλης* führt? Das scheint so, verhält sich aber anders. Ohne Zweifel können jene Worte nur dahin verstanden werden, dass das ganze Buch, aus dem Tertullian, resp. die Gegner das exemplum Theclae anführten, den Titel des Paulus an der Stirne trug, aber falsch ist die Annahme, als ob Tert. bereits den Titel *πράξεις Π. καὶ Θ.* vorgefunden hätte, wie er später lautete; vielmehr lagen ihm unter „Pauli (perperam) inscripta“ die Paulusakten in ihrer Gesamtheit vor, von denen die Theklageschichte nur ein Teil war. Das wird durch den neuen Fund bewiesen; denn der Papyrus enthält von derselben Hand geschrieben, als Teile eines Werkes die uns bekannten Theklaakten, und es schliesst die Geschichte des Paulus, d. h. das Martyrium mit folgender Unterschrift, die ich in griechischer Uncialschrift wiedergebe:

Μ̄ΠΡΑΞΙΣΜ̄ΠΑΥΛΟΣΚ.....
ΠΑΠΟΣΤΟΛΟΣ:

Leider ist die erste Zeile am Schlusse zerstört; das fehlende Stück habe ich bisher nicht auffinden können. Wie auch immer die Ergänzung lauten mag, dass *πράξεις Παύλου* Haupt- und Gesamttitel ist, ist unzweifelhaft; wahrscheinlich ist mir, dass das *Κ* zu *κατὰ* zu ergänzen und der Name eines als Apostel bezeichneten Apostelschülers zu vermuten ist (Leucius?). Ist dies aber der Thatbestand, so wird für die chronologische Fixierung der Entstehung der Paulusakten die Notiz des Tert., dass ein Presbyter in Asien die Akten aus Liebe zu Paulus, wie er selbst eingestanden, verfasst

1) Vergl. dazu Harnack: Altchristl. Litteraturgesch. I 1 S. 136 ff. und Chronologie S. 493 ff. Zahn: Gesch. d. neutestamentlichen Kanons II S. 892 ff. Lipsius: Apokr. Apostelgeschichten II 1 S. 424 ff. — Text bei Lipsius: Acta apost. apocr. I p. 235 ff.

habe und deswegen seines Amtes entsetzt sei, von hervorragender Bedeutung. Man hatte bisher die Abfassungszeit der Paulusakten in die Jahre 120—170 (Harnack) oder 150—180 (Zahn), die der Theklaakten sogar in die Jahre 90—120 (Zahn) oder 160—170 (Schlau, Harnack) verlegt. Aber mit Recht hat Harnack (Chronologie S. 497) darauf aufmerksam gemacht, dass die Worte des Tertullian über die Entlarvung des Presbyters auf eine jüngste Vergangenheit schliessen lassen und die Akten frühestens um 160—170 in Kleinasien verfasst sein können. Damit ist zugleich der grosskirchliche Charakter der Schrift nachgewiesen, ihr hohes Ansehen in den verschiedenen Kirchen erklärt und allen Hypothesen über eine gnostische Grundschrift resp. Bearbeitung der Boden entzogen, denn unser Papyrus giebt denselben Text, wie ihn Tertullian und Origenes vor sich gehabt haben. Wann aber und wo die Theklaakten, die uns neben dem griechischen Originale in syrischer, altslavischer und lateinischer Übersetzung erhalten sind, unter einem besonderen Titel von dem Ganzen als selbständiger Teil losgelöst sind, bedarf noch einer genaueren Untersuchung. Wahrscheinlich hat Hieronymus nicht mehr die gesamten Paulusakten im Auge gehabt, wenn er de viris ill. 7 von *περίοδοι* Pauli et Theclae spricht, kann also auch nicht, wie man bisher angenommen, ausschliesslich von Tertullian abhängig sein. Das Decretum Gelasii (VI, 22 S. 218 Gesch. des Kanons von Credner) nennt bereits als Titel liber, qui appellatur Actus Theclae et Pauli.

Eine noch grössere Bedeutung erlangt der neue Fund durch die andere oben erwähnte Thatsache, dass der apokryphe Briefwechsel zwischen Paulus und den Korinthern [1]) ebenfalls einen Bestandteil der alten Paulusakten gebildet hat.

Die Kunde von der Existenz dieses Briefwechsels gab im Jahre 1644 Ussher nach einer unvollständigen armenischen Handschrift, dessen Ausgabe von Whiston 1736 und besonders von Rinck 1823 nach acht armenischen Handschriften vervollständigt wurde. Die eingehenden Untersuchungen des Letzteren stellten fest, dass der Briefwechsel in der armenischen Kirche als echt angesehen, in den armenischen Kanonsverzeichnissen und vielen Bibelhss. hinter dem zweiten Korintherbrief eingefügt war und dieses kanonische Ansehen bis in die späteste Zeit beibehalten hat. Glaubte man daher zunächst, es mit einer Besonderheit der armenischen Kirche oder einer späteren Fälschung zu thun zu haben, so gewann die Frage eine andere Wendung, als im Jahre 1836 der Kom-

1) Vergl. **Harnack**: Altchristl. Litteraturgesch. I 1 S. 37 ff. Chronolog. S. 506 ff. **Zahn**: Gesch. d. neutestamentlichen Kanons II S. 592 ff.

mentar Ephraems zu den paulinischen Briefen ebenfalls in armenischer Sprache ediert wurde, in welchem er die Briefe, ohne an ihrer paulinischen Verfasserschaft zu zweifeln, hinter dem zweiten Korinther- und vor dem Galaterbrief kommentiert hat. Den fünften Vers des Paulusbriefes hat er ausserdem in seinem Kommentar zu Tatians Diatessaron, wie schon vor ihm Aphraates, als Paulusvers citiert. So war erwiesen, dass der apokryphe Briefwechsel schon um 360 in der Kirche von Edessa die gleiche Stellung eingenommen hatte, wie später in der alten armenischen Kirche. Aber schon geraume Zeit vor ihm mussten die Stücke in den Kanon der syrischen Kirche aufgenommen sein, da Ephraem nicht die geringste Kunde von ihrer wahren Herkunft zeigt, wenn er in seinem Kommentar bemerken konnte, dass die in den Briefen verworfene Lehre die der Bardesaniten sei, welche darum die Schreiben nicht in ihren Apostolos aufgenommen hätten, — eine Bemerkung, die uns die Gewissheit giebt, dass zur Zeit Bardesans (geb. 154, gest. 222) diese Briefe in der syrischen Kirche unbekannt waren, und es auch sein mussten, wenn die Paulusakten überhaupt erst frühestens um 160—170 verfasst waren.

Aber bis jetzt handelte es sich um zwei engverwandte orientalische Kirchen. Wie gross war daher das Erstaunen der Gelehrten, als Berger[1]) im Jahre 1890 unsern Briefwechsel in einer lateinischen Bibel wahrscheinlich des zehnten Jahrhunderts am Schluss der Paulusbriefe und vor dem apokryphen Laodicenerbrief entdeckte und gleich darauf Bratke[2]) in einer zweiten Bibelhandschrift (der Bibliothek zu Laon) am Schluss nach der Apokalypse und den katholischen Briefen. Aber vergebens suchte man bis jetzt nach einer griechischen Handschrift oder einem griechischen Citate. Man stand vor einem völligen Rätsel. Wie kommt dieser sonst nur der syrisch-armenischen Kirche bekannte, in der griechischen Kirche gänzlich unbezeugte Briefwechsel in die lateinische Bibel, war das Syrische oder das Lateinische die Ursprache? und andere derartige Fragen tauchten auf. Namhafte Forscher wie Harnack, Vetter[3]) und andere vertraten die Meinung, dass der Verfasser ein Syrer gewesen, der diesen Briefwechsel als Streitschrift, sei es gegen Bardesanes selbst, sei es gegen dessen Anhänger, c. 200 gefälscht, um diese Sekte aus der

1) Berger und Carrière: La correspondance apocryphe de S. Paul et des Corinthiens. Ancienne version latine et traduction du texte Arménien. Revue de théol. et de phil. t. XXIII, 1891.

2) Theol. Lit.-Ztg. 1892 Nr. 24.

3) Der apokryphe dritte Korintherbrief. Tübinger Programm 1894 und ders. i. d. Tüb. Theol. Quartalschr. 1895 S. 622 ff.

Kirche zu verdrängen, und dass die lateinischen Übersetzungen direkt aus dem Syrischen geflossen seien. Nur Zahn stellte, einer genialen Bemerkung von La Croze folgend, die These auf, dass die Ursprache das Griechische gewesen und der Briefwechsel aus den alten verlorenen Acta Pauli entnommen sei. Er schreibt wörtlich (NT. Kanon II, 611): „Zu anderen von der Schule des Origenes, sei es von Alexandrien oder von Palästina aus schon im dritten oder im ersten Anfang des vierten Jahrhunderts den Syrern zugeflossenen Stücken werden auch die Paulusakten gehört haben. Hier erregten die darin eingeschlossenen Briefe Aufsehen, traten in Verbindung mit dem neuen Testament und behaupteten sich in demselben bei den Syrern, bis die Peschittha die ausschliessliche Bibel der syrischen Kirche wurde, bei den Armeniern aber bis in viel spätere Zeiten. Auch das begreift sich nun, dass die Griechen, bei welchen doch diese Korrespondenz erdichtet worden ist, so völlig von ihr schweigen. Weil sie Bestandteil einer viel gelesenen Legende waren, wurden sie nicht als selbständige Schriftstücke erwähnt und konnten nicht entfernt die Bedeutung gewinnen, welche sie erst bei den Syrern dadurch erlangten, dass man sie dem legendarischen Zusammenhang entnahm und der Bibel einverleibte". Zahn stützte sich vor allem auf die sehr merkwürdigen historischen Zwischenbemerkungen über die Überbringer des Briefes der Korinther und über Paulus, der wegen Stratonike, der Gemahlin des Apolaphanes, zu Philippi im Gefängnis liegt, und schloss aus dem innigen sachlichen Zusammenhang der Zwischenbemerkung mit den Briefen, dass der Roman, von welchem uns hier nur ein kleines Bruchstück erzählender Art aufbewahrt ist, die beiden Briefe mitumfasste, und dieser Roman die *πράξεις Παύλου* gewesen sei.

Wie glänzend ist heute seine These, die von Niemandem m. W. anerkannt war, bestätigt worden! In unserm Papyrus lassen sich die beiden Briefe als Bestandteile der Paulusakten [1]) nachweisen, und damit sind alle andern Hypothesen über Entstehungszeit und Verfasserschaft zu Boden geworfen. Die alexandrinische Kirche allein hat die Paulusakten in ihrer Gesamtheit beibehalten und aus der griechischen Ursprache ins Koptische übersetzen lassen; in den andern Kirchen dagegen ist das ursprüngliche Verhältnis verloren gegangen, als man über den einzelnen Stücken, die viel gelesen wurden, das Ganze vergass oder vergessen musste. Hier ist dasselbe eingetreten wie bei den Petrusakten, von denen uns nur der letzte Teil der römischen Wirksamkeit des Apostels erhalten blieb.

1) Beiläufig bemerke ich, dass ich von beiden Briefen grössere Stücke bereits identificiert habe; ebenso findet sich das historische Zwischenstück.

Wie die Syrer die Theklaakten und den apokryphen Briefwechsel aus dem Griechischen übersetzt haben, so die römische Kirche unabhängig von diesen dieselben beiden Stücke, nur mit dem Unterschiede, dass der Briefwechsel daselbst nicht das kanonische Ansehen erlangt hat, wie bei den Syrern-Armeniern.

Aber noch nicht genug! Wir besitzen eine Passio Pauli, welche in manchen lateinischen Handschriften dem Bischofe Linus zugeschrieben wird, und die uns in zwei verschiedenen Recensionen vorliegt, einer kürzeren, repräsentiert durch zwei griechische und drei lateinische Hdss. und in der kirchenslavischen, koptischen und äthiopischen Übersetzung, und in einer längeren, die in zahllosen Hdss. erhalten ist. Um die Untersuchung des Verhältnisses dieser beiden Recensionen und den Abdruck des Textes hat sich Lipsius[1]) grosse Verdienste erworben. Nach ihm war die Urschrift der Passio eine lateinische, aus der sie später ins Griechische zurückübertragen war. Dagegen hat Zahn[2]) geltend gemacht, dass die längere wie die kürzere lateinische Passio aus griechischer Quelle geflossen sei, denn es wäre undenkbar, dass die griechische Kirche keine Schrift über das Martyrium des Paulus besessen, ganz unwahrscheinlich schon insofern, als sie die griechischen *πράξεις Παύλου* gekannt hätte. „Letztere hätten unmöglich eines Berichtes über den Tod des Paulus entbehrt, und es wäre daher die nächstliegende Annahme, dass wir in unserem Martyrium den Schlussteil der alten, aber auch noch von Photius gelesenen *πράξεις* besitzen.“ Auch in dieser Frage hat sich der Scharfsinn Zahn's glänzend bewährt. In einer Reihe von Fragmenten habe ich Stücke des Martyrium Pauli gefunden, ja aus einem kleinen Fragment, das den oben erwähnten Titel enthält, ist noch deutlich die Übersetzung der letzten Worte (z. B. *σφραγῖδα*) des griechischen Textes zu erkennen, der mit *εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων* schloss. Wie vortrefflich stimmt diese Thatsache zu der schon längst gemachten Beobachtung, dass der Verfasser des Martyrium Pauli nicht ein Abendländer gewesen sein kann, da er sich über Rom in jeder Hinsicht unwissend zeigt! Natürlich kannte der kleinasiatische Presbyter Rom nicht aus eigener Anschauung. Damit fällt eine Vermutung von Harnack (Chronologie S. 641 Anm. 2), die er auf Grund der Benutzung des Hebräerevangeliums in den Akten aufgestellt hat, dass nämlich diese von einem hellenistischen Judenchristen Ägyptens geschrieben seien.

---

1) Apokr. Apostelgesch. II 1 S. 109 ff. und Acta apost. apocr. p. 104 ff.

2) Gesch. des neutestamentlichen Kanons II S. 872 ff.

Indem ich bitte, diese Bemerkungen wirklich nur als vorläufige, in dem aber, was sie über den handschriftlichen Befund bringen, als zuverlässige betrachten zu wollen, möchte ich in drei Sätzen die wichtigste Bedeutung des Fundes für die Kanonsgeschichte und damit auch für das Urchristentum zusammenfassen:

1) Die Acta Pauli waren bisher die einzige Schrift, die uns aus der Zahl der neutestamentlichen Antilegomena noch völlig dunkel war. Jetzt haben wir auch diese Schrift so weit kennen gelernt, dass wir über sie zu urteilen vermögen. Was einst N. T. gewesen, kennen wir nun erst vollständig.

2) Es ist jetzt erwiesen, dass eine Schrift, die beim N. T. gestanden hat, von einem kleinasiatischen Presbyter aus Liebe zum Apostel gefälscht worden ist, und es ist ferner erwiesen, dass die Aufdeckung dieser Fälschung entweder nicht allgemein bekannt geworden oder für viele Jahrzehnte keine durchschlagende Folge gehabt hat.

3) Der neue Fund hat gelehrt, dass die Geschichte des Paulus und der Thekla, die namentlich von Zahn etwa in die Zeit des Johannes-Evangeliums gesetzt und als kanonsgeschichtliche Urkunde ersten Ranges beurteilt worden ist, um zwei Menschenalter heruntergesetzt werden muss. Die chronologischen Ansätze, welche Harnack für die Akten des Paulus und für die Theklageschichte (erstere 120—170, letztere 160—170) werden durch den neuen Fund nicht erschüttert, sondern für die Akten nur näher bestimmt.

Zum Schluss nur noch einige Bemerkungen über den Papyrus selbst. Derselbe ist leider stark zerstört, nur ein einziges Blatt (27,5 cm hoch und 18,5 cm breit) mit der Paginierung κϑ und λ ist ganz erhalten; die übrigen Blätter bieten einen ganz trostlosen Anblick, da sie aus hunderten von kleinen Fetzen, die oft nur einige Buchstaben enthalten, bestehen. So stehe ich vor einer schweren Aufgabe, aber ich lebe der Hoffnung, dass es mir bei der in Aussicht genommenen Publikation gelingen wird, wenigstens einen bedeutenden Teil des Ganzen zusammenzusetzen. Die Handschrift selbst stammt wahrscheinlich aus dem siebenten Jahrhundert. Die Sprache ist sehr altertümlich und zeigt einen Dialekt, der bisher unbekannt war, nämlich dem Konsonantenbestande nach sahidisch, dem Vokalismus nach mittelägyptisch, sodass der Papyrus auch in sprachlicher Hinsicht von hervorragender Bedeutung ist. Der Fundort ist mir bis jetzt unbekannt geblieben. — Herrn Dr. Reinhardt aber, der sich schon so viele Verdienste um den Ankauf von wertvollen Papyri erworben hat, gebührt unser aller Dank, dass er einen solchen kostbaren Schatz der Wissenschaft gerettet hat.

Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone.

Zum Abdruck gebracht von

Max Freiherrn von Waldberg.

II.

Briefe von Wilhelm Grimm.

1.

Hochgeehrtester Herr.

Da mein Bruder sich Ihrer persönlichen Bekanntschaft erfreut und in Briefwechsel mit Ihnen steht, so sehe ich mich als einen Ihnen nur halb Fremden an, und kann es daher nicht unterlassen, Sie freundschaftlich zu benachrichtigen, dass ich in diesem Augenblick eine Recension Ihrer Einleitung in das Nibelungen-Lied für die H. Jahrbücher an Herrn Prof. Hegel absende. Ich habe ihn gebeten, Ihnen solche, falls Sie es wünschen, schon vor dem Druck mitzutheilen. Sagen Sie mir ebenso frei Ihre Meinung, wie ich die meinige geäussert und seyn Sie der aufrichtigsten Hochachtung gewiss, mit der ich bin

Ew. Wohlgeb.
ergebenster
W. C. Grimm.

Cassel, 14ten März 1818.

Herrn Dr. F. J. Mone
Wohlgeb.
Heidelberg.

2.

Cassel, 21ter März 1820.

Ich danke Ihnen, werthgeschätzter Freund, für die Mittheilung des Runenalphabets, es war mir willkommen und mit Veranlassung, dass

ich mir vorgenommen habe, die ganze Abhandlung weiter auszuführen und anders aufzustellen. Hagen hatte, wie ich aus seinen Briefen in die Heimat (I. p. 155) sehe, diese Runen in St. Gallen gleichfalls gefunden. Aber auch noch mehr, nämlich in einer Hs. von Isidors Abhandlung über die Accente am Ende noch zwei andere Runenalphabete, das altnordische von 16 Buchstaben und das reichere anglische, wie sie ausdrücklich genannt werden.

(In dem Druck der Isidor. Schrift fehlen sie, versteht sich). Von diesen beiden Runenalphabeten eine Durchzeichnung zu erhalten, wäre mir äusserst erwünscht. Ich zweifle nicht, dass Sie nach ihrem Aufenthalt in St. Gallen Freunde und Bekannte dort zurückgelassen haben. Sollte Keiner, wenn Sie ihn bäten, die Mühe übernehmen wollen, die Alphabete durchzuzeichnen und was dazu bemerkt ist, abzuschreiben? Sie wäre ja so gross nicht. Darf ich also Ihre Güte wieder in Anspruch nehmen? Kopp hat mir gesagt, dass er zu Paris in einer Hs. des Isidors gleichfalls ein Runenalph. gefunden, ohne Zweifel dasselbe. Ich hoffe es auch zu erhalten.

Auch die Beiträge zu den Sagen und Märchen sind dankbar angenommen u. zu den Sammlungen gelegt worden. Das hölzerne Pferd ist aber wohl geradezu aus dem cheval enchanté der 1001 Nacht (in meiner Ausgabe in 12mo T. VII. p. 34 ff.) entstanden. Auch für die Anzeige des Märchenbuchs sind wir Ihnen verbunden. Das Mythische Element war schon in der ersten Ausg. deutlich anerkannt, nur gehen Sie weiter und wollen jede hier geäusserte Idee darin unmittelbar begründet finden. Man muss aber den Märchen ein sinnlich poetisches Daseyn gestatten, so gut, wie jeder Poesie, das sich der Idee nicht bewusst ist, ob gleich darin lebt. Sonst macht man es wie die Philosophen, die da glauben, die Poeten seyen nur eine Art Abschnitzel von ihnen, mit etwas Zucker bestreut, weil die Welt es sonst nicht geniessen wolle. Drückt sich die blümelnde Sprache sinnlicher u. also lebendiger aus, so werden Sie sie nicht streichen dürfen. Wenn Sie in dem Epischen nur das beachten wollen, was unmittelbarer Ausdruck alter, religiöser Ideen ist, das übrige aber als taube Masse wegwerfen, so richten Sie alles Epos zu Grund, das die unverstandenen Göttersagen besingt, dennoch aber ein volles, wahrhaftes Leben hat. Doch Betrachtungen im Allgemeinen sind das leichteste und vieldeutig, am besten wird es seyn unsere deutsche Heldensage im Einzelnen in ihrer Natur u. Bedeutung darzustellen und hier bin ich noch wie in der Recension Ihr Gegner in der Auslegung Sigurds. —. Sie hätten mir es nicht vorhalten sollen,

dass ich Büsching nicht citirt, ich habe ihn, wo ich konnte, benutzt, in den von Ihnen angemerkten Stellen ist aber ein blosser Irrthum enthalten, den ich mit Stillschweigen übergehen wollte, dass nämlich vingerlin ein kleiner Finger heisse, es kann in der Stelle nichts als das gewöhnliche: Ring seyn. Das ital. alla mora Spiel ist kein Kinderspiel, sondern eine besondere Übung des Verstandes verlangende Unterhaltung der Männer. Es thäte sonst nichts, aber Büsching glaubt gar zu leicht, er werde nicht genug geachtet und ist schon bös, dass das Publicum noch nicht auf die 8eckige Gestalt der Kirchen und Taufsteine achten will. Ein bischen lächerlich war, was er im Hermes in der Rec. von der Koloczer Hs. über den Wurm sagte, der an der altd. Lit. nage; sie haben ihn wohl nicht erkannt.

Leben Sie wohl und seien Sie von uns beiden freundschaftlich gegrüsst

der Ihrige W. C. Grimm.

An Herrn Professor D. Mone
Wohlgeb.
in Heidelberg.

3.

Cassel, 2ten Juni 1820.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die Mühe, die Sie sich der Runen wegen gegeben haben; es wäre mir sehr erwünscht, wenn ich sie bald bekäme, da sonst die Schrift vollendet ist und ich sie gerne dem Druck übergeben möchte.

Was unsern Streit betrifft, so sind wir weniger in den Grundsätzen als in der Weise der Anwendung verschieden. Ich glaube, ich habe es Ihnen schon gesagt und wiederhole es hier, dass ich den Kern und Ursprung der alten Dichtung für mythisch halte, das Geschichtliche nur für den späteren Anflug oder den sinnlichen Leib und Sie müssen sich erinnern, dass ich in der Recension Ihrer Schrift nicht das Bestreben selbst tadelte, sondern blos in Ihre Deutung nicht einstimmen konnte. Sie haben mich also auch nicht zum Gegner, wenn Sie den Otnit mythisch auslegen wollen, ich würde dasselbe versuchen, vielleicht aber einen andern Weg einschlagen. Haben Sie ein Monument vor sich, wie die mythischen Edda Lieder, um eins zu nennen, die Voluspá, so haben Sie vollkommen recht, wenn Sie den geistigen Sinn „bis in das Einzelste erforschen wollen; anders verhält es sich mit dem Epos. Es ist eine Mischung des sinnlichen und geistigen, es kann uns gelingen, beide Elemente im Ganzen darin zu unterscheiden, in glücklichen Fällen auch

die von dem Zauber poetischer Sinnlichkeit umsponnene Idee in ihrer ursprünglichen Bedeutung darzulegen, allein jene Mischung hat an sich etwas unauflösbares und geheimnissreiches, das wir müssen stehen lassen und als den Ausdruck des auf einem andern Wege das Übersinnliche suchenden Geistes achten. Sie können hier nicht weiter gehen, die Analyse zerschneidet dann nur und gibt nichts für den Verlust. Göthe hat bekanntlich gezeigt, dass bei der Pflanze Stiel, Blatt, Blüthe ursprünglich eins sey u. aus dem einen in das andere übergehe, bei dem Rosenkönig ist das sehr deutlich, auch in andern von ihm gefundenen Beispielen, die Ansicht selbst erweitert den Blick und erleuchtet uns, aber ich gestatte Ihnen nun nicht jede Blüthe so zu zerlegen, als sey sie ein Blatt, oder auch umgekehrt, als sey das Blatt eine Blüthe; ich will, was ursprünglich eins sein mag, in seiner lebensvollen eigenthümlichen Bildung auch als ein Verschiedenes für sich beseeltes d. h. mit einer ihm allein zugehörigen geistigen Idee begabtes, geachtet wissen. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie den einmal vorausgesetzten Grundgedanken wiederfinden, es mag kosten, was es will, oder Sie spannen das gegebene Gedicht auf ein Geripp, einen Grundtypus und hauen los, was nicht dazu passt. In einigen Theilen kann es darauf passen, in andern nicht, Sie glauben aber, weil Sie dort recht haben, auch hier die Sache durchsetzen zu müssen oder wenn Sie mir den modern politischen Ausdruck erlauben wollen: von oben her ab organisiren zu müssen. So ist es auch mit der Symbolik der Sprache, ich glaube, dass sich die Bildlichkeit derselben, ja ihre ganze Äusserlichkeit aus der Anschauung geistiger Ideen entwickelt hat, insofern das alte Lied dazu gehört, mag sie auch darauf bezug haben, allein wenn Sie alles darauf beziehen, so kommt es mir gerade so vor, als wenn Sie bei der Biographie eines ausgezeichneten Mannes unter uns auch seine Verwandtschaft mit den Indiern, Semiten und Negern, wegen der gemeinschaftlichen Abstammung darin, auseinander setzen wollten. Ich leugne sie eigentlich nicht, sie braucht aber hier nicht zur Sprache zu kommen, so wie ich etwa bei naturhistorischer Betrachtung der Rose mir gänzlich den Tannenbaum aus den Gedanken schlagen kann und doch hat Göthe in der vorerwähnten Abhandlung beide in Beziehung gebracht. Wohin jenes Verallgemeinern führt, können Sie aus Hagens Werk über die Bedeutung der Nibelungen sehen; ich frage Sie, ob etwas dadurch gewonnen ist? eine nähere Einsicht in die Natur des Gedichts? Alles verliert sich in ein eintöniges, langweiliges Grau, kein Sommer und Winter, kein Ja und Nein, keine Wahrheit und kein Traum besteht mehr, der Norden ist in den Süden versetzt und die

ganze Schöpfung wirbelt um den Schlund einer toten Identität. Auf den höchsten Alpen soll einem die ganze Landschaft in einem solchen gleichgültigen Grau erscheinen. Sie werden mir auch hier eine blümelnde dunkle Sprache vorwerfen, ich versichere Sie aber, dass ich dergleichen nicht als Zierrath gebrauche, sondern blos um klarer und deutlicher zu seyn.

Wie sollen wir aber in der Betrachtung des Epos verfahren? Ich glaube, unser Geschäft ist, zu erforschen, wie weit wir die ursprüngliche geistige Idee darin noch erkennen mögen, zu diesem Ende müssen wir die verschiedenen Gestaltungen, die uns andere Zeiten oder andere verwandte Stämme liefern, mit einander vergleichen, wir werden daraus am ersten das nothwendige von dem zufälligen oder, wenn dies deutlicher ist, das geistige von dem sinnlichen unterscheiden können und auf diese Art zu dem Mittelpunct des Ganzen dringen. Dieser Weg fängt aber von unten an, da wo ich nicht weiter kann, bleibe ich stehen, sollte ich auch nur zerstreute Lichter oder unzusammenhängende helle Punkte entdeckt haben.

Ich würde Ihrer Einladung gemäss gern mich näher über Siegfried äussern, allein es geht nicht wohl eher an, als bis ich Ihnen eine Abhandlung über den Rosengarten mitteilen kann. Mein Hauptgedanken ist, dass wir in diesem Gedicht eine zwar rohere, aber ältere Darstellung derselben Idee besitzen, auf welcher das Nibelungenlied beruht, dass es also mit diesem in gewissem Sinne zusammenfällt. Ich hoffe, dass wenn mir die Arbeit gelingt, manches dadurch klar werden soll. Siegfried steht in der Mitte zwischen beiden überirdischen Gewalten, er ist der dummklare, der tiefsinnige und unschuldige, der ernste und spasshafte, dem es aufgegeben wird, den Hort zu erwerben, der aber darüber verderben muss, wie alle irdische Kraft vor der unsterblichen Idee zerfällt.

Wie dankbar wir die Beiträge zu den Sagen empfangen, wissen Sie, wir haben wieder einen schönen Vorrath. Was die Volkslieder unserer Gegenden betrifft, so verhält es sich damit folgendergestalt: Wir haben den grössten Theil derselben von der im Paderbörn. und im Münsterlande ausgebreiteten Familie Haxthausen, ein Glied derselben hat nun schon seit 10—12 Jahren daran gesammelt und will sie heraus geben; da es so lange Zeit dauert, so zweifle ich fast, dass etwas daraus wird, indessen könnte ich Ihnen doch das, was ich daher habe, nicht zur Herausgabe überlassen. Wollen Sie sich aber mit ihm selbst in Beziehung setzen (Adr. Freiherr August von Haxthausen zu Bökendorf bei Brakel im

Fürstenth. Paderborn), so vereinigt er sich wohl mit Ihnen und das glaube ich wäre auch das beste.

Seyn Sie von uns beiden auf das Freundschaftlichste gegrüsst

der Ihrige

W. C. Grimm.

4.

Cassel, 20t. Mai 1821.

Lieber Freund,

Die Freundschaft und Güte, die Sie mir zum Besten meiner Schrift über Runen erzeigt, habe ich gewiss jedesmal erkannt, aber nicht jedesmal habe ich dafür gedankt; ich wollte es durch die Schrift selbst thun und auch darum war es mir leid, dass sich ihre Beendigung sosehr und grossentheils ohne meine Schuld verzögerte. Endlich folgt sie hier bei und zwar in drei Exemplaren, indem ich nach Ihrem freundlichen Erbieten Sie ersuche zwei davon nach St. Gallen an Hn. von Arx zu übermachen. Ich wünsche, dass Ihnen einiges darin gefällt; ich bin wenigstens so vorsichtig als möglich in meinen Behauptungen gewesen, damit man sich in Zukunft nur auf das ausgemachte stützen kann.

An dem guten Fortgang der deutschen Denkmäler nehme ich grossen Anteil; es lässt sich nicht berechnen, welcher Vortheil sich aus diesen bildlichen Darstellungen für Erklärung des Alterthums ergeben wird. Die Gesellschaften könnten ihr Geld nicht besser anwenden, als zur Unterstützung einer raschen Fortsetzung. Ihren Ortnit habe ich noch nicht gesehen. Mein Bruder arbeitet fleissig an der Grammatik, die schon 400 Seiten aber bis jetzt noch lauter neue Dinge enthält, die über die Buchstaben unerwartete und wie mir scheint, treffliche Aufschlüsse geben.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken.

Ihr

W. C. Grimm.

5.

Cassel, 26. Juli 1822.

Lieber Freund,

Sie erhalten hier den 3. Band der Märchen, welcher die Anmerkungen und Litteratur begreift und womit nun das Ganze geschlossen ist. Was ich in meiner Lage an dieser Sammlung thun konnte, ist geschehen und wie viel Nachträge und Verbesserungen zu dem Einzelnen sich noch einfinden werden, so habe ich doch nichts hauptsächliches mehr zuzufügen. Die Vergleichung ist ziemlich erleichtert und ich kann mir schon vorstellen, dass jeder, der sich für diesen Gegenstand interessirt,

leicht eine andere Hypothese über die merkwürdige Zusammenstimmung und Abweichung dieser Sagen haben wird.

Ich habe es mir auch bis jetzt aufgespart, Ihnen für Ihren freundschaftl. Brief vom 23. März zu danken, worin Sie mir eine neue Abzeichnung der St. Galler Runen zuschickten. Von den 3 Wörtern über dem anguliscum konnte ich im Buche nichts sagen, weil ich sie bei der ersten Durchzeichnung nicht erhalten hatte. Die erste Reihe ᛖᚨᚱᛖᚨᚲᚨᛚᚳ lese ich *ear eak kalc*. Das wären 3 Runen Namen und ëa müsste für â stehen so dass eak = âc wäre. Höchst merkwürdig für unser Alphabet sind die vor kurzem in Dänemark gefundenen Goldbracteaten, denn die Runen darauf sind ohne Zweifel die deutschen. Nyerup hat mir einen Theil der noch nicht ganz beendigten Abbildungen mitgebracht um mehrere Stücke glaube ich lesen zu können, finde aber darin die altnordische Sprache. Auch ist mir höchstwahrscheinl. dass die Buchstaben auf den beiden tunderschen Hörnern keine altiberischen sind, wie Pf. Müller will, sondern deutsche Runen. Käme es also zu einer zweiten Auflage des Buchs, so würde ich nicht nur manches Einzelne verbessern lassen, es müsste auch neue Abschnitte erhalten, doch das darf ich nicht hoffen. Was Arx mit der Berichtigung will, die Hs. gehöre nicht ins 10te sondern 9. Jahrhundert weiss ich nicht, ich habe ja Seite 138 nichts anderes gesagt. Auch seine Conjectur t r u t h e n s t a b kann ich nicht gebrauchen, weil solche Kühnheiten mir unerlaubt scheinen.

Sollte Kopp glauben, man lerne aus meiner Schrift nichts über nordische Runen, so hat er ganz Recht. Ich muss ihm dazu den Ol. Worm und Göransson empfehlen, die für ihre Zeit Lob verdienen; man fühlt leicht dass die Sache nur muss vorgenommen werden, aber das wird mit Erfolg nur jemand thun können, der die Denkmäler selbst untersuchen und neu u. besser lesen kann. Schade, dass der ältere Thorlacius über der Arbeit gestorben ist. Sonst fehlt es dem Kopp nicht an einem scharfen Blick u. es wird der Sache gewiss nützlich sein, wenn er eine Reise nach dem Norden machen will: nur möge er sie auch dann ganz umfassen, nicht eine Einzelheit herausheben.

Ihre Mythengeschichte habe ich in diesem Augenblick erst durch die Kriegersche Buchhandlung erhalten und sie ist mit den letzten Bänden von Creuzers Werke bei dem Buchbinder. Aber schon beim Durchblättern habe ich gesehen, wie reichhaltig das Buch ist u. wie viele Mühe es Ihnen muss gemacht haben. Einstweilen sage ich Ihnen grossen Dank für das Geschenk.

Der 1te Band von der Grammatik meines Bruders naht sich endlich seinem Ende, schon 1056 Seiten sind gedruckt, es wird also ein sehr dickes Buch, aber auch viel neues und schönes enthalten.

Die Einlage bitte ich unserm Freunde Creuzer nebst den herzlichsten Grüssen zukommen zu lassen.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich fortwährend in freundschaftlichem Andenken.

Der Ihrige W. C. Grimm.

6.

Cassel, 15ten Juni 1825.

Lieber Freund, von dem Pfaffen Kuonrât, den wir von Ihnen seit einigen Monaten besitzen, habe ich mir Abschrift genommen und bin Willens, ihn herauszugeben, so sorgfältig und genau als in meinen Kräften steht und so umständlich als nach der gegenwärtigen Lage der Dinge nothwendig ist.

Ich setze dabei natürlich voraus, dass Sie Ihren desshalb früher gefassten Plan bei Seite gelegt haben, wie ich auch meine, in einem Ihrer Briefe, wenigstens angedeutet, gelesen zu haben; indessen möchte ich doch eine ausdrückliche Versicherung von Ihnen haben. Ich bin noch nicht einig, ob ich einen oder zwei Bände dafür bestimme, aber das Wörterbuch, das ausführlich sein muss, nimmt viel Platz ein und die merkwürdigen Zeichnungen wollen auch erläutert seyn und so möchte es für einen Band zu stark werden, der mir an sich angenehmer wäre.

Seyn Sie so gütig, mir ein paar Zeilen Antwort zu schreiben. Mein Bruder, der fleissig an der Grammatik arbeitet, grüsst Sie wie ich, mit unveränderter Freundschaft

der Ihrige W. C. Grimm.

Sie sind wohl so nachsichtig, mir die beiden Handschriften noch etwas über die bestimmte Zeit zu lassen. Ich bin mit dem welschen Gast noch nicht zu Ende. Dr. Massmann ist wahrscheinlich schon längst von dort weg?

7.

Cassel, 22ten Dec. 1825.

Hierbei, lieber Freund, sende ich Ihnen mit dem grössten Dank die beiden Handschriften

Den Pfaffen Kunrât und
Den Welschen Gast

zurück, diesen habe ich mir sorgfältig abgeschrieben u. auch die Bilder dabei benutzt, an der Ausgabe des Kunrâts arbeite ich u. Massmann

hat mir schon längst geschrieben, dass er weiter keine Ansprüche mache, doch, wo ich nicht irre, haben Sie den Brief selbst gelesen. Mithin sind alle Schwierigkeiten beseitigt und Ihre Einwilligung hatten Sie mir ja für diesen Fall gegeben.

Seit Monaten lagen diese Handschriften schon bereit, dass sie nicht abgegangen sind, daran ist beiliegendes Buch über Elfen Schuld, das ich Ihnen gern als ein kleines Andenken an uns mitsenden wollte u. welches ich, obgleich es fertig war, nicht von Leipzig erhielt. Wenn Sie diese Studien auch bei Seite gelegt haben, so hat sich doch bei Ihnen das Interesse dafür erhalten u. Sie blättern wohl gelegentlich die Abhandlung, die mir eigentl. die Hauptsache war, durch.

Wenn Sie so gütig sind, mir nur zwei Zeilen über den richtigen Empfang der beiden Handschriften zukommen zu lassen, so bitte ich Sie mir zu sagen, ob, wenn ich wieder eine Hs. wünschte (ich möchte den Sommer No. CCCXXIV die Hagen in s. wie es scheint vorerst geschlossenen Heldenbuche nicht hat mit abdrucken lassen, durchlesen) es durchaus nötig ist, dass ich mich an den Minister wende oder ob Sie mir solche zuschicken dürfen. In jenem Falle bitte ich mir seinen Namen und Titel mitzutheilen.

Mein Bruder empfiehlt sich mit mir Ihrem Andenken und Ihrer Freundschaft.

Wilh. Grimm.

8.

Hierbei, lieber Freund, sende ich Ihnen die beiden Codd.

No. 360 Tristan
Nr. 349 Vrîdanc

zurück und wiederhole meinen Dank für die gütige Mitteilung derselben. Ich habe sie bestens benutzt.

Sie werden eben so sorgfältig eingepackt sein, als sie es zu der Herreise waren u. da ich nur bis Frankfurt das Porto hier bezahlen kann, so lege ich 12 Batzen bei um den Betrag von dort aus damit zu berichtigen. Sollte etwas übrig seyn, so bitte ich es dem Bibliotheksdiener für seine Mühe zu geben.

Meine Scheine haben Sie wohl die Gefälligkeit mir zurückzusenden, ich möchte gerne über die richtige Ankunft beruhigt sein.

Ist es denn wahr, das die öffentlichen Blätter sagen, dass Sie Heidelberg verlassen wollen?

Wir beide grüssen Sie freundschaftlichst

der Ihrige

Wilh. Grimm.

Cassel, 17ten Mai 1827.

9.

Göttingen, 22ten Oct. 1834.

Endlich kann ich Ihnen, liebster Freund, die lang verzögerte Ausgabe des Freidank übersenden; ich will nur wünschen, dass dieses Verzögern mehr Vortheil als Nachtheil gebracht hat. Indessen hoffe ich doch einiges gethan zu haben, das den Werth des Buches deutlich macht. Meine Meinung über den Verfasser wird wohl Widerspruch erfahren, aber das ist mir Recht, denn es kommt nur auf die Wahrheit an.

Nun habe ich den Pfaffen Konrad, für welchen schon manches gethan ist, in Arbeit, nur wird die Untersuchung über die Sage, die jetzt, nachdem die französ. Quelle entdeckt ist, nicht unterbleiben darf, noch Zeit kosten und deren habe ich nicht viel. Es versteht sich, dass die Zeichnungen der Handschrift mitgeliefert werden, da ich nicht gerne etwas versäumen möchte.

Jacob hat eine Ferienreise gemacht u. in Brüssel ein latein. Gedicht entdeckt, das für Reinh. Fuchs von Werth ist; also hat er Gelegenheit zu Ihren schätzbaren Nachträgen noch weitere zu liefern. Gegenwärtig indessen beschäftigt ihn eine deutsche Mythologie, an welcher schon gedruckt wird.

Seien Sie von uns beiden freundschaftlichst gegrüsst und behalten Sie uns in gutem Andenken

Ihr

Wilh. Grimm.

III.

Brief von Karl Lachmann.

Berlin, 16. Februar 1827.

Die Abschrift, die Sie, hochgeehrter Herr und Freund, von dem Leich Walthers von der Vogelweide haben nehmen lassen, ist richtig angekommen und ich danke Ihnen herzlich dafür. Die Vergleichung ist nicht ohne Resultat: der Heidelberger Codex giebt sogar einige Zeilen, die der im Ganzen freilich viel besseren Manessischen Hds. fehlen. Brauchen habe ich die Abschrift wohl können, obgleich mir die erste mit Ihren Correcturen lieber gewesen wäre: denn ein Paarmahl hat mich der Abschreiber doch in Zweifel gebracht mit seiner Verneuerung der Orthographie, die ihm nicht nur wie uns allen zuweilen begegnet,

sondern dieser sich zur Regel gemacht hat. Besonders hat mich ein *soll* verwirrt, welches dem Sinne nach *sol* und *solt (e)* heissen konnte. Doch für die Lesarten meines Textes liegt nichts daran; aber unter den Varianten wird nun einiges anders lauten als im Codex.

Dass Sie unsere gemeinschaftlichen Studien nun schon seit mehreren Jahren aufgegeben haben, thut mir sehr leid. Ich bin gewiss nie dagegen gewesen, dass Sie, wie Sie es nennen, „in die Tiefe gehn". Nur habe ich geglaubt warnen zu müssen, wo ich zu bemerken glaubte, die Tiefe sei noch nicht erreicht, sondern eine den Weg hemmende Sandbank sei für den Meeresboden gehalten worden. Bin ich aber dabei zuweilen zu zweifelnd gewesen, so wird das der Sache wohl nicht geschadet haben.

Die Absendung dieses Briefs und des Honorars für den Schreiber hat sich um eine Woche verzögert, weshalb ich Sie um Verzeihung bitte: zum Theil war daran eine Unpässlichkeit Schuld.

Mit Hochachtung

Ihr ergebenster

Lachmann.

IV.

Briefe von Creuzer.

1.

Heidelberg, den 16. September 1839.

Theuerster Freund!

Da haben Sie nun das Vasenbüchlein. Nehmen Sie es freundlich auf. Zugleich muss ich Ihnen aber die Mühe zumuthen:

nr. 2 dem Hern Major von Krieg zu übersenden und

nr. 3 Ihrem Nachbar dem Herrn Minist. R. Eichrodt, item

nr. 4 auch dem H. v. Krieg zu übergeben. Ich habe diesen Bericht über die neueste Vasenliteratur aus Auftrag für die Münchner Akademischen Anzeigen gemacht und ich hoffe, er wird dem Herrn von Krieg eine bequeme Übersicht gewähren; endlich nr. 5 aber nehmen Sie, als alter alumnus Seminarii philologici, pflichtschuldigst von mir an. Vom Vasenbüchlein und vom Bericht habe ich durch Gh. R. Rinck auch dem Grosherzog Exemplare überreichen lassen —; aber kein Wort dabei hinzugefügt; denn zum Betteln kann ich mich doch nicht entschliessen.

Von Bähr weiss ich, dass Sie wohl sind; nun möchten wir aber auch gern wissen, wie es mit Ihrer lieben Frau und Kindern steht, besonders mit dem herzigen Nestquäkchen in der Wiege. Werden Sie denn heuer Ihren Vorsatz, ein paar Wochen hier zuzubringen, nicht ausführen? Ob wir noch einmal nach Karlsruhe kommen, weiss ich nicht. Da soll ich mich ja bei der philologischen Revue in Mannheim einfinden. Das Lyceum dahier macht heute und morgen seine Herbstmanoeuvres.

Von meiner Frau soll ich an Sie Alle die schönsten Grüsse melden, womit ich verbleibe hochachtend

Ihr ergebenster

Fr. Creuzer.

2.

Heidelberg, den 19. Dec. 1849.

Verehrtester Freund!

Die guten Nachrichten von Ihrem Befinden, die uns früher Freund Zell und später Ihr Sohn überbrachte, haben uns sehr erfreut, und wir hoffen und wünschen die standhafteste Fortdauer. Ihr Sohn soll uns um so willkommner sein, je öfter er sich bei uns sehen lässt. — Jedoch ich habe bis jetzt weder ihm noch seinem Gastgeber einen Gegenbesuch machen können, da ich mir durch einen wiederholten Fall eine so arge Luxation des rechten Fusses zugezogen, dass mir nach zwei Monaten noch das Treppensteigen sehr angreifend ist.

Beiliegendem Briefe des jüngern Dr. Römers brauche ich wohl nicht viele Worte beizufügen, da ich vernehme, dass sein Vater Ihr commilito academicus ist. Jetzt ist dieser Gerichtsherr in seinen Mussestunden mit Leib und Seele Kunst- und Alterthumsfreund, und dabei ein so geschickter Gyps-Modellierer, dass er Antikes, Mittelalterisches u. Modernes mit der grössten Fertigkeit in diesem Material darstellt; wovon er mich selbst mit einigen Proben beehrt hat. Könnten Sie etwa Ihrem Studiosus bei seiner Rückkehr aus den Christferien etwas für ihn mitgeben, so würden Sie ihn sehr erfreuen. Mit unsern herzlichen Grüssen an Ihre liebe Frau und Familie verbleibe ich hochachtend

Ihr ergebenster

Fr. Creuzer.

V.

Briefe von Lassberg.

1.

Wolgeborner
insonders hochzuverehrender Herr Professor!

Vor ungefähr einem halben Jare habe ich an H. Pfarrer Eytenbenz 2 Exemplare ds 1. Bds meines Liedersaales für Euer Wolgeboren und H. Prof. Kreuzer, übermacht, aber ungeachtet wiederholten Nachfragens von ihm nicht erfaren können, ob sie abgesendet u. angekommen sind. Da ich, im Fall sie verloren wären, mit Vergnügen sie durch andere Exemplare zu ersetzen gedenke, so nehme ich hievon Anlass, mich bei Euer Wolgeboren um die Schicksale dieser Bücher zu erkundigen. Am 2ten Bande wird in Schafhausen gedruckt, er soll Ende April fertig werden u. der dritte sogleich folgen, welchem ein Register über den ganzen Codex angehängt wird. Der 4te, welcher der Nibelungen Liet enthält, ist beendigt u. ich mache gerade die Vorrede. Inzwischen sollten meine Handschriften von des Tuifels Sâgi |: 1330 Verse: von Herzog Friederich v. Schwaben, dem Ritter mit dem Boke, Labers Jagd, der Minne Lere, Roland u. die Ronzevaler Schlacht, Christus und die Seele u. s. w. abgeschrieben u. nach einander zum Druke vorbereitet werden; auch rechne ich darauf, dass d. guten Götter mir wie bisher, manchmal unerwartet eine merkwürdige Handschrift zusenden werden, damit der Stof nicht ausgehe; endlich zäle ich auch darauf, von Zeit zu Zeit einen nichtedirten Codex palatinus zu erhalten. So hätte ich z. B. gar zu gerne den Codex CCCXXIX herausgegeben u. mit einer Lebensbeschreibung meines wackern Landsmannes Haug v. Montfort begleitet, was die H. H. Berliner schwerlich im Stande sein werden zu tun. Über meine Ausgabe des Nibelungen Liedes wird die kritische Geises gewaltig geschwungen werden; aber ich werde wie Epictet sagen: Schlage. aber höre mich auch!

Mit wahrer Theilname habe ich vernommen, dass Sie an einer nordischen Mythologie arbeiten und wünsche von ganzem Herzen, dass diese Arbeit Euer Wolgeboren eigenen Beifall erhalte, dann darf auch gewiss das Publikum sich derselben freuen.

Grüssen Sie mir den wackern Dümgé und genehmigen Sie die vollkommene Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren

Euer Wolgeboren gehorsamer Diener

J. v. Lassberg.

Eppishausen bei Constanz 27. Dez. 1820.

2.

Verertester Herr!

Bei meiner nachhause kunft von Baden im Aargau, wo ich 4 wochen hindurch den beistand der sonst so woltätigen Nymyhen angerufen habe, fand ich Ir Schreiben aus Sebastiansweiler, wo Sie, wie ich hoffe und wünsche, mit besserm erfolge gebadet haben: ich sende Inen hier also die urkunden und werde erfreut sein, sie einst im Anzeiger abgedruckt zu sehen, von welchem mir durch ein sonderbares verhängniss in diesem iare nur das I. heft zu gesichte gekommen ist. Vielleicht finden Sie es nicht der mühe wert, die letzte urkunde nochmals abdrucken zu lassen, und ich bin es auch wol zufrieden, wenn sie wegbleibt. Die Note ††† wünschte ich etwas anders gefasst, habe aber wegen abgang der post keine zeit mer sie abzuändern; Sie haben doch wohl die güte, dies zu übernemen, so wie ich Inen, orthographie abgerechnet, volle censur- und Correcturfreiheit einräume.

Schon in Baden vernam ich, dass H. von Kriegs Graven von Eberstein erschienen sind; aus dem bade zu Kissingen liess mich derselbe durch H. von Haxthausen grüssen, später erfur ich, dass dies buch sehr reichlich ausgestattet worden und von Sr. Königl. Hoheit dem Grossherzoge zur selbstverteilung in beschlag genommen worden sei! ich habe also blos dann die hofnung ein exemplar davon zu erhalten, wenn solches, was später doch warscheinlich der fall sein wird, einmal dem buchhandel übergeben sein wird. In der Theodiska ist neuerlich wenig geleistet worden; aus Uhlands Thor habe ich nichts gelernt. Einer Ihrer landsleute H. Lacher hat altteutsche Gedichte, in der Sprache des III. IV. V.!!! und folgender Jarhunderte drucken lassen. Gedichte sind es wahrlich keine, aber als exercitationes grammaticae mögen sie wol hingehen, quand même! — es bleibt aber immer erfreulich, wenn junge leute die sprache irer vorältern, von der zeit an, wo die geschichte anfängt, wollen kennen lernen. es ist ein anfang, aller anfang ist gut, wenn er nicht stecken bleibt? So eben lässt mir ein von Berlin zurükkerender Schweizer student sagen: er habe mir ein buch von da mitgebracht. ich vermute, es wird etwas von dem wakern Lachmann sein, der immer im stillen webt und dann one trompetenklang damit hervortrittet. Kemble, der hier vor 2 iaren einen besuch abstattete, hat mir seine Stammtafel der Westsachsen gesendet. es ist doch gut, wenn wir auch hie und da die quellen kennen lernen, welche uns die Engelländer leider wie ware knochenvergraber verschliessen; aber freilich kann das auch nur durch Engelländer selbst geschehen, und für einen solchen schreibt er noch gut genug teutsch. Kennen Sie einen herren A. Kreglinger

zu Antwerpen? ich erhalte mit der heutigen post einen brief von im: er hat erfaren, dass ich ein Evangeliarium besize, welches Kaiser Ludwig der fromme um 834 dem frauenkloster Lindau geschenkt hat, und welches in seinen buchdeckeln einen reichtum von kunst, gold und edelsteinen wie wenige seines gleichen aufzuweisen hat. er möchte es gerne erwerben: pour la bibliothèque nationale, que l'on forme en ce pays. Kennen Sie diesen mann, und glauben Sie dass man im one gefar ein buch von 300 Louisd'ors am werte, zusenden könnte? denn eben so wenig als ich glaube, dass er eine Kaze im Sake kauffen wird, meine ich im das buch ungesehen verkauffen zu dürfen. wie ser wünschte ich, dass es in Teutschland bleiben möchte; aber, da ist kein geld für solche Sachen! Ser begierig bin ich auf das, was uns Dümge, den ich zu grüssen bitte, |: sei es viel oder wenig :| geben wird. ach! man könnte so vieles tun, und die ausgabe ist, wenn sie recht berechnet wird, so klein! Wäre es nicht erenhaft, auf dem titelblatte manches buches zu lesen: auf Kosten der Regierung? Für 1000 fl. könnte man den II. teil des Episcopatus Constantiensis von Neugart, dessen Msspt ich besitze, drucken lassen, und gewiss würden 200 Exemplare abgesetzt werden, die die Kosten decken müssten. Sed, quis leget haec, min tu istud ais? nemo, hercule! nemo. Ein narr namens Dr. Kl. Widmann k. bair. Bataillons Artst, zu Regensburg, hat mir sein buch: Die Fehler der Neuhochdeutschen Schrift. Regensburg 1836 zugeschickt u. verlangt, dass wir teutsche künftig nach Boiisch-Bairischer Mundart schreiben sollen!!! — wer die geduld hat, sich durch den unendlichen unsinn des buches durchzuwinden, findet hier und da auch noch ein gutes körnchen darinne.

Ser erfreut hat mich, was Sie die güte hatten mir von der geneigtheit des verlegers des anzeigers, die bogenzal desselben bis auf 40 zu erstrecken, zu schreiben. möchte er doch sich lieber dazu verstehen, 4—6 lieferungen, jede auch nur zu 7 bogen für den iargang zu geben; so könnte man auch ausgedehntere aufsätze und gedichte liefern. ich weiss, dass dies nicht blos mein, sondern auch der wunsch vieler anderer wakerer freunde der altdeutschen literatur ist; tun Sie doch von Irer Seite was Sie können, um den guten mann dazu zu bewegen. meine bekannte in Frankreich, Engelland und den Niederlanden würden es gewiss dankbar erkennen und dem Anzeiger viele abnemer verschaffen. In Belgien wacht besonders die Liebe zu der alten nationalsprache wieder auf. Ich besitze eine abzeichnung eines MinnesängerKästchens aus des XIII iarhundert, welches der verwittweten Königin v. Baiern, gebornen prinzessin

von Baden, angehört hat und zu München in der königlichen Kinderstube verloren gegangen ist. es enthält unter anderem auch ein kleines gedicht, würde abes in das quartformat des Anzeigers reduzirt, wohl 3—4 blätter einnemen. Für die Archaeologie iener zeit ist es ein wahres κειμήλιον und einzig in seiner art. Glauben Sie, dass der verleger des anzeigers, wenn ich die zeichnungen liefere, sich wohl verstehen würde, solche abdrucken zu lassen?

Die hier folgenden urkunden und besonders die noten, welche concept sind, wünsche ich wieder zurükzuerhalten. Und nun zum schlusse noch eine bitte: könnten Sie nicht veranstalten, dass ich den Anzeiger, wie er erscheint, von Karlsruhe aus durch den postwagen erhalte und den betrag hiefür ende iares, an eine buchhandlung, etwa Glückherr in Constanz oder Huber in St. Gallen bezahle? so bekäme ich die hefte auch ordentlich, und könnte auch zu rechter zeit meine beiträge einsenden.

Leben Sie wohl, Gott befohlen von Ihrem

ergebensten

Josef von Lassberg.

Eppishausen bei Constanz am 10. Octobers 1836.

3.

Eppishausen am 21. Jan. 1837.

Verertester Herr!

Ich weiss nicht ob das hier folgende Bruchstück de Templariis, nicht schon in einem älteren Werke abgedruckt ist? in einem neueren findet es sich nicht; wenn Sie also hierin gleichfalls meiner meinung sind, so bitte ich es in ein heft des anzeigers einrücken zu lassen Es scheint mir merkwürdig genug, besonders in beziehung auf die zu Toulouse befindlichen gefangenen, welche den ausbruch der vom König Philipp schon lange vorgehabten verfolgung der Templer veranlassten.

Empfangen Sie meinen besten dank für Ire beiden letzten briefe, die ich früher beantwortet hätte, wenn ich nicht durch ein anhaltendes Katarrfieber zu allem schriftlichen verkere ganz untüchtig geworden wäre. nemen Sie meinen besonderen dank für das mir geschenkte zweite heft des anzeigers; aber ich wünschte auch das erste und das 3[te] und 4[te] des letzten iares zu haben: könnten Sie es vermitteln, dass ich dem verleger den betrag an die glückherrsche Buchhandlung in Constanz entrichten könnte, so würden Sie mich noch mer verbinden: durch diese Buchhandlung könnte ich dann auch ieweils die noch folgende hefte erhalten, und füge hier auch meinen weitern dank für das versprochene freiexemplar bei, welches ich schon

darum freudig anneme, weil ich nun doch hoffen darf, dasselbe stets sicher und gewiss zu erhalten; allein, ich will doch auch nicht ganz in Irer Schuld bleiben: die 4 zeichnungen von dem Minnesänger Kästchen sind fertig und ganz zu meiner zufriedenheit ausgefallen; davon will ich nun die Kosten des einen blattes übernemen, zwei davon übernimmt, wie Sie sagen, der verleger, und zum 4[ten] wird sich in Karlsruhe, so hoffe ich, auch noch eine woltätige hebamme finden: sobald ich den text dazu fertig habe, sende ich Inen dann das ganze, damit es noch im laufe dieses iares erscheine; aber es verstehet sich wol, dass die 4 blätter abbildungen mit dem texte zusamen in einem hefte erscheinen.

Mein son Fritz hat wirklich von Hrn. v. Krieg ein exemplar der geschichte der graven von Eberstein erhalten; aber für sich und nicht wie H. v. Krieg Inen sagte, um es mir zuzustellen. Indessen habe ich das buch gelesen und kann wol warten, bis es einmal in den buchhandel kommt.

Mit der versorgungsanstalt bin ich, durch Krankheit verhindert, diesmal zu späte gekommen, wir wollen also nur in dem laufe dieses iares eintretten.

J. grimm hat mir den aushänge bogen FB. von seiner Syntaxe zugeschickt und auf ostern wird auch dieser teil seiner Sprachlehre erscheinen. Sein bruder Wilhelm hat ein büchlein über den Rosengarten fertig gemacht, welches ich aber noch nicht erhalten habe, eben so wenig Lachmanns comentar zu den Nibelungen, welcher doch schon ausgegeben sein soll. Wakernagel in Basel, welcher das glossar dazu machen soll, ist damit noch nicht fertig geworden. wie ich höre, hat dieser eine merkwürdige handschrift des Schwabenspiegels aufgefunden, welche er herausgeben will; doch scheint mir werde mein Son Friz mit dem seinigen noch früher zu stande kommen.

Die wahrheit zu gestehen, erwarte ich von dem heil: Gregor im Steine, aus den händen des H. Greith eben nichts vorzügliches; aber es ist doch gut, dass dies gedicht Hartmanns endlich einmal herauskömmt, da die älteste Strassburger handschrift immer noch vermisst, und also warscheinlich ganz verloren ist.

Leben Sie wol, gott befolen von

Irem

noch immer hustenden

J. v. Lassberg.

4.

Wolgeborner, hochzuvererender Herr!

Unterm 21. Januar gab ich mir die ere Inen einen kleinen, aber wie ich glaube nicht unmerkwürdigen beitrag zum Anzeiger in dem bruchstücke de Templariis, ex quadragesimali der prediger mönche von Rotweil zu übermachen; ich bezog mich dabei auf mein schreiben vom 10. october a. p., in dem ich Inen 10 Schafhauser urkunden, mit der bitte übermachte, mir solche nach geschehenem abdruke zurückzusenden. da ich, ausser dem heft II. des vergangenen iares, womit Sie die güte hatten mich zu beschenken, von diesem iargange des Anzeigers noch gar nichts, und eben so wenig von dem laufenden Jargange erhalten habe, so weiss ich nicht, ob meine zusendungen aufgenommen wurden? ich verlange kein freiexemplar, aber ich würde es dankbar erkennen wenn Sie die gefälligkeit haben wollten, bei dem verleger zu veranstalten, dass mir die hefte, so wie sie erscheinen, über Constanz per Postwagen auf meine Kosten zugesandt würden. dies ist auch die ursache, aus welcher ich die zeichnungen zu dem Minnesängerkästchen, von welchem ich Inen früher schrieb, und zu dessen herausgabe ich gerne einen Louisd'or beitrage, noch nicht übersendet habe. mir geht auch noch der ganze Jargang 1835 des Anzeigers ab, welchen ich recht ser zu erhalten wünschte; derselbe könnte mir bei angezeigtem anlasse durch den verleger per postwagen zugefertiget werden. Indessen lege ich hier abermal eine abschrift bei, welche vielleicht in dem Anzeiger erscheinen dürfte. Ich habe nämlich vor wenig zeit eine handschrift vom Jare 1303 erworben, welche das Urbar über die besizungen der herzogen v. Oesterreich in den Vorlanden begreifft, und das beiliegende blat fand sich, obschon von gleicher hand, dazwischen, an ungehörigem orte eingeheftet. mir scheint der inhalt wichtig genug, um den publicistischen Statistikern ein feld zu animadversionen, ia zu controversen zu eröffnen; denn hier in der Schweiz will man von der gravschaft Lags nichts wissen. Ich habe meine eigenen gedanken hierüber, welche ich aber noch nicht kund geben will. Obschon das Urbar gleich nach dem tode Kaiser Rudolf I. 1292 angefangen wurde, und noch bei lebzeiten Kaiser Albrechts I. vollendet, so scheinen doch seine Söne Friederich und Leopold, doch wieder einfluss auf dasselbe gehabt zu haben. Jenes exemplum, aus dem Hergott: genealog: aug: domus Austriacae Tom. III. einen kurzen auszug gab, enthielt wol nicht so viel als das meinige.

Ich bin in verlegenheit dem guten Dümge ein danksagungsschreiben

für seine Regesta Badensia zu senden. Sie haben mich gar nicht vergnügt und seine noten unter dem texte zeigen einen mann an, der in der geographie seines landes ganz übel zu hause ist. es kommen auch albernheiten vor, wie z. B. Johiler erklärt durch Jouailler, da doch das geschlecht, welches im XIII. iarh. oft in urkunden vorkommt, noch lebt und sich iezo Johler schreibt. überhaupt hatte ich mere und wichtigere urkunden erwartet. er sprach mir einmal von 600 stücken, die er zum druck bereit habe.

Ich habe gegenwärtig die Minnesänger des Schwarzwaldes für den H. v. Fahnenberg unter den händen; aber leider sind sie ser dünne gesäet! es scheint, wo kein wein wuchs habe man auch nicht viel gesungen. Gott walt's! es würde mir eben auch nicht besser gehen.

Leben Sie wol, gott befolen! von Irem

ergebensten

J. v. Lassberg.

Eppishausen bei Constanz am 20. April 1837.

5.

Wolgeborener, hochzuvererender Herr Archiv Direktor!

Indem ich Inen meinen verbindlichsten dank für die beiden quartalhefte des Anzeigers 1838 abstatte, nehme ich zugleich die gelegenheit war, da mein freund Kirchenrat und pfarrer Kirchhofer von Stein am Rheine eine wissenschaftliche reise nach dem Rheine und Nekar antreten will, Ihnen denselben auf das angelegenste zu empfelen. als gründlicher historischer schriftsteller ist er Inen schon längst bekannt, auch als nach kopf und herz schätzbarer mann verdient er von Inen gekannt zu werden: da er vorzüglich der Archive wegen reiset so bedarf er in Karlsruhe auch vorzüglich Ihres schuzes und Irer wolwollenden unterstützung, wozu ich in bestens empfolen haben will.

In meinem aufsaz: de Templariis, haben sich einige haessliche drukfehler eingeschlichen, welche ich, mit Dero gütiger erlaubnis anzeigen werde. übrigens freue ich mich, dass der Anzeiger sowol an innerem gehalte als auch an äusserer ausdenung immer mer zunimmt und würde es schmerzlich bedauren, wenn Ire geschäfte Inen nicht mer erlauben sollten, denselben ferner fortzusezen; es ist ia das einzige Institut dieser art, welches wir in der teutschen Literatur haben. Wenn ich es vor lauter einpaken möglich machen kann, so sende ich Inen noch vor meinem in etwa 4—5 wochen erfolgenden abzuge nach Meersburg, noch einiges zum einrücken;

unter andern, als gegenstück zum ersten aufsaze im ersten quartalhefte, aus meinem apographum des cod. trad. Weissenaugiensium, Sec: XII. et XIII. ein verzeichnis dessen, was man in dem dortigen kloster iärlich zur kleidung des Conventes brauchte. Ich hätte wol noch manches für den anzeiger mit zu teilen, aber es ist noch nicht abgeschrieben und iezt kann ich unmöglich die erforderliche zeit dazu auftreiben, da ich tagtäglich von morgen zum abend mit einpaken beschäftiget bin und inzwischen hie und da von hier nach Meersburg hin nnd wieder reissen muss: bin ich einmal da, so sollen auch beschreibung und zeichnungen von dem Münchner Minnesänger Kästchen folgen und die beschreibung und abbildungen altteutscher vor-römischer opfergeräte, die in der gravschaft Heiligenberg ausgegraben wurden, welche über die älteste teutsche Mythologie ein grosses Licht werfen: auch habe ich, da ich mit meinen freunden Jacob Grimm und Lachmann in eine controverse über Hartmann von Aue geraten bin, im sinne dem Anzeiger eine kleine abhandlung über diesen gegenstand zuzuwenden, welche, vor vielen iaren geschrieben, noch einmal überarbeitet werden muss.

Sie haben wol den Karlsruher Waltharius, unter Grimm's latein. gedichten des X. & XI. Jahrh. gelesen. ich habe mit vergnügen, meinen ganzen deshalb gesammelten aparat, auf sein verlangen, an J. Grimm abgetretten; da ich überzeugt war, dass die ausgabe unter einem solchen editor nur gewinnen konnte; aber ich hätte mer und besseres erwartet: wie manche schöne und merkwürdige bezeichnungen dieses schönen gedichtes sind von im ganz ausser acht gelassen worden. die hauptsächlichste, ich meine die so ganz nahe verwandtschaft mit dem Nibelungenliede, die in beziehung der übereinstimmenden Karakter darstellungen, so auffallend ist, hat der gute Jacob auf eine mir unbegreifliche weise völlig übergangen. Ich bereue es gar nicht die veranlassung zur herausgabe des heil. Gregor uf dem Steine durch einen hiezu vielleicht wenig geeigneten Mann |: H. Greith :| geworden zu sein; one sie, hätte Lachmann wol spät daran gedacht seine ausgabe zu machen, und ich habe es im gar keinen dank, dass er aus schonung gegen mich, oder, wie er meinte, meinen protegé Greith, keine vorrede dazu gemacht hat; weil sie nur tadelnd von der editio princeps hätte sprechen können. mir war es nur darum zu tun, dass eines der schönsten gedichte des XIII. vielleicht auch des XII. Jarh. einmal zum vorschein komme. aber, man muss einpaken! leben Sie wol, aufrichtig vereret von Ihrem

gehorsamen diener

Joseph von Lassberg.

Eppishausen am 16. Juny 1838.

6.

Eppisbausen, am 21. Juni 1838.

Hochvererter Herr Archiv Director!

Vor 4 tagen nam ich mir die freiheit Inen meinen reisenden freund Kirchhofer von Stein am Rheine zu empfelen und schloss einen kleinen beitrag für den Anzeiger bei; ich bedachte aber nicht, dass vielleicht merere Wochen vergehen können, ehe Kirchhofer Karlsruhe erreichet: da ich nun gerne bei jedem der 4 räder, welche das iar hindurch den Anzeiger umgehen machen mit unter den schaltenden sein möchte; so habe ich schnell beikommendes aus einer meiner handschriften abgeschrieben, damit dasselbe noch in das nächste quartalheft kann aufgenommen werden.

Nur so viel in eile von

Irem

ergebensten

J. v. Lassberg.

7.

Auf der alten Meersburg am 28. März 1840.

Hochzuvererender Herr Archiv Director!

Aus anliegendem werden Euer Hochwolgeboren ersehen, dass ich gerne das alte Liederbuch benuzen möchte, welches meiner frauen Oheim Werner Haxthausen Inen mitgeteilt hat: können Sie es entberen, so bitte ich es mir durch den postwagen zu übermachen. Ich fange wieder an zu arbeiten; allein, das unglück ist mit eisernem fusse in mein hauss getretten und hat mich gewaltig niedergeschlagen. Nach dem tode meines wackern sones Friz, hat der liebe gott den leib meiner lieben fraue gesegnet, und wir trösteten uns mit der hoffnung, dass ein zweiter Friz den ersten ersezzen werde; aber am 24. Oct. v. J. scheiterte diese heisse hofnung an einer zufrühen entbindung. am lezten tage des abgelaufenen iares kam mein noch einziger bruder zu uns auf besuch, wir waren einige tage hindurch mit einander frölich und munter, als wir am 11. Januar durch das geschrei seines sones Siegfried am nachtessen erschreckt wurden. wir fanden in auf seiner stube tod auf den boden ausgestreckt. Solche schläge können auch den besten mut erschüttern! ich füle dies nur zu tief und doch kann ich mich von den Musen, diesen freundlichen schwestern, nicht abwenden. Sie allein vermögen über mich, dass ich mich selbst und meine trauer, wenigstens auf eine

weile, vergesse, und der zeit, diesem woltätigsten und verlässigsten aller ärzte, sei das übrige anheimgestellt.

Haxthausen klagt, dass er kein ganzes exemplar des Anzeigers zusamen bringen kann: ich klage nicht, aber ich zeige blos an, dass ich von dem iargang 1838. nur das erste und zweite heft, und vom iargange 1839. blos das erste und dritte erhalten habe. Vielleicht bin ich in der folge so glücklich das abgehende zu erwerben. Der Anzeiger hat also aufgehört! ich habe es mit herzlichem bedaurn gelesen. wir sind eines ser notwendigen Institutes beraubt worden! — wer wird es ersezzen? es ist ein unglück, dass die Buchhändler heut zu tage mit 100 pr. ct. sich nicht begnügen können, sonst liesse sich's wol machen. Nun werden wir ja auf das Buchdrucker Jubilaeum plözlich reich an ausgaben des Nibelungen Liedes. Cotta verspricht eine Prachtausgabe mit bildern; denn jezt wollen die grossen Kinder nichts als bilderbücher haben!!! —

Die Wigands in Leipzig geben, auch mit bildern, einen urtext und eine übersezung unserer Ilias; von der leztern, durch Dr. Marbach, wurde mir ein probedruck gesandt. Guter Gott! quantum distamus ab illo! musste ich ausrufen. Nun kömmt auch noch Lachmann und verheisst auf gleiche zeit, eine nach seiner ansicht berichtigte ausgabe unseres liedes, die vermutlich bei Reimer erscheinen wird. also drei Nibelungen Lieder auf einmal! aber einen comentar, mit noten zum texte, wie die alten meister des XVI. und XVII. iarh: die alten Classiker behandelt haben, möchte ich einmal sehen: warum will sich denn keiner daran wagen? —

Von handschriften habe ich in der lezten zeiten wenig bedeutendes erworben, das beste ist ein Urbar des Kaisers Albrecht I. 1303*) über seine besizungen in Schwaben, durch seinen schreiber Meister Burkhard von Frik.

Gott schenke Inen schöne tage! ich schreibe Inen mitten im winter, der schnee liegt seit drei tagen auf unsern dächern. Und kommen Sie wieder einmal an den blauen Bodensee; so zeigen Inen beiliegende blätter, wo Sie herberge nemen sollen. Leben Sie wol, gott befolen von

Irem

Joseph von Lassberg.

8.

Verertester Herr und Freund!

Wegen vernachlässigung des drukers, musste ein Carton gemacht werden, daher auch die so spaete übersendung, des hier folgenden Büchleins. möge es Inen eine stunde der unterhaltung gewären! Sie sehen,

*) Im Original steht 1803.!

dass ich es noch immer auf alte literatur iagd zu machen, und von meiner gemachten beute Kunde zu geben. daneben gehe ich nicht weniger eifrig auf urkunden aus, und eben iezt hätte ich treue abschriften von dem nachstehenden nōtig, welche ich in E. Münchs Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, aus dem Karlsruher Archive angefürt finde.

I. Münch geschichte Band I. pag. 140. Anmerkung 3. Urkunde ddto 1 & 8. May. 1275. Carlsruher Archiv.
II. — pag. 145. anmerkung 2. Urkunde des Carlsruher Archivs. Sonntag nach Jacobi. 1282.
III. — pag. 162, anmerkung 1. — dat. Sonntag vor Hilari. 1298.
IV. — pag. 166. anmerkung 2. — dat. Mittwoch vor St. George. 1307.
V. — pag. 168. anmerkung 3. — urkunden von 1303 & 1309.
VI. — pag. 169. anmerkung 1. vier urkunden des Karlsruher Archives.
VII. — pag. 169. anmerkung 3. zwei urkunden des Karlsruher Archives. Montag nach St. Bartholomei und Montag nach St. Math: 1308.

Es verstehet sich dass ich die abschrift gebüren dankbar und prompt bezale und Inen verertesten Herr und Freund für die gütige bewilligung derselben hoechstens verbunden bin. Sollten Sie aber durch Iren geschäfts stand veranlasst sein, die bewilligung zur abschrift zu beanstanden, so bitte ich mir nur zwei zeilen hierüber, damit ich dann sofort an des Grossherzogs Koenigliche Hoheit mich wenden kann, wo ich, durch vorgaenge aufgemuntert, hoffen darf gnaedige entsprechung zu finden.

In der Theotisca wird nun viel nud wenig getan; das heisst manches herausgegeben und dabei wenig geleistet. recht vorangehen wird es damit erst, wenn unsere älteste, alte und mittelalterliche Sprache einmal Schulsache wird, wozu es im Preussischen Staate, der Teutsch *κατ᾽ ἐξοχήν* werden will, wol zuerst noch kommen mag.

Moegen meine wünsche für Sie zum bevorstenhenden neuen iare, in erfüllung gehen, und Sie verertester Herr und Freund! mir auch in diesem ienes wolwollen erhalten, welches eben so aufrichtig als hoch zu schaezzen weiss

Dero

gehorsamer diener und freund

Joseph von Lassberg.

Meersburg am 16. Christmonats 1842.

9.

auf der alten Meersburg, am 4. März 1847.

Vererter Herr und Freund!

auf Ir heute erhaltenes Schreiben von Vorgestern habe ich die ere folgendes zu erwidern: aus beiliegendem postscheine, ist zu ersehen, dass ich am 26.ten Decembers, also am naemlichen tage, da ich sie erhielt, die 30 ducaten, an ire behoerde abgesendet habe. Herr Ferdinand Keller zu Zurich zeigte mir umgehend den empfang und die übergabe an die erben des Verfassers der facsimiles der Zaringischen 3 Urkunden, an. damit glaubte ich nun sei der sache genug geschehen. aber das G. H. Cabinet fordert eine specielle Quittung von den empfaengern der 30 Ducaten. Ich schreibe heute noch dahin und sende sie, sogleich nach empfang derselben, an Sie ab.

Ich weiss nicht, ob sie vielen wert auf dise Zaringische urkunden legen, da Sie mir auch nicht ein wort darüber sagen: ich halte sie für den wichtigsten diplomatischen fund für das G. H. haus Baden, der seit Schoepflin gemacht worden ist; welcher übrigens, in beziehung auf das Zaringische wappen blos unsicheren Traditionen gefolgt ist.

die erzälung, wie ich auf dise entdeckung gelangte, würde den raum eines briefes überschreiten, ich verspare sie daher auf ein andermal.

Der zweite punkt Ires briefes: btrfd. die 13 bände des Solothurner Wochenblattes, bleibt es bei dem, was ich Inen nach übersendung desselben 1845. geschrieben habe; sie kosten mich 2½ fl. per band, und wenn Sie dieselben für disen preis nicht brauchen koennen; so neme ich sie recht gerne wieder zurück; denn ich kann mit denselben einem diplomatischen freunde in Wien eine grosse freude machen.

Bei disem anlasse neme ich mir die freiheit, die 2 msspte. btrfd. d. geschichte des Klosters Wittichen, welche Sie schon seit 2 iaren von mir haben, wieder in erinnerung zu bringen, und um deren zurükstellung zu bitten. ich bin eben an der fertigung meines handschriften-verzeichnisses, welches in den letzten iaren schon gegen 300 Numern angewachsen ist, und moechte gerne auch diese numern dahin eintragen.

Herren Archivrat Dambacher bitte ich hinwieder meine freundlichsten grüsse zu entrichten; es hat mir recht leid getan, dass sein besuch in der alten Meersburg nur so kurz gedauert hat. moechte er in einmal zu laengerem aufenthalte wiederholen!

Mein lieber und alter Freund! |: wir kennen uns nun schon seit bald 30 iaren :| im vergangenen iare gienge es mir ser übel! Die 3

letzten freunde und gefaerten meiner frölichen iugend starben mir in 3 monaten hinweg; den beschluss machte am 17. Sepbrs. meine noch einzige schwester Waldburg, von 9 Kindern, die meine mutter irem manne geboren hat, stets das liebste. nun ist niemand mer da, mit dem ich von der guten alten zeit sprechen koennte!

Non qui soletur, qui labentia tarde
Tempora narrando fallat, amicus adest!

und ich gehe nun auch meinem 80. lebensiare rasch entgegen, am nächsten 10. April feiere ich meinen 78. geburts tag. aber dennoch darf ich sagen: nulla dies sine linea! nur werden die Linien immer kürzer.

Ir Quellen Werk, habe ich vor einem iare bei dem Inen auch bekannten H: v: Stillfried, der sich einige zeit mit seinem adiutanten Dr. Maerker bei mir aufhielt, blos gesehen und durchblaettert, noch ist es mir von keiner der benachbarten buchhandlungen zu beziehenmöglich geworden.

Ich weiss mir nicht zu erklaeren, wie wir so ganz auseinander gekommen sind? seit mer als 2 iaren haben Sie mir nicht geschrieben, mein brief war doch der lezte. ich schaezze und liebe Sie von herzen und wenn iemand von Karlsruhe hieher kommt, ist meine erste frage stets nach Mone? Moege es Inen wolgehen! meine frau dankt vielemale für Iren gruss und erwiedert denselben von ganzem herzen, und damit Gott befolen von Irem Joseph von Lassberg.

Wollen Sie Freundschaft haben, mir, mit und zum teile anstatt des geldes für d. Solothurner W. blatt, ein exemplar Ires Baden'schen Quellenwerks zu übermachen; so verbinden Sie mich hoechlich.

Was sagen Sie zu meinen Zaringischen urkunden? wird man nun wol den mut, der diplomatischen warheit genug zu tun und den Loewen, auf Orden und wappen, dem gerechtfertigten Adler das feld räumen lassen?

„Durch Hrn. Lender soll ich nächstens ein paket von ienem Hrn von Bayer aus Coblenz erhalten", so schreiben Sie: ich kenne in Baden einen Hrn. August von Bayer, der vom Bodensee zu hause ist; aber in Coblenz niemanden dises namens. Ich bitte Sie vererter Herr und Freund! zu glauben, dass ich an Irem wolergehen, so wie an Irem literarischen rume stets den aufrichtigsten, wie lebhaftesten anteil nehme.

10.

Vererter Herr und Freund!

Hier folgt nun die bescheinigung des empfanges der 30 Ducaten, ex fabulis Rheni, welche ich in diser stunde erhalten habe und momit das Grossherzogl. Cabinet nun beruhiget sein wird.

In meinem lezten, vom 4ten dises habe ich vergessen Sie zu fragen: ob ich Inen iezt die handschrift von der Reichenauer Chronik des Gallus Oehein (sen)den soll? ich habe meine abschrift nur noch mit dem codex zu (coll)ationiren, was in wenig tagen geschehen sein wird. in der bibliotheke (der) Stadt Lindau, befindet sich ebenfalls eine handschrift diser chronik, welche iedoch anch nicht weiter gehet, als die Freiburgische.

Wann wird wol ein zweiter band, der Badenschen geschichtsquellen erscheinen, und was wird er enthalten? — ich besizze auch noch ein fragment von einer St. Trutbertischen diplomatischen Klosterchronik, welches mir ein blosser zufall einst in Wolfach zugewendet hat. ich erwarte, ob Sie weitere auskunft über dasselbe wünschen?

Ich habe eine kranke frau, und kann daher heute nicht mer schreiben.

Leben Sie wol! Gott befolen! von

Ihrem

Joseph von Lassberg.

auf der alten Meersburg am 11. Maerz 1847.

11.

Verrter Freund!

Ich hoere die Freiburger wollen mich verklagen; weil ich inen den Reichenauer Gallus Oehein, noch immer nicht zurückgesendet habe. ich sende Inen also hier dise handschrift, damit, wenn Sie irer bedaerfen, sie nicht vielleicht anderwaerts verliehen seie, und Sie etwa lange auf dieselbe warten müssen. über den empfang bitte ich mich mit einigen zeilen zu verständigen, damit ich nötigen falls, mich zu Freiburg ausweisen kann, übrigens ist nicht viel an diser sogenannten Chronik. allerdings gehoert sie zu den quellen und muss also dem quellenwerke beigefügt werden; aber gelernt habe ich nichts daraus. auf der Stadtbibliothek zu Lindau und zu Einsiedeln, befinden sich handschriften hievon; aber sie sind auch nicht reicher noch aelter als der codex der alma Albertina.

Nun empfangen Sie auch meinen besten dank für das geschenk der alten Schauspiele, mit denen Sie mich erfreut haben. ich besizze auch noch ein paar abschriften von solchen mysterien, welche mein verstorbener Freund, Jld. v. Arx aus St. Gallischen codd. abgeschrieben hat. auch einige studenden-comoedien, die in Einsiedeln aufgeführt wurden. Herr Markgrave Wilhelm hat mich mit v. Berstetts Zaringo-Badenischen Münzwerke und Herren von Krieg's Zwingenberg beschenkt. Clarus Schmellerus Monacensis hat mir seine lezten Opuscula gesendet, und

Dr. Maerker aus Berlin, mich aufs angenemste, mit seinen und Stillfried's Hohenzollerischen forschungen, überrascht: dise haben mich viles geleret, was ich noch nicht wusste; dafür soll er auch mit 3 schoenen Hohenzollerschen urkunden beschenkt werden, die ich seit seinem hiersein erworben habe. Es tut alten leuten sowol, wenn sie so nahe am abschiede von disem leben, solche tesseras hospitalitias von Iren freunden erhalten, und mein altes, aber noch immer gruenes herz, ist so ganz dankbar dafür. leider habe ich nun nichts mer entgegen zu geben. arbeiten und schreiben kommt mich hart an, und vor dem ediren schrekt mich der zeitaufwand zurück, den ich an die leidigen correcturen verwenden müsste. das leben bestehet aus lauter Zeit, und ich habe nimmer viel auszugeben!

Nun gehet es schon in das zweite iar, dass Sie uns mit dem ersten teile Ires Quellenwerkes beschenkt haben: wird demselben wol bald ein zweiter folgen? es ist freilich etwas sonderbar, dass ich nach dem zweiten frage, ehe ich den ersten gelesen habe. ich konnte nämlich das exemplar des Hrn. von Stillfried wärend seines hierseins im vergangenen iare nur durchblättern und habe versaeumt mir auf dem wege des buchhandels eines zu verschaffen.

Hier um den Bodensee scheint alles so ziemlich bergab zu gehen. Gestern haben die freiwilligen Nationalgarden von hier, Hagenau, Immenstad, Markdorff, Ittendorf, Klufftern etc. merere 1000 mann, in dem benachbarten Hagenau solemnissime fraternisiert! es sollen auch Constanzer propagandisten da gewesen sein. gerade wie im anfange der franz. revolution! die regierung des Seekreises nimmt keine notiz davon und das ministerium erfaret dergleichen erst aus den zeitungen und verbietet dise zusamen laufe. |: eine grosse menge volks aus benachbarten doerfern soll dazugelaufen sein :| noch immer nicht!!! —

bald werden nun auch die Oratores auftretten und das volk verblüffen.

Nachmittags.

Lieber Freund! was ich auf der vorigen seite geschrieben habe, ist alles nichts! das fest der bürgerlich militaerischen zusamenkunft in Hagenau, ist, aus noch unbekannten gründen, auf nächsten Sonntag, den 22. huius verschoben worden.

Nun aber habe ich Sie zu lange von nüzlichen geschaeften abgehalten, halten Sie dises Irem alten freunde zu gut! und seien Sie versichert, dass es mir immer zu einem herzlichen vergnügen gereichen wird, wenn Sie mich in Iren so erenvollen arbeiten zu irgend einem dienste gebrauchen können und wollen.

Wir dahier haben recht ungern den Herren Kapellan Boulanger an die Karlsruher abgetretten. Er ist ein integer vitae, scelerisque purus, ein verus Jraëlita! aber, er würde auf dem Lande ungemein mer wirken, als in einer verdorbenen Residenz. erlauben Sie mir, Inen denselben auf das angelegenste zu empfelen, und nun leben Sie wol! Gott befolen! von Irem

aufrichtigen Freunde
Joseph von Lassberg.

Meersbnrg, am 16. August 1847.

Herren Dambacher einen schönen gruss.

12.

Mein teurer und vererter Freund!

Ich schreibe Inen am morgen des tages, an welchem das schicksal der Schweiz entschieden wird; aber nicht nur das schicksal der 500. iärigen Schweiz; denn, wenn die Narren über die Dummen meister werden, so haben wir im naechsten iare, die tragicomoedie auch bei uns. heute entscheidet der grosse rat des Kantons St. Gallen über Krieg und frieden der Schweiz: übermorgen werde ich das ware und ausfürliche hierüber wissen und es Inen melden. Inzwischen zeige ich Inen an dass ich Iren brief vom 4ten dises und die beiden hefte des Quellenwerkes, am 9ten erhalten habe. empfangen Sie lieber frennd! meinen besten dank für dises mir so schaezbare geschenke: Später soll auch mein dank für dessen inhalt erfolgen; denn gegenwaertig bin ich so mit inwonenden und vorübergehenden gaesten und besuchen überhaeuft, dass bei mir ans lesen ausser dem bette, gar nicht zu denken ist, und im bette komme ich, nach erfüllten pflichten der gastfreundschaft immer so müde an, dass ich nach wenigen minnten schon meine Kerzen auslösche.

Ich habe den Elenchus Ires werkes durchlesen und mit freude daraus ersehen, dass ich neues und mir noch unbekanntes lernen werde. Voriges iar waren Herr von Stillfried und Dr. Maerker merere wochen bei mir, und ich nam da veranlassung Hrn Dr. Maerker zu ersuchen, wenn er etwas auf seiner diplomatischen reise entdecken würde, was auf die aeltere geschichte der Badenschen Lande beziehung haette, es doch Inen mitzuteilen, ob meiner bitte in quali & quanto entsprochen wurde? werden Sie lieber freund am besten wissen. Ich werde so oft unterbrochen! eben durch einen Professor aus Troppau.

am 14. des Weinmonats.

Soeben nachmittags erfare ich durch den Capitaine des Dampfschiff's Helvetia: dass disen morgen um 3 ur erst, der seit dem 11ten gedauerte

Kampf, im grossen rate des Kantons St. Gallen ein entscheidendes resultat gewonnen und damit dem nur von diser stimme abhaengenden beschlusse |: die entscheidung zwischen Krieg und frieden in der Schweiz :| das lezte datum gegeben ist. Nur 2 einzige stimmen haben den Radicalen den Sieg gebracht! dabei fällt mir Schillers stimme ein: „man soll die stimmen waegen und nicht zaelen, der staat muss untergehen, früh oder spaet, wo merheit siegt und unverstand entscheidet". St. Gallen also, und vorzüglich die Stadt, hat den bürgerkrieg durch seine entscheidende stimme, in die eidgenossenschaft gebracht; aber wenn denn die ausmarschirten Contingente, ausserhalb der landesgrenze sein werden, kann alle tage sich dort eine katholische reaction sich erheben, waerend: „magis pugnas & exactos tyrannos, densum humeris bibit vulgus".

meine correspondenzen aus der Schweiz, wo ich durch 26 iare gutsherr war, sagen mir, dass das volk allgemein einen widerwillen gegen disen Krieg hege, dass aber aus gehorsam, viele widerwillige marschiren werden, um nach 4. 5. 6. tagen längstens wieder heimzulaufen; denn an einen militaerischen gehorsam sei gar nicht zu denken. Jacta est alea! Oesterreich ist diesmal Frankreich zuvorgekommen! gegen seine alte gewonheit. die graenzen gegen der Schweiz sind bereits mit einer angriffsfaehigen anzal von truppen besezzt.

Wie komme ich dazu, mich über solche politische gegenstaende auszulassen? antwort: weil ich keinen augenblick zweifeln kann, dass, wenn die Schweizerradicalen disen herbst meister werden: disen winter hindurch, die Badensche landständische versammlung uns diesen winter hindurch ein radicales da Capo bereiten wird. Leben Sie wol, lieber freund! Gott befolen von

Irem

herzlich ergebenen freunde

Joseph von Lassberg.

Auf der alten Meersburg, am 14. Weinmonats 1847.

P.S. glauben Sie, dass es notwendig oder anstaendig seie, meinen dank gegen das G. H. Ministerium des inneren, wegen der concessionirten Quellenschrift, ex professo schriftlich auszusprechen, so bitte ich Sie, recht angelegenst, es mir zu sagen.

13.

Mein vererter Freund!

Schon längst haette ich Inen geschrieben und für das so schaezbare geschenk, mit welchem Sie mich erfreut haben, gedankt; aber ich

glaubte noch zuvor den erfolg meiner bewerbung in St. Gallen abwarten zu sollen, in der hofnung Inen erfreuliche nachricht geben, oder die fragl: drei handschriften selbst übermachen zu koennen; denn ich hatte mich dem St. Gallischen bischof in herbis Dr. Greith dafür als bürgen angetragen. zwei Monate harrte ich vergeblich auf antwort! daran mögen wol die politica helvetica schuld gewesen sein: nun, da diese sache auf die tagsazzung übergegangen ist und man in St. Gallen wol zeit hat auch an andere dinge zu denken, habe ich dise woche Ire angelegenheit wieder auf das dringenste in erinnerung gebracht, und der dortigen bibliotheke alle denkbare sicherheit angeboten. täglich bin ich nun eine, hoffentlich günstige, antwort von Greith gewärtig, den ich bat, die codd: an mich zu senden. lebte mein freund Ildefons von Arx noch, von dem ich alles, was ich wünschte, bekam, so wäre die sache leicht gegangen: selbst der lezte bibliothekar Weidmann war mir ser gefällig; aber Sie haben an in geschrieben, da er schon im sterben lag; daher kam keine antwort; er ist schon seit anderthalb iaren tod. Nun ist die Bibliotheke seitdem verweiset und nur Greith kann die bücher herausfinden. ich habe den St. Gallern zwar einen tüchtigen Schweizer, Hn. Pfeiffer aus Solothurn zu dieser stelle vorgeschlagen, dem Greith auch seine unterstüzung hiebei versprochen hat; aber die braven leute können zu keinem entschlusse kommen! haec deis!

am 18. Maerz morgens.

mit der heutigen post erhalte ich von Greith das beiliegende schreiben in dem er sich, zu meiner verwunderung, nicht entschuldiget mein erstes so lange unbeantwortet gelassen zu haben, ia nicht einmal den empfang desselben anzeiget, in welchem doch keine Vita S. Theutari verlangt wurde. Sollte eine latein. Vita S. Fridolini |: die von den Bolandisten angefürte :| auf der bürgerbibliotheke, wo viele bei der plünderung des Klosters 1712 gestolene codd: sich befinden, vorhanden sein, so will ich solches bald erfaren, da ich eben von dem V[er] Waltungsratsschreiber Naef einen brief aus S. Gallen erhalte, worin er mich um eine literarische gefälligkeit anspricht: dann sollen Sie dieselbe auch erhalten. gleich nach Ostern werde ich Greith wieder ein monitorium zusenden. ich vermute, dass Sie von dem cod: 770 577 Sec: IX, der die vita S. Trutperti enthaltet, nicht weniger eine abschrift zu erhalten wünschen, da dieselbe nur 8 seiten beträgt. einen alten pergament cod: der vitt: Sanctorum Usuardi, besizze ich selbst, kann aber nicht sagen: ob einer Irer Heiligen darinn stehet. da es in diesem augenblicke zu kalt ist um in meinen büchersaal zu gehen. Eine vita S. Nortberti ep: Magdeb:

aus dem XI. Jarh. habe ich auch erworben, schade, dass er nicht unser Landsmann war! Ich kann Inen nicht genug sagen, wie ser ich mich auf die herausgabe unserer geschichtsquellen durch Sie, freue. Herr Dambacher, der lezten herbst bei war, gab mir damals wenig hofnung dazu. Ire Urgeschichte konnte ich bis iezt nur durchblaettern, aber vorläufig muss ich Inen sagen, dass Sie in beziehung auf die Alamannenschlacht bei Lupodunum, an mir eine opposition finden werden, worüber ich mich spaeter des breitern |: ut aiunt :| erklaeren werde. übrigens war mir dieser prodromus des grösseren geschichts werkes eine höchst willkommene gabe, auch habe ich schon manches neue darin entdekt; nemen Sie nochmals meinen besten dank dafür.

Die 13. leider incomplette bände des Solothurner Wochenblatt habe ich zu $2^1/_2$ fl. das stück gekauft. Sollten Sie die Witticher handschriften nicht mer brauchen, so bitte ich um deren zurücksendung, da ich nach Ostern ein verzeichnis meiner handschriften anfertigen lassen moechte.

Ein Professor juris Dr. G. A. Matile zu Neuchatel, welcher die: chronica Lausannensis chartularii, 1840. den Miroir de Souabe folio 1844 und den I. band der Monuments de l'histoire de Neuchatel in fol: erst kürzlich herausgegeben hat, schreibt mir, dass er das letzte werk S.K.H. unserm Grossherzoge zugeschickt habe, aber nicht einmal eine antwort über den empfang erhielt. ich erinnere mich, dass einmal eine verordnung herauskam, worin verbotten wurde, dem Grossherzoge geschenke von Büchern etc. zuzusenden, was Herr Matile nicht wissen konnte; aber, anstatt es zurückzusenden, hat man das geschenk behalten! das scheint mir nicht in der ordnung, und da ich nun einmal aus einem Fürstenberger ein Badenser geworden bin, so liegt mir auch die ere dieses namens am herzen. Koennen Sie etwas beitragen, dass diese unhöflichkeit durch irgend eine höflichkeit ausgeglichen werde, so bitte ich Sie mit dem biedern H. Oberstallmeister von Seldenegg oder dem Prinzenhofmeister H. Dr. Holzmann davon zu sprechen, ein belobendes schreiben würde genügen; denn bei Matile war die sache nicht: un coup à l'argent, dessen er nicht bedarf. Unter den Urkunden kommen auch noch manche Badische vor, welche dem geschichtsforscher, vielleicht unerwartete aufschlüsse geben. dass das buch angekommen ist, weiss Matile durch die post. Morgen feiere ich zum 75 Male meinen namenstag, da er zugleich auch der Irige ist, so bitte ich meine aufrichtigen glückwünsche für Sie und die Irigen anzunemen. und damit holla! meine arme, alte, lame hand ist müde geworden. Leben Sie wol, Gott befolen! von

Irem Joseph von Lassberg.

14.

Auf der alten Meersburg, am 7. Octobers 1848.

Lieber Freund!

Omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam,
Et nihil est de quo non sit habenda fides!!!

Herr Caplan Boulengêr hat mich heute besucht, und ich benuzze mit freude diese, gelegenheit, Inen auch wieder ein zeichen zu geben, dass ich noch nicht aufgehoert habe zu leben; oder, besser zu sagen, die zeiten, welche boese, schlechte und wansinnige menschen, über unsere haeupter herbeigefürt haben, zu verfluchen und zu beweinen. Ich habe die 2 Hefte der Bad. Geschichtsquellen, one weitere beifügung erhalten und weiss daher noch immer nicht, wohin ich meinen dank wenden solle, ob an Sie oder an das Ministerium? auf alle fälle habe ich es doch Inen zu verdanken, dass Sie an mich gekommen sind und das tue ich von ganzem herzen. Über das werk selbst, das in besserer zeit ungezweifelt seinen lon und preis finden wird, sage ich heute nichts; denn ich schreibe waerend dem lesen fleissig noten bei, die ich Inen zu seiner zeit senden werde.

Mit der abhandlung über die Zaringischen Siegel, in den Schriften des Bad. Altertums Vereines bin ich nichts weniger als zufrieden, damit am wenigsten, dass Sie dise arbeit dem diplomatischen haspel Bader übertragen haben. ich meine, es hätte sich viel Schönes und Gutes über eine solche sache sagen lassen, was ich aber in H. Baders diatribe nicht zu finden wusste. der gute mann stellt sich sogar so an, als ob man Im die entdeckung zu danken habe!!! da ich im, als er bei mir in meinem büchersaale war, zuerst die Ideé davon gab. Weit von mir aber liegt der wunsch, bei diser gelegenheit genennt zu werden; denn das: digito monstrari & dicier, heic est, quae omnia procul habeo, lag nie in meiner natur, noch in meiner art.

Wir haben nun hier auch einen katholischen verein; aber er stehet noch, wie leider ich, sein vorstand, auf schwachen oder hinkenden füssen. wenn doch nur die braven leute mer mut haetten! Sonderbar! ie aelter ich werde, ie mer waechst mein mut: und hier sind die besten leute so hoffnungslos und voll furcht vor den schlechtgesinnten.

Ach! mein freund! auf den tronen und fürstenstülen, nichts als Schwaeche, in den ministerien überall untüchtige leute! in den regierungen, bei den landbeamten nichts als verrat! wie soll es besser werden? ich

denke: ein halbes iar Republik könnte und müsste uns noch am besten vom übel heilen! aber wer die kur überstehen will, muss einen guten magen haben!

Jacob Grimm, schrieb mir traurige briefe. er hat Frankfurt satt bekommen und ist wieder zu den seinigen nach Berlin gegangen. auf seine Geschichte der teutschen Sprache bin ich höchst begierig, und ich freue mich diese erscheinung, die unserer vaterlaendschen Literatur noch immer abgieng, doch noch erlebt zu haben. er selbst besass noch kein exemplar, wird mir es aber aus Berlin schicken. ich spizze schon meine feder, um adiectiones und animadversiones beizuschreiben. Es war eine ebenso schwere als wichtige aufgabe! Gott gebe, dass sie glücklich geloeset worden sei! — Der Erzbischof von Bresslau schrieb mir schon vor dem Frankfurter Krawall, er fürchte, dass nach und nach eine allgemeine barbarei in Teutschland einbrechen werde! was wird der gute herr nun nach den abscheulichsten öffentlichen ermordungen denken und sagen?! — Andlaw schrieb mir, dass er nach Mainz zum Piusvereine gehe. was wird er uns wol neues aus disser alten Jacobiner-stadt mitbringen? Ich kann in das: Eviva Pio nono! nicht einstimmen!

Wir haben auch hier einen katholischen verein gestiftet; aber es gehet noch ser flau damit zu. die geistlichkeit, welche vorzüglich dabei walten und schalten sollte, daeucht mich nicht hinreichend von der notwendigkeit und wichtigkeit der sache überzeugt zu sein, da ire taetigkeit hiezu nichts weniger als erkleklich ist.

Moege es Inen und den Irigen wol gehen! lieber Freund! wir, in der alten Dagobertsburg, sind, Gott sei dank! iezt alle ganz wol und grüssen Sie auf das herzlichste.

explicit am 10. octobers

Ir

ergebenster

Joseph von Lassberg.

Darf ich auch an die beiden handschriften über das Kloster Wittichen erinneren? ich möchte gerne iezt meinen handschriftenkatalog fertig machen.

15.

Meersburg am 5ten Weinmonats 1849.

Verertester Freund!

Eine grosse freude hat mir der würdige H. Capellan Boulangér in Irem lieben briefe gebracht. was koennte auch einen achtzigiaerigen mann

mer erfreuen, als zeichen, dass er bei teuren freunden noch in gutem andenken stehet! —

Aus der moralischen Cholera, Revoluzion genannt, sind wir dahier glücklich entkommen, ein einziges mal trat der fall ein, wo ich, bewaffneten menschen, die waffen von mir erzwingen wollten, mit makkabaeischem mute entgegentretten, und sie zum hause hinaus jagen musste. es gelang! Gottlob! denn ich war vest entschlossen, mein leben an mein recht zu sezzen. Aber, was iezt? ein ministerium, das seinem vorgaenger in mer als einer beziehung nachstehet: obschon dises in ieder beziehung nichts nuz war. ich sehe in seinen operationen nichts als flikarbeit, und in dem mangel an mute die staende versammelung zusamen zu berufen, nichts als eine verzichtleistung auf die handhabung ires rechtes.

Lassen Sie lieber Freund! mich aber von erfreulicheren gegenstaenden sprechen. Ire entdekung der Reichenauischen palimpsesten, muss in der ganzen christlichen literarischen welt Epoche machen. ich hatte die Reichenau so lieb! ich kam 1790. zum ersten male dahin und habe ire schicksale von ieher im auge behalten. vor 4—5 iaren kam einer der Bibliothecare der Karlsruher Bücherei hieher geschikt, um den prüfungen des elenden Schullerer seminars beizuwonen. ich fragte in: ob nach 30. iaren hofnung seie, einen cathalog der Reichenauer handschriften zu erhalten? er gestand mir: dass hiefür n o c h n i c h t s geschehen seie. Sie also, mein freund! mussten dise todten aus irem grabe hervorrufen und durch ire schriften ein noch nie gesehenes licht über die alleraelteste christliche liturgie verbreiten. dies freut mich über alle massen, denn ich denke dabei an Ir bewusstsein, nach vollbrachter arbeit, welches Inen sagen muss: exegi monumentum, aere perenne![1]) auf die facsimile's diser palimpsesten bin ich begierig! moegen sie in die besten haende gefallen sein! ich zweifle nicht, dass die urschriften durch den heil: Pirminius, 728. nach der Reichenau gebracht, und spaeter durch faule mönche zum rescribiren gebraucht wurden. machen Sie doch Ire entdekung so bald als moeglich nach Rom bekannt. ich wünschte und gewiss werden Sie es auch wünschen, dass Ire eroberung über die grosse unwissenheit unsrer zeit, so bald als moeglich über die ganze christliche welt verbreitet würde. H. Boulangêr wird Inen sagen, dass ich endlich, nach zweiiaeriger abmühung hier einen katholischen verein zu stande gebracht habe, der im fortschreiten begriffen ist. Gott gebe sein gedeihen dazu! noch sind wir nicht ganz in ordnung! aber es kann noch kommen. hauptsaechlich felt es noch am mute, selbst beim Clerus. Ich donnere denn zuweilen, wie

1) Sic!

Moses zu den anbeteren des goldenen Kalbes. Gott walts! und so viel ich merken kann, nimmt man es mir nicht übel. das volk ist gut! wer nur den schlüssel zu seinem herzen finden kann! denn one alles herz ist es warlich nicht. (folgen drei durchstrichene zeilen) So gehet es! wenn man 2 briefe zumal schreibet. das durchgestrichene gehoert in einen brief an Schmeller, den ich einem nach München reisenden mitgeben soll. Von mir haben Sie noch 2 das Kloster Wittichen betreffende handschriften, nebst der alten in 4° eine ganz neue in folio mit vielen haesslichen gemälden.

Der II. band der Bad. geschichtsquellen, sollte notwendig vollens ausgedrukt werden. wie viel geld würde denn hiezu erfordert werden? Ich hätte lust und mut deshalb einen schritt bei S. K. H. dem Grossherzog zu wagen.

Tu antem vale & fave.

Lassbergio tuo

Weib und Kinder grüssen Sie mit mir.

16.

Meersburg am Charfreitag 1850.

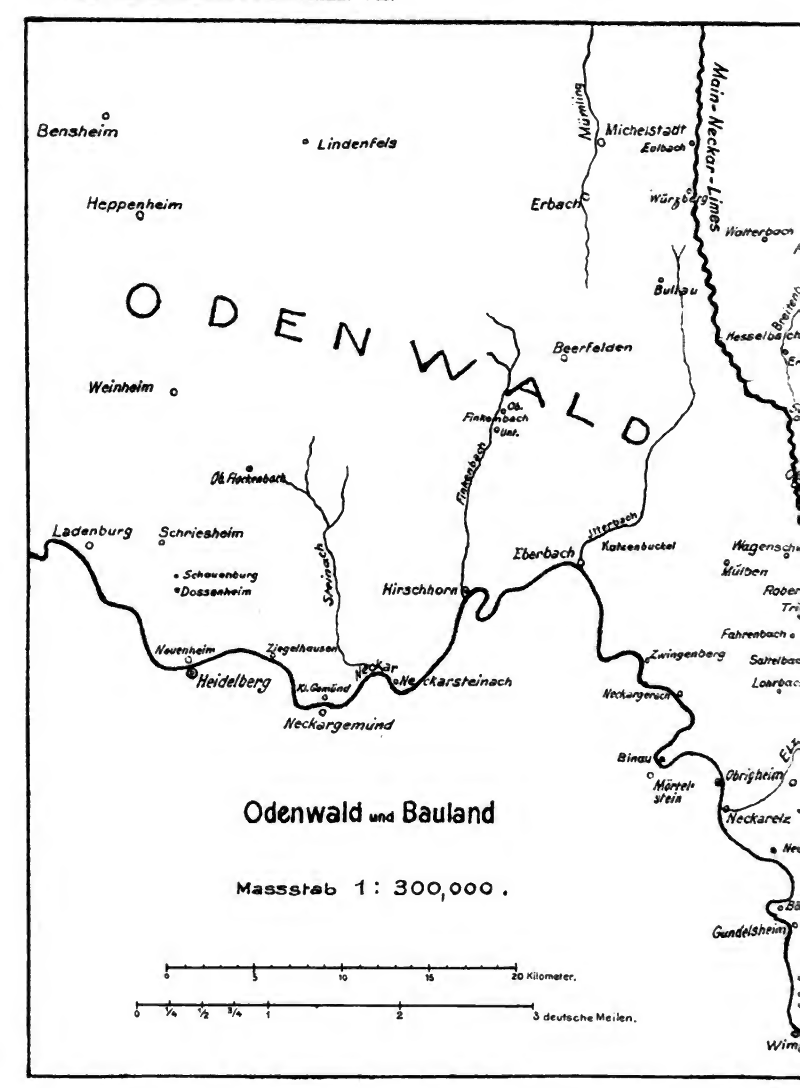
Mein vererter Herr und Freund!

Es kommt mich hart an! aber ich muss nolens volens, meine bitte erneueren: mir die beiden handschriften, betreffend die geschichte des Klosters Wittichen im Kinzigerthale, endlich zurückzusenden; denn ich bedarf irer wirklich ser notwendig. Sollten sie noch nicht abgeschrieben sein? so kann ich dies hier ser gut unter meinen augen bewirken lassen, da ich hier einen iungen mann kenne, der mit einer schoenen, hand auch ser correct schreibet: senden Sie mir also, ich ersuche Sie recht angelegenst darum, dise beiden handschriften, umgehend zurück. Ich besizze auch noch ein fragment einer diplomat: geschichte des Klosters St. Trutpert, welches ein moench desselben, nach der aufhebung desselben, nach Wolfach gebracht, wo er gestorben ist: nach seinem tode fand ich es bei dem dortigen Maler N. Moser, der es zu pakpapier verwendete. es sind noch merere Sexterne, die meist das XIV. & XV. iarhundert beschlagen. der text hat kritischen wert, und überall sind die archiv Numern der urkunden angefürt.

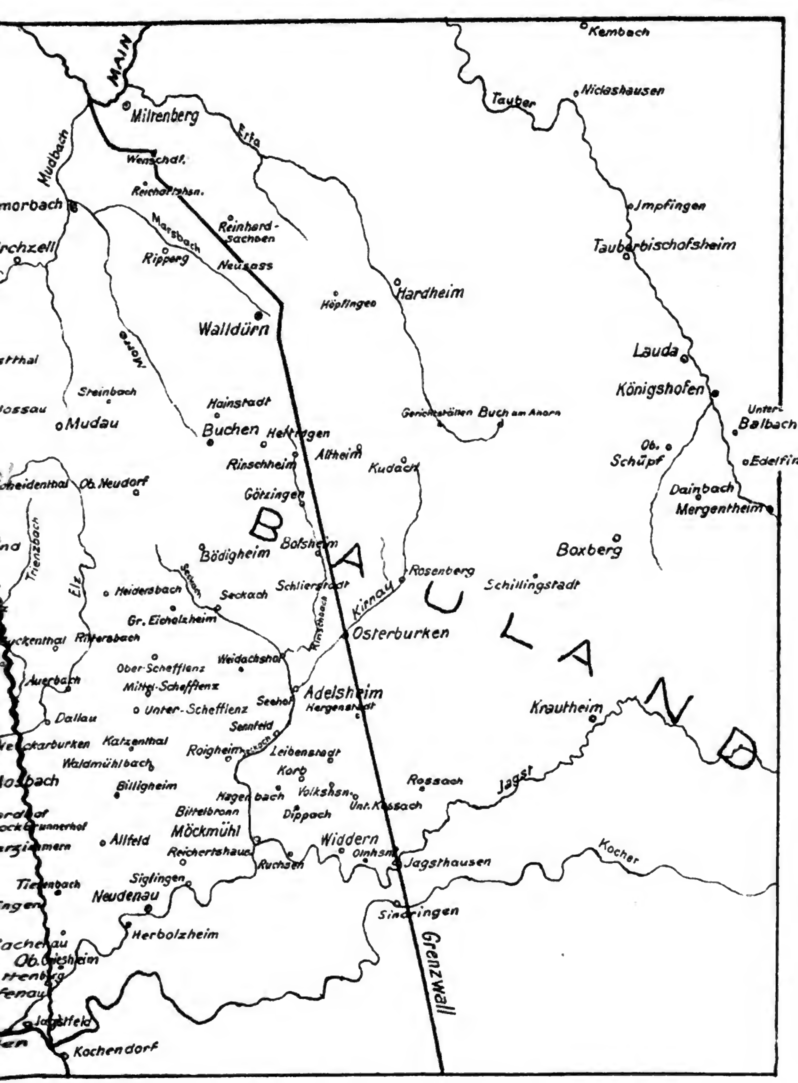
Nun lieber Freund! ich habe, durch die gefälligkeit des hiesigen Hrrn. Kaplan Benz, Ir buch über die alten Messen gelesen. alles ist hoechst merkwürdig; aber über das alter der frühesten schriftproben, sind mir doch noch einige zweifel übrig geblieben, naemlich über die be-

hauptung: dass sie dem 11. Jarh. angehoeren? aber darüber kann man nur, einander gegenüberstehend und mit den urkunden in der hand, sprechen: „sed aliquando dextraec oniungere dextram fas erit, & notas audire & reddere voces“ obschon ich am naechsten mittwoch über 8 tage in mein 81. iar trette, gebe ich die hofnung, Sie lieber Freund! noch einmal auf der Dagobertsburg zu sehen, noch gar nicht auf. Interim vale & amare perge

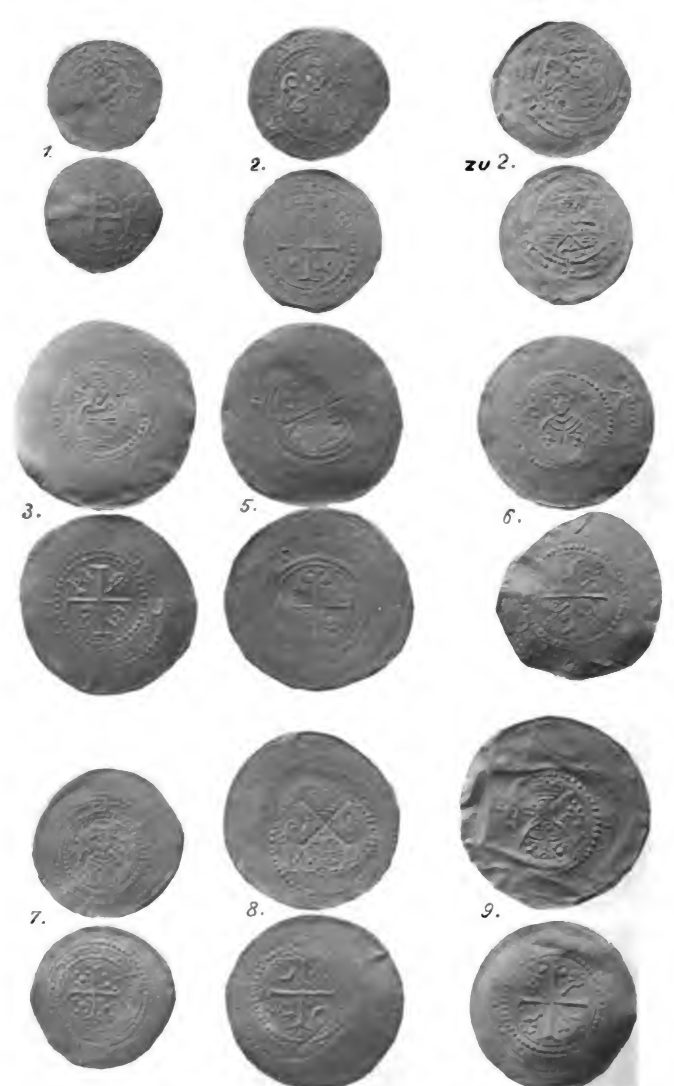
Lassbergium tuum.



Bensheim
Lindenfels
Heppenheim
ODENWALD
Weinheim
Mümling
Michelstadt
Eulbach
Erbach
Würzberg
Main-Neckar-Limes
Bullau
Beerfelden
Hesselbach
Ob. Finkenbach
Unt.
Finkenbach
Ob. Flockenbach
Steinach
Ladenburg
Schriesheim
Schauenburg
Dossenheim
Hirschhorn
Eberbach
Itterbach
Katzenbuckel
Neuenheim
Ziegelhausen
Heidelberg
Kl. Gemünd
Neckar
Neckarsteinach
Neckargemünd
Zwingenberg
Neckargerach
Binau
Mörtelstein
Obrigheim
Neckarelz
Gundelsheim
Wagenschw
Mülben
Fahrenbach
Odenwald und Bauland
Massstab 1: 300,000.
0 5 10 15 20 Kilometer.
0 ¼ ½ ¾ 1 2 3 deutsche Meilen.


MAIN
Miltenberg
Mudbach
Erfa
Tauber
Kembach
Niclashausen
Impfingen
Tauberbischofsheim
Hardheim
Höpfingen
Walldürn
Neusass
Reinhard-sachsen
Ripperg
Marsbach
Lauda
Königshofen
Unter-Balbach
Ob. Schüpf
Edelfingen
Dainbach
Mergentheim
Boxberg
Schillingstadt
Rosenberg
Kirnau
Osterburken
Gerichtstätten
Buch am Ahorn
Kudach
Altheim
Hainstadt
Buchen
Rinschheim
Götzingen
Bödigheim
Bofsheim
Schlierstadt
Seckach
Mudau
Steinbach
Ob. Neudorf
Trienzbach
Elz
Heidersbach
Gr. Eicholzheim
Rittersbach
Ober-Schefflenz
Mittel-Schefflenz
Unter-Schefflenz
Auerbach
Dallau
Katzenthal
Waldmühlbach
Billigheim
Allfeld
Möckmühl
Adelsheim
Seehof
Sennfeld
Roigheim
Leibenstadt
Korb
Volkshsn.
Dippach
Hagenbach
Bittelbronn
Widdern
Olnhsn.
Jagsthausen
Ruchsen
Reichertshausen
Siglingen
Neudenau
Herbolzheim
Sindringen
Grenzwall
Kocher
Jagst
Rossach
Krautheim
Unt. Kessach
Kochendorf
Jagstfeld
Ob. Griesheim
Tiefenbach
BAULAND

Taf. 1.



Taf. 2.

10.

11.

12.

13.

15.

16.

18.

23.

24.

25.

26.

